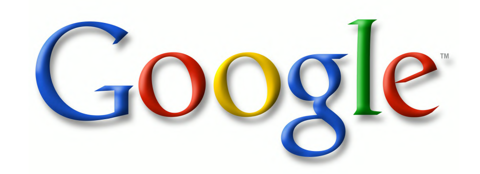
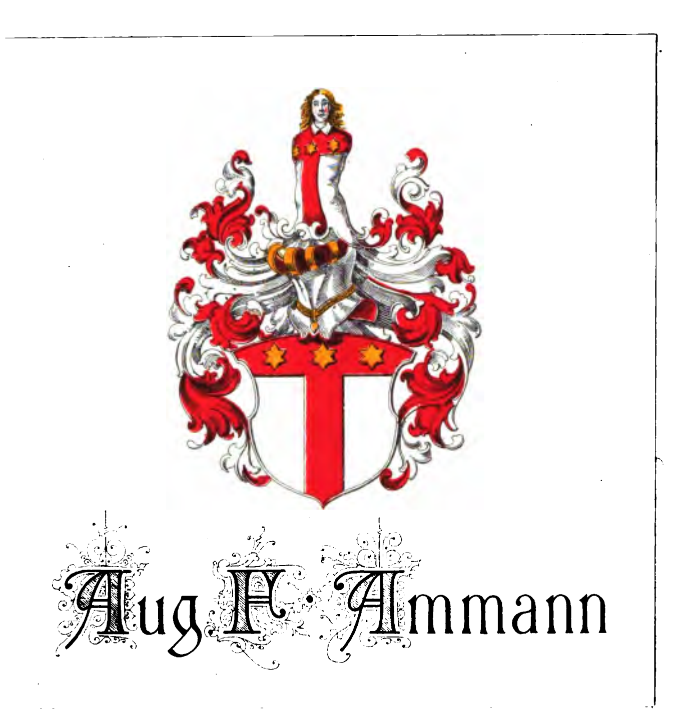
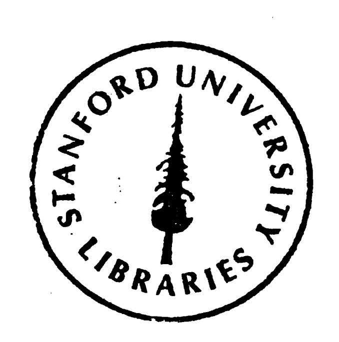
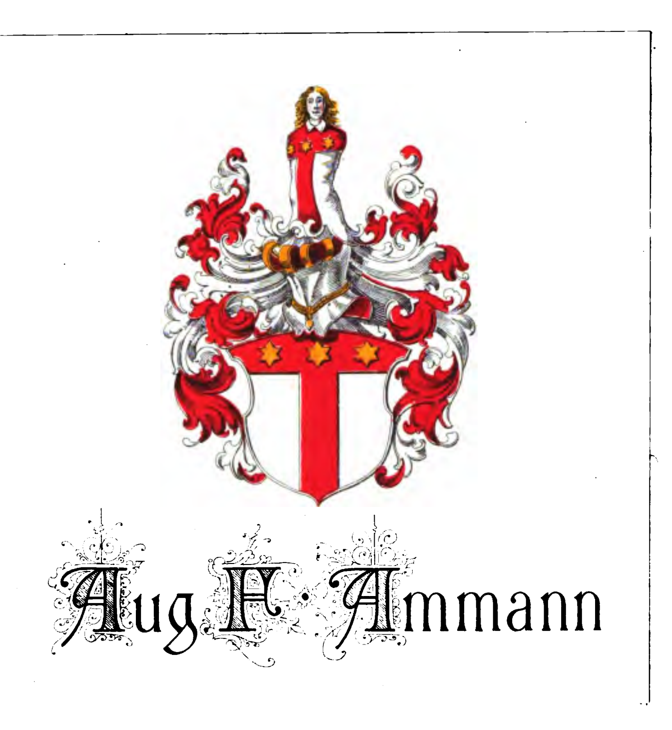
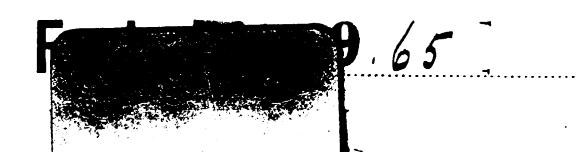



DQ
781
Z8
n. s. v. 14


Aug F. Ammann




Aug F. Ammann




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1891

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Vierzehnter Jahrgang.

Zürich.
S. Höhr.
1891.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Aus Briefen an J. J. Horner (1773–1831).

Mitgetheilt von Prof. Dr. H. Blümner.

In dem der Zürcher Stadtbibliothek testamentarisch überkommenen litterarischen Nachlasse des im Jahre 1886 verstorbenen Oberbibliothekars der Stadtbibliothek, Dr. J. J. Horner, befinden sich eine große Anzahl von Briefen, und darunter mehrere Convolute, die nicht an den eben Genannten, sondern an seinen gleichnamigen Vater gerichtet sind. Da ich früher von Herrn Dr. Horner persönlich erfahren hatte, daß sich in seinem Besitze noch eine Anzahl von Briefen befände, die der bekannte Kunsthistoriker und Freund Goethes, Heinrich Meyer, an Horner d. ä. gerichtet, und da ich von dem Herausgeber der Meyer'schen kleinen Schriften, Herrn Rektor Weizsäcker in Calw, um Mittheilung Meyer'scher Inedita, falls mir solche vorkämen, ersucht worden war, so nahm ich mir die Mühe, die gesammten Briefconvolute daraufhin durchzusehen. Aber leider vergeblich; kein Brief von H. Meyer fand sich mehr vor, eben so wenig wie Briefe von Schiller an Horner, von deren Existenz ein Gerücht ging. Das Bedauerlichste dabei ist, daß diese vergeblich gesuchten Reliquien höchst wahrscheinlich bedauernswerther Unkenntniß des Werthes der Korrespondenz zum Opfer gefallen sind, in Folge deren in den ersten Wochen nach dem Tode des alten Herrn damit angefangen wurde, die Briefsammlungen als werthlos zu beseitigen, bis ein Sachkundiger dahinter kam und das noch Vorhandene in Sicherheit brachte. Unter den so geretteten Briefen fanden sich einige, die theils um der Schreiber, theils um des interessanten Inhalts willen einer Veröffentlichung an dieser Stelle wohl werth scheinen und die ich daher zum Abdruck bringe. Zunächst aber dürften einige biographische Notizen über den Empfänger der Briefe am Platz sein.

J. J. Horner, geb. in Zürich 1773, empfing seine Jugendbildung vornehmlich durch Steinbrüchel und Hottinger. Seine Neigung wies ihn auf die philosophischen Studien hin; da indessen in jener Zeit der Weg zu einer Lehrstelle nur durch die Theologie führte, so mußte er sich diesem Studium widmen. Im Jahre 1783 erhielt er die Ordination; im folgenden Jahre bezog er die Universität Leipzig, um sich namentlich in Philologie und Philosophie weiter zu bilden. Philosophische Vorlesungen hörte er bei Heidenreich, philologische bei Beck; die Archäologie, die er bei letzterem hörte, zog ihn besonders an. Nebenbei studirte er Kant. Daran schloß sich dann ein mehrwöchentlicher Besuch in Weimar, wo er H. Meyer besuchte und durch diesen bei Goethe, Herder, Wieland, Bertuch, Böttiger, eingeführt wurde. Mit Meyer schloß er Freundschaft, die bis zum Tode dauerte und zu einem regen Briefwechsel, namentlich über Kunst und Litteraturerzeugnisse, führte. 1795 nach Zürich zurückgekehrt setzte Horner seine Studien fort und ertheilte daneben Privatunterricht. 1800 erhielt er den Lehrstuhl für Kirchengeschichte am Carolinum, bald darauf aber den der praktischen Philosophie; 1806 dazu die Vertretung der Aesthetik; 1802 besuchte er Paris. Inspektor des Alumnates wurde er 1809; 1817 erhielt er die erste Bibliothekarstelle an der Stadtbibliothek. Daneben aber ging immer eine eifrige gelehrte Thätigkeit einher, so die Herausgabe einer Zeitschrift, des „Helvetischen Journals für Litteratur und Kunst", wovon nur ein Band erschienen ist (1802); bei einer Wiederaufnahme des Unternehmens kam es auch nur zu einem Bande (1805). Ferner schrieb er eine „Künstlergalerie oder Biographieen berühmter Maler und Dichter", 1807; „Bilder des griechischen Alterthums", 1821—26; auch mehrere Neujahrsblätter. Im Jahre 1831 endete ein Schlagfluß plötzlich sein Leben, nachdem er noch kurz vorher seine Lieblingsvorlesung über alte Kunst mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit gehalten hatte[1]).

---

[1]) Obige biographische Angaben sind dem Artikel über Horner von Escher in Ersch-Grubers Encyklopädie, Sektion II, Bd. XI, S. 32 ff entnommen.

Ich theile hier zunächst die Briefe einiger Personen von bekanntem Namen mit, um dann noch Einiges aus Briefen von verschiedenen Absendern mitzutheilen, bei denen mehr der Inhalt als die Persönlichkeit des Briefschreibers unser Interesse erregt.

Vier Briefe rühren von A. W. Schlegel (1767—1845) her, der während seines Aufenthaltes in Coppet bei Frau von Staël mit Horner in Korrespondenz trat. Sein erster Brief lautet:

Genf, den 14ten März 1811.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeb. haben, ohne daß ich die Ehre hätte, Ihnen persönlich bekannt zu seyn, mich ungemein verpflichtet, indem Sie meinem Freunde, dem Bildhauer Tieck, aus dem Briefwechsel des hochverdienten Bodmer einige merkwürdige Nachrichten mitgetheilt, die mir sehr zu Statten kommen. Dieß macht mich so dreist, Sie um eine wichtigere Gefälligkeit anzugehen, wodurch Sie mir bey einer Arbeit über die Geschichte der altdeutschen Sprache und Dichtkunst, die ich eben vorhabe, eine wesentliche Hülfe leisten würden. Wie sich Ew. Wohlgeb. leicht vorstellen können, bin ich dabey hier größtentheils auf meine eigne Büchersammlung beschränkt, und wegen meiner langen Entfernung von Deutschland habe ich mir manches nöthige nicht verschaffen können. Unter anderm fehlt mir das bekannte Heldenbuch. Wäre es nicht möglich, mir solches aus der Züricher Stadtbibliothek nur auf einige Wochen zu leihen? Gern würde ich jede Sicherheit für den Werth des Buches ausstellen, falls es zu Schaden kommen sollte, welches aber kaum denkbar ist. Auch würde das Buch die schweizerischen Gränzen nicht verlassen, indem ich in Kurzem nach Coppet gehen werde, wohin es zu senden wäre. Ich bin zwar kein gebohrner Schweizer, aber schon so lange in der Schweiz wohnhaft und so gut schweizerisch gesinnt, daß ich wohl billig als ein Einheimischer betrachtet werden dürfte. Ist aber die Gewährleistung eines schweizerischen Eigenthümers erforderlich, so wird Frau von Staël gern für mich die nöthige Sicherheit ausstellen.

Man hat mir aus der Münchner Bibliothek vor einigen Jahren die dortige Handschrift der Nibelungen auf geraume Zeit ins Ausland verabfolgen lassen, eine Handschrift, die wirklich unersetzlich gewesen wäre, falls sich ein Unglück damit ereignet hätte. Sie ist aber unversehrt und auf das sorgfältigste eingepackt zurückgeliefert worden.

Wenn es irgend möglich ist, so bitte ich Ew. Wohlgeb. um eine baldige günstige Entscheidung, weil mir nur dadurch die Mittheilung noch zu Statten kommen kann. In der Hoffnung, daß Sie mir gütigst meine Zudringlichkeit verzeihen werden, habe ich die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

A. W. Schlegel.

Coppet, den 22sten Oct. 1811.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeb. danke ich für die verbindlichen Zeilen, wodurch Sie mir den richtigen Empfang des Parsival und Titurel melden. Mit schwerem Herzen habe ich das Buch eingepackt, denn ich war mit diesen labyrinthischen Untersuchungen noch längst nicht zu meiner Befriedigung zu Ende, aber ich wollte die Zurücksendung um keinen Tag verspäten. Den Ertrag Ihrer gefälligen Mittheilungen werden Sie nächstens in den Heidelberger Jahrbüchern finden.

Es hat mir in mancher Hinsicht leid gethan, meinen Aufenthalt in Zürich nicht mehr verlängern zu können. In Bern vermißte ich einen Bibliothekar wie Sie. Hr. Tscharner ist ängstlich zurückhaltend, und ohne Interesse für die Gegenstände, die uns so lebhaft beschäftigen, und worüber ich mich aus Ihrem Gespräch vielfältig belehrte. Indessen habe ich doch durch Hrn. Freudenreichs Vermittlung ein Manuscript des Parsival im Hause gehabt, von dessen Daseyn man erst seit kurzem wußte. Es ist auf Papier, mit rohen Bildern verziert und sehr jung, vermuthlich erst vom J. 1467.

Indessen dürfte es doch bey einer künftigen kritischen Ausgabe des bis jetzt unlesbaren Gedichtes nicht vernachläßigt werden. Sonst giebt es auf der dasigen Bibliothek noch sehr wichtige historische Anekdota.

Die neue Ausgabe meiner Gedichte muß schon versendet seyn, aber die Schrift über die Nibelungen ist noch nicht weiter vorgerückt. Mein missionarisches Predigen, man solle dieß urdeutsche Heldengedicht, wie bey den Griechen den Homer, in den Schulen erklären, scheint hie und da einigen Eingang zu finden. Ich habe darüber dem Erzieher im Fellenbergischen Institut meine Gedanken mitgetheilt, auch Hr. Niederer hat davon gehört, und bezeigt sich bereitwillig zu einem Versuch. — Freylich wird erst auch eine eigends hiezu eingerichtete Ausgabe erfodert.

Von Hagens[1]) Heldenbuch erwarte ich viel gutes, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie der Orellschen Buchhandlung Auftrag geben wollen, mir sowohl dieses als die Dänischen Volkslieder von Grimm[2]) durch den nächsten Waarenwagen auf meine Rechnung nach Coppet zu schicken. Die Volkslieder sind mir schon in Wien durch die Hände gegangen, doch weiß ich nicht, was ich von den Versen der Herren Grimm erwarten soll, da ihre Prosa nicht die beste ist. Gelehrt sind sie und tüchtige Arbeiter, aber bis jetzt war mir alles unerfreulich, was von ihrer Hand kommt. Mein Bruder schreibt mir darüber: „Grimms altdänische Lieder haben meine Erwartung nicht befriedigt. Die eigentlich Dänischen sind, obwohl sie treu übersetzt scheinen, oftmals sogar etwas wunderhörnern. Diese eigne Gattung von halb verrückten Volksliedern mag in allen protestantischen Ländern seit der Reformation durch den Untergang der alten großen Nationalgedichte entstanden seyn. Die wenigen auf Nibelungische Mythologie sich beziehenden in Grimms Sammlung scheinen mir ein äußerst später, verworrener und wenig erfreulicher Nachhall der deutschen Nibelungen zu seyn. Die Wolsunga-Saga muß dagegen wie ein göttliches Eisgebirge emporragen."

---

[1]) Friedrich Heinrich v. d. Hagen (1780—1856), namhafter Germanist.

[2]) Die „Altdänischen Heldenlieder, Balladen und Märchen", übers. von Wilhelm Grimm (1786—1859), erschienen Heidelberg 1811.

Mit Anfang des nächsten Jahres ꝛc. . . . . (Das Uebrige ist ohne Interesse).

In einem dritten Briefe, d. d. Coppet 8. April 1812, ersucht Schlegel um Bücher; berichtet von seinen altdeutschen Studien und den bereits erschienenen Schriften; Anfrage betreffend das Wappen des Wolfram von Eschenbach.

Ein vierter Brief, d. d. Coppet 11. April 1812, enthält eine Anfrage betreffend das Jahr, in dem Anno von Cöln canonisirt worden ist, hervorgerufen durch Zweifel über das Alter des Annoliedes. Hier heißt es u. A.:

Es kommt mir in Bezug auf das alte Gedicht vom heil. Anno darauf an, das Jahr zu wissen, wann dieser Erzbischof von Cöln (gest. am 4ten Dec. 1075) canonisirt worden. Bodmer nimmt an, das Lobgedicht auf den heil. Anno sey weniger als 50 Jahre nach seinem Tode, also vor dem Jahre 1125 geschrieben. Nach der Sprache und dem Versbau war ich auch geneigt, dies für wahr zu halten; allein in der Art de verifier les dates steht, seine Gebeine seyen erst im J. 1183 ausgegraben und zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Wäre die förmliche Heiligsprechung erst damals erfolgt, so hätte das Gedicht auch nicht früher geschrieben werden können. Dieß hängt zusammen mit ähnlichen Zweifeln über das Alter des Königs Rother, der troß der Sprache und den unförmlichen Versen meines Bedünkens erst nach der Stiftung des Herzogthums Meran geschrieben seyn kann. Die Bestätigung dieser Annahme würde auf den Schluß führen, daß entweder in den gleichzeitigen Hervorbringungen eine äußerst große Ungleichheit in Absicht auf Sprache und Kunst stattgefunden, oder daß manches, was wir an den Schluß des 12ten Jahrhunderts setzen, beträchtlich überarbeitet worden. — Es ist endlich einmal Zeit, die Geschichte unsrer Poesie mit genauer Kritik zu behandeln.

Ausführlicher und interessanter sind die Briefe des Bildhauers Friedrich Tieck (1776—1851), eines Bruders des Dichters. Derselbe kam 1809 von Rom aus, auf eine Einladung der Frau von Staël

nach Coppet, wo er am Grabmal Neckers arbeitete. Dann hielt er sich längere Zeit in Genf auf und ging 1812 nach Italien zurück. Horner hatte er bei einem Aufenthalt in Zürich kennen gelernt. Er schreibt an ihn aus Bern, d. 12. Februar 1812, nach einigen einleitenden Sätzen allgemeineren Inhalts:

— — Ich habe hier Schlegel nicht nur noch angetroffen, sondern wohne auch bei ihm im Zimmer, und wir beiden scheint es denken noch nicht an die Abreise, doch wird solche wahrscheinlich sehr plötzlich kommen. Schlegel läßt sich Ihnen aufs beste empfehlen und schon sehr häufig habe ich Stoßsäufzer von ihm gehört, daß Sie nicht hier in Bern sind, da es ihm unmöglich ist, nach Zürich zu kommen, denn wirklich ist dies hier eine über alles unlitterarische Stadt, die Bibliothek schlecht, und noch schlechtere Bibliothekare. Schlegel hat jetzt eben wieder einen kleinen Aufsatz vollendet, über historische Gedichte einiger Meistersänger auf Rudolph von Habsburg gemacht, welcher nebst einigen der Gedichte nach seinen Erläuterungen in seines Bruders Monathsschrift [1]) erscheinen soll. Sie werden nach unsrer jezigen Ortographie abgedrukt, und er giebt kurze erklärungen und Noten dazu. Haben Sie nochnicht das erste Heft von Friedrichs Schlegels Vaterländischem Museum gesehen? suchen Sie sich doch solches zu verschaffen, denn wie ich in einer Anzeige gesehen habe, ist auch ein Aufsatz von Fr. Schlegel über Jakobis Schrift und wie es scheint über die Philosophie überhaupt. Es mag dies merkwürdig sein, da er doch wahrscheinlich als Catholik geschrieben hatt.

W. Schlegels Abhandlung über den Titurel ist bereits im Novemberstuk der Heidelberger Jahrbücher abgedrukt; haben Sie es schon gelesen, oder vielmehr endlich? Da er es selbst nicht hatt so habe ich es auch noch nicht gesehn, und doch scheint er sich etwas drauf zu guthe zu thun. Da er weiß, das ich Ihnen schreibe, so sagt er mir eben, das er Ihnen auch nächstens schreiben würde, und ich will treiben das ein solches geschieht. Denn wirklich könnte es wohl lange anstehen, da er hier ziemlich viel Besuche macht, und zu Hause entweder Arbeitet, liest, oder schläft, also

---

[1]) Die 1812—13 erschienene Zeitschrift „Deutsches Museum".

immer fleißig ist; das Briefe schreiben geth fast einzig nur nach einem Ort hin, wohin ich solches am wenigsten gönne im Vertrauen gesagt.[1]) Sonderbar genug, daß wir den Nahmen so lange ich hier bin, ich glaube kaum ein einzig mal genannt haben. Doch was interessirt Sie daß, verzeihn Sie meine Unart, die immer annimmt, jeder müsse sich auf meine Weise für meine Freunde interessiren. — Ich habe hier eine Zeichnung, ein Portrait angefangen und beinahe vollendet, dies ist die Ursache, die außer Schlegel mich zurückhält, zudem ich lieber hier als in Mayland auf meinen Koffer warten will. Bern gefällt mir aber eigentlich auch wohl, die schönen reinlichen Arkaden, und die schöne Gegend und Aussicht auf die Hochgebürge. Ich möchte es wohl im Sommer sehen, obgleich ich doch noch ein wenig den Zürich See vermisse. Bei Lombach[2]) bin ich gewesen. Er hatt ein ganz vortreffliches Atelier bauen lassen, und wird nun im Frühjahr ein 40 Schuh großes Bild anfangen, welches ganz durch die einzige Figur Gott Vaters ausgefüllt werden wird, welcher nach dem Klopstokschen Verse sein Haupt und Arme durch die Himmel strekt, die Figur sizt so viel ich weiß. Er will solches mit chemisch zubereiteten Farben mahlen, welche in vielen Monathen nicht troknen, um solches alla prima fertig machen zu können, weil auf diese Art behandelt gewisse Dinge einen schönen Glanz erhalten. Das nun abgerechnet habe ich sehr schöne Composizionen bei ihm gesehen und wünschte recht von Herzen das ich mit solcher Leichtigkeit und Nettigkeit Contoure zeichnen könnte. Könnte er einsehen lernen, daß gewisse Effekte und Dinge sich gewiß viel besser in Gemählden von geringem Umfange, als in Ungeheuren darstellen lassen, würde er unstreitig ein vortrefflicher Mahler werden —, Aber so! Auch Volmar[3]) bedacht die Zürcher Kunstausstellung

---

[1]) Nämlich an Frau von Staël nach Coppet.

[2]) Ludwig Lombach von Bern, 1764—1844, war, wie es scheint, wesentlich Dilettant.

[3]) Joh. Georg Vollmar, geb. 1770, aus Schwaben, arbeitete in Zürich für Lavater, ging dann nach Lausanne, später nach Italien; von da zurückgekehrt, malte er 1807 den Abschied Niklaus von der Flüe. Seinen dauernden Wohnsitz nahm er dann in Bern, wo er Professor an der Kunstschule war.

mit einem neuen Opus, welches aber doch etwas kleiner als das Vorjährige sein wird. Der Gegenstand ist Schultheiß Steiger welcher um Nägelis Tochter freit, welches auch Usteri vor einigen Jahren einmahl zu einem Neujahrsstuck gezeichnet. Auf dem gezeichneten mehr als Scizze, sind die Figuren jämmerlich verzeichnet und die Vorstellung fast noch unverständlicher als bei Usteri. Aber einen wirklich sehr schönen Antiken-Saal hatt man hier, groß und geräumig, und von vortrefflichem Effekt, und zum Theil Sachen welche ziemlich neu abgeformt sind, die Gruppe des Laokoon, den Faun mit dem jungen Bacchus aus der Villa Borghese, die Achilles-Figur eben daher, die Minerva von Velletri, den Apollo, Castor u. Pollux, den Apollin, Venus Medicis, Germanicus, Johann von Bolognas Merkur, vom Wind getragen, den Torso, aber nur wenig Köpfe, wenn solche nicht etwa an einem andern Ort standen, wo ich solche nicht sah, weil der P. Sonnenschein, eben einige Damen unterrichtete, und ich nicht unbescheiden mich hineindrängen wollte.

(Das Uebrige betrifft mehr persönliche Dinge und lohnt nicht, mitgetheilt zu werden.)

Carrara, den 21. May 1812.

Geehrter Herr und Freund, da sehen Sie mich glücklich an den vorläufigen Ort meiner Bestimmung angekommen, und eingerichtet wie man es hier immer sein kann. Ein junger Mann und Bildhauer von Talent, ein Florentiner von Geburth, den ich in Paris gekannt und welcher Professor der hiesigen Bildhauer-Schule ist, hat mir Haus und Atelier angeboten, und so werde ich nun, sobald nur die Erde geknetet ist, den Bruder Klaus, und nachher die andern berühmten Männer modelliren. . . . . . (Persönliches) . . . . Es hatt mir leid gethan, das Sie mit dem Stük von Schlegels Schrift über die Nibelungen nicht ganz zufrieden gewesen. Da ich dis in der That nicht gelesen, also nicht weis, welchen Theil dasselbe enthält, kann ich auch nichts sagen. Es wird, oder ist, schon ein anderes Stük gedrukt, welches vom Historischen mehr enthalten wird. Doch hatt er dis nur zurükgehalten, um nicht vorlaut etwas zu sagen,

was er vielleicht nicht in allen Punkten hätte evident beweisen können. Auch fällt alles darin sehr zur Ehre Oesterreichs aus so viel ich weis, das von daher nichts den Druk zurückhalten könnte. Das Schlegel sagt dies Gedicht wie viel andre seien erst durch die Reformation in Vergessenheit gerathen, hat er freilich mit keinem Beweise belegt, doch scheint es mir auch wahrscheinlich wenn man an den Geist der Zwietracht und Verfolgung denkt der von allen Seiten dadurch aufgeregt wurde. Auch sind sicher viele der Reformations-Schriften gewiß nicht gelehrt geschrieben, ich bin über einige derselben, welche ich dem Nahmen nach kannte, und die mir in Bern in die Hände fielen, erstaunt, wie selbst auf die gemeinste Art unlogisch sie waren. Schlegel wird sich gewiß nie einfallen lassen zu sagen, das nicht in späterer Zeit mehr Protestantische als Katholische Gelehrte gewesen, Aber die Gelehrsamkeit nimmt doch nicht erst mit derselben ihren Anfang und wie lange Zeit hatte doch wohl die Streitsucht über die Religion alles andere Erstickt, besonders da ja Protestantischerseits es zur Sprache gebracht wurde alles andere Wissen daneben zu verachten. Der Verfall der Katholiken war die nothwendige Folge, daß man engere Schranken aus zu weit getriebener Furcht zog, um das nicht das was man für ein Uebel hielt noch weiter sich verbreiten sollte. Dies glaube ich läßt sich auch beweisen, und so glaube ich das Schlegel es meint. Wie viele Schriften und Sachen müssen nicht allein in dem Bauernkrieg untergegangen sein, nach dem nur allein zu Urtheilen was diese Bluthunde der Sage nach allein im Kloster Lorch zerstört, wo die Pferde bis an den Bauch in zerrissenen Pergamenten gewatet. Sie werden wahrscheinlich viel früher einen Brief von Schlegel gehabt haben, da es mir unmöglich war ihm in Bern die Jahrzahl der Kanonisation des h. Anno zu verschaffen. Ich habe bis hierher eine sehr angenehme Reise gehabt, obgleich zum Theil etwas heiß, da ich glaubte, auf den Bergen zu frieren. Nach Saxeln hatte ich an den Landammann von Flue eine Empfehlung vom Landammann Heer, so das er mich nicht nur freundlich aufnahm, sondern alles zeigte und sagte was nur in seinen Kräften stand. Das die Bilder des Bruder Klaus ähnlich sein müssen, scheint mir unläugbar

da alle Glieder der Familie aufs äußerste diesen Bildern ähnlich sehen wie ich durch den Anblick des Landammanns, und der Portraits seiner Brüder welche er mir zeigte überzeugt wurde. Zu späth erfuhr ich das am Ranft ein Kapellan von der Flue ein alter Mann leben soll welcher diesen Portraits noch ähnlicher durch sein alter ist. Der Landammann hatte mir abgerathen dahin zu gehen, als wo nichts zu sehen sei. Er selbst besitzt eine kleine Holzstatue, von welcher die Sage geth das sie noch bei seinen Lebzeiten gemacht sei, und die in der Familie immer von Vater auf Sohn vererbt, und der Arbeit nach ist gegen das Alter nichts einzuwenden. Dann ein anderes großes Bild in ganzer Figur, welches gut gemahlt auf Holz, den Flügel des Altars in der alten Kirche wo er begraben lag ausgemacht hatt. Dies zeigt aber einige Spur florentinischer Schule, indem sichtlich darin nach Größe gestrebt ist. Die Gebeine, wovon ich mir den Schädel gezeichnet, sind die Schätze, die ich gesehen, und will nun wirklich eilen das Model zu machen, ehe ich die Sache aus dem Gedächtniß verliehre. Auf dem Gotthardt traf ich noch viel Schnee an und in der Nacht vorher ehe ich die Höhe überstieg war daselbst eine große Lauvine gefallen deren Schneemassen man überklettern mußte. In Mayland bin ich nur einen Tag gewesen, und habe also dort Niemanden kennen gelernt, auch nichts gesehen als den Dom, der ganz aus weißem Marmor einen schönen Effekt macht und noch schöneren machen wird wenn er ganz wird vollendet sein. In Parma blieb ich ebenfalls einen Tag, aber die Kuppeln Corregios sind fast ganz zerstört besonders die im Dom, und jene in St. Giovanni ist so dunkel das man fast nichts sieth, als nur in der Mittagsstunde, welches ich nicht wußte, und diese also versäumt hatte. Sehr schön und ziemlich guth für Fresko-Bilder erhalten ist das Zimmer im Pauliner Kloster, von welchem ich wünschte das Sie es mit mir gesehen, so wie die Madonna della Scala fast das reizendste ist was man sehen kann, aber auch diese hatt gar sehr gelitten. Noch wird auf der Bibliothek die Madonna von Christus gekrönt, colossale Kniestüke, aufgehoben, als Ueberrest, des Grundes (?) der Nische des Chors in St. Giovanni, welches die Chor-

herren hatten herunterschlagen lassen, und als sie die vortreflichkeit des Bildes das sie zerstört hörten, ließen sie solches wie die Sage geth von Parmigianino wieder mahlen. Wenigstens hatte dieser die zwei Mittelsten Figuren von diesem Gemälde des Corregio copirt, an dem übrigen zweifle ich fast, denn solche scheinen mir zu sehr er selbst zu sein, doch kann es auch sein das diese nur schlecht ausgefallen, da die Vorbilder nicht mehr existirten. Der Weg von Parma bis hierher geth größtentheils über sehr unangenehme Gebirge, die mir vergebens die Schweitz vorlügen wollten, und mich es nur schmerzhaft empfinden ließen, das ich von derselben entfernt sei. — Hier ist ein alter französischer Maler Namens Demarez[1]), der große historische Bilder im ächt französischen Stile mahlt. So hatt er ein allegorisches angefertigt, wie der Genius des Kaisers N. die Prinzessin von Lucca weg nach Florenz führt, alle großen berühmten Männer jener Stadt wandeln vor ihr her, und hinter ihr drein heulen und schreien die Verlassenen. Sonst ist hier nichts als ein enges schön grünes Thal, auf der einen Seite eine ganz kleine Aussicht auf die See, und Marmor.

(Der Rest ist wieder persönlich.)

Carrara, den 12. Julius (1812).

Theurer, verehrter Freund was thut man wenn man desparat wird? Sich dem Teufel ergeben? Niemand glaubt mehr an den Herrn, und so glaube ich ist er seelig verschieden. Catholisch werden? Das ist heut zu Tage so mode geworden, das es gar nichts besondres mehr ist, und hier, wo man gar keinen Gedanken hatt, das ein Mensch etwas anders sein könnte wie kann man es da nur anfangen, auch möchte es langweilig sein. Oder gar sich aufhängen? aber ich fürchte, der Strick möchte reißen, oder mann mich sonst wieder herunter nehmen, oder vielmehr

[1]) Ein Historienmaler Desmarez, auf dessen Wesen das, was Tieck hier erzählt, gut passen würde, wird in Naglers Künstlerlexikon III, 360 aufgeführt, aber als 1803 in Toscana gestorben bezeichnet. Falls es dieselbe Persönlichkeit ist, wäre also das Todesjahr bei Nagler zu berichtigen.

nicht reißen, und mich hängen laßen, und dann könnte ich Ihnen in der Verzweiflung und Desperation keinen Brief mehr schreiben, das gar in der Welt nicht mehr zu leben ist, denn Ihren Brief habe ich erst vorgestern, am 10., also nach einem Monath erhalten, der Brief von Weimar war vom 29. April, also über 2 Monath alt, und das bringt mich wirklich aus der Fassung. . . . .

(Es folgen persönliche Bemerkungen.)

. . . . . Ich danke Ihnen recht sehr für die Kunstnachrichten aus Zürich und wünschte Ihnen auch schöne Neuigkeiten schreiben zu können, doch hätte ich auch gewünscht zu wissen, welchen Beifall Landolts [1]) Officier gehabt hätte, denn der Professor hatt außer der Aehnlichkeit, die aber unangenehm ist, wohl schwerlich Beifall gefunden, erstlich um der Person willen, die nicht Mittel gefunden sich sonderlich beliebt in Zürich zu machen, und dann das er es größer als die Natur gemacht, und es hatt etwas gegen sich, Jemanden den man mit einem sehr kleinen Gesicht zu sehen gewohnt ist, in einem so großen Kopf zu sehen. Das schiefgespannte des Blicks muß aber die Aehnlichkeit vermehren, da man dem Original oft einen Vorwurf daraus gemacht hatt, und wenn man ihn vollends nach einer solchen Landschaft hin sehen läßt, kann er doch auch unmöglich ein angenehmes Gesicht schneiden. Vollmars Bild, das ich freilich nur unfertig gesehen habe, hatt mir nicht so mißfallen, wie es in Zürich scheint. Doch ist das natürlich, warum hat man das erste Bild so vergöttert. Gemahlt und auch gezeichnet ist dies kleine unstreitig besser, die Falten sind doch wirklich Falten, und lebendige Farben. Kleinlich ist es freilich troz Lombachs einreden. Das es in Zürich nicht gefallen würde dachte ich mir wohl, weil Usteri denselben Gegenstand einmahl gezeichnet hatt und gewissermaßen besser, wenigstens lebendiger, und der Eindruck des ersten bleibt immer, wenn der zweite es nicht auf eine ganz eklatante Art besser macht, wie dies nun freilich nicht ist. Das man in unsern Tagen noch wirklich gute Fruchtstücke mahlte habe ich nicht geglaubt, und

---

[1]) Salomon Landolts, des „Landvogts von Greifensee“.

hätte diese wohl sehen mögen. Und Sie sind wieder nicht in Zofingen gewesen? u. s. w.

. . . .

Ich hier mache immer Modelle und lasse in Marmor arbeiten, und möchte gern auch etwas nach der Ehrenwerthen Stadt Zürich schikken, ich weis aber nicht was. Mein Klaus von der Flue ist troz aller Mühe schlecht, die andern Herren haben gar kein Interesse, um die Reise dorthin zu machen. Haben Sie denn keinen Zürcher dem Kronprinzen von Bayern vorzuschlagen, alter oder neuer Zeit, von welchem sich ein schönes Bild vorfindet, da er die Reformatoren nicht haben zu wollen scheint. Oder haben Sie Lust einen Lessing zu besitzen, auch lasse ich Schlegels Büste hierher kommen. . . . .

. . . .

Gern schriebe ich Ihnen Neuigkeiten, aber ich weis keine, keine Kunstneuigkeit selbst einmahl. Doch etwas. Canova war beauftragt eine Statue für das Museum in Florenz zu machen, an die Stelle der Venus Medicis. Nun hatt er eine Venus (im)pudique gemacht, nemlich eine zierliche Mamsell mit Tanzfüßen und einem ungeheuren Haarschopf, in der Stellung der Venus Medicis, die aber ihr ganzes Vordertheil oder Seite mit einer schlechten Drapperie bedeckt. Da hat man nun in zierlichen Versen gesagt, das er recht für die Florentiner gearbeitet, indem solche Venus nur den nackten Hintern zeigt, als welchen Geschmack man den Florentinern vor anderen schuld giebt.[1]) So hoffe ich werden wir es noch erleben das der Mann doch wirklich seinen Ruhm überlebt. Seine Statue des Kaisers in Paris sieth Niemand, denn dieser hatt solche dem Senat geschenkt, und die guten Männer wissen gar nicht was damit

---

[1]) Von dieser Statue der aus dem Bade steigenden Venus sagt Nagler a. a. O. II., 335: „Dieses ist durch Adel der Form und Lauterkeit der Arbeit eines der vorzüglichsten Meisterwerke der neueren Sculptur."

anfangen, auch ist solche redlich in Paris ausgepfiffen worden.[1]) Nun leben Sie wohl rc.

In einem vierten Brief, Carrara, 23. Julius 1812, dankt Tieck für übersandte, nunmehr schneller beförderte Briefe, teilt mit, daß er vom Kronprinzen von Bayern den Auftrag erhalten hat, die Büste des Marschalls von Sachsen zu machen, und bittet, daß man ihm von Zürich aus Hilfsmittel dazu, vornehmlich Abbildungen von Pigalles Monument in der Thomaskirche in Straßburg, eine Maske des Kopfes oder dgl. verschaffe, wofür die Hilfe des Kunsthändlers Fuesli in Anspruch genommen werden soll. Tieck empfiehlt dringendste Eile, weil der Kronprinz auf ihn böse ist und ihm kein Geld mehr schicken will, ehe er Arbeiten von ihm hat.

Von spezifisch zürcherischem Interesse ist sodann der im folgenden mitgeteilte Brief des bekannten Historienmalers Ludwig Vogel (1788 bis 1879). Derselbe war im Jahre 1810 nach Rom gekommen und schrieb von da am 4. August desselben Jahres an Horner folgenden Brief:

Verehrtester Herr Professor!

Ein Anliegen, das ich Ihnen schon vor einiger Zeit gerne zu äußern wünschte, veranlaßt mich an Sie zu schreiben, ich getraute mich aber nicht, mir diese Freyheit zu erlauben, doch Ihre gütige Beurtheilung meiner ersten Versuche aus Wien, wobey, wie Papa mir schrieb, Sie mir rathen nicht von dem Wege mehr abzugehen, den ich nach vielem Hinundherschwanken mir endlich erwählt habe, und nun hier die Versicherung Ihres Freundes, meines lieben H. Kellers[2]), daß Sie es mir gewiß nicht übel nehmen werden, ermunterten mich daß ich es nun wage Ihnen meinen Wunsch zu äußern.

---

[1]) Napoleon selbst scheint mit dieser Statue nicht zufrieden gewesen zu sein; er soll, als er sie sah, gesagt haben: „Glaubt denn Canova, daß ich durch meine Fäuste siege?"

[2]) Der Bildhauer Heinrich Keller.

Im Anfang meines Aufenthaltes in Wien nähmlich wußte ich zwar wohl, wornach ich im Allgemeinen strebte, aber ich wußte hingegen selbst nicht, zu welchem besondern Fache der Kunst ich am meisten geeignet wäre, ich war mich meiner Lieblingsneigung nicht bewußt, glaubte bald dieser, bald jener und versuchte mich in allerley, endlich aber ward es mir deutlich, daß mein Herz zu nichts so sehr hinzöge, wie zu Vorstellung schweizerischer Scenen, besonders aus der herrlichen alten Zeit (die mir damals wiedrigen Umgebungen in Wien und eine daraus entstandene Sehnsucht nach meinem Vaterland mögen mit Veranlasung dazu gewesen seyn), — ich versuchte es durch einige kleine Bilder von zwar nicht geschichtlichem Inhalt mich in den Geist der damaligen Zeit hineinzudenken; eine weitläuffigere Composition, die Rückkehr der Eidsgenossen vom Sieg am Morgarten vorstellend, die ich in Wien zu mahlen angefangen, und hier beendigen werde, hat den nämlichen Zwek, ich gewann so immer mehr Liebe für die Sache, besonders da meine ersten Versuche in der Schweitz und meine angefangene Arbeit hier Männeren von Einsicht einiges Vergnügen machten und gütiger beurtheilt wurden, als ich nie hätte hoffen dürfen. — Nun lag mir aber in Wien schon immer eine Stelle aus Ihrem Journal über Litteratur u. Kunst im Sinn, wo Sie ich weiß nicht mehr bestimmt mit welchen Worten nach Beschreibung einer zürcherischen Ausstellung[1]), bedauren daß beynahe nur Landschaften entstehen, und man unsere klaßische Vorzeit fast unbenutzt ließe. Ihre Ideen wie Sie einst unsere Geschichte in einem Cyklus vorgestellt möchten, verspahren Sie auf eine andere Gelegenheit. Das ungefähr ist der Inhalt jener Stelle, und der Gedanke ward in mir immer lebhafter, daß da einem schweizerischen Künstler ein beynahe neues Feld offen stehe, und daß, wenn es ihm gelänge seine Gegenstände sprechend darzustellen und die Sitteneinfalt, die Biederkeit, das männliche Selbstgefühl verbunden mit großer Mäßigung und Bescheidenheit auch wenn die Gewalt in ihrer Hand war,

---

[1]) Im Helvetischen Journal für Litteratur und Kunst (Zürich 1802) S. 163 ff.

kurz wenn es ihm möglich wäre den ehrwürdigen Geist jener Zeiten recht lebhaft in die Gemüther zurükzuruffen, er doch vielleicht manchen guten, wohlthätigen Gedanken in unserer Zeit erregen könnte, so sehr sie auch mit jener kontrastiert. Ich fühlte gewaltige Lust darauf aus allen meinen Kräften hinzuarbeiten, dachte ernstlich über den Gesichtspunkt nach, in dem die Sache sollte betrachtet werden und stieß aber bald auf bedeutende Schwierigkeiten, besonders befürchtete ich, wenn ich den rechten Gesichtspunkt nicht träffe, zum kalten Cronik- oder Geschichtschreiber mit Figuren zu werden, wo dann mein obgenannter Zwek natürlich unerreicht bliebe.

Ich war nun so glüklich das Höchste zu sehen, was die Mahlerey je geleistet hat, die Werke im **Vatikan**, und ward aufmerksam, wie Raphael es verstand, nicht nur idealische Gegenstände, die blos in seiner Phantasie entstanden, sondern auch solche wozu er den Stoff aus der wirklichen Geschichte genohmen, so vorzustellen, daß sie in jeder Zeit jedem Menschen von Gefühl ans Herz sprechen müßen, wie z. B. die Meße von Bolsena, der **Atilla**, und andere, ich ahndete wohl, wie er das prosaische in diesen Gegenständen untergeordnet, und hingegen das Poetische zur Hauptsache gemacht hatte. Da ich für einmal besonders die Entstehung unserer Eidgenoßenschaft zu behandeln wünschte, so glaubte ich z. B. bey Tells Geschichte und ihren Folgen nichts beßeres thun zu können als mich ganz an Schillers Schauspiel zu halten, weil er als Dichter schon darin das Poetische von dem Unpoetischen gesondert und jedes dem Zwek gemäß hervorgezogen oder zurückgesezt habe. Ich durchlas es mehreremal mit aller Aufmerksamkeit, suchte mir Stelle für Stelle recht lebhaft zu denken, am Ende aber sah ich deutlich, wie sehr ich mich geirrt hatte, denn mehrere der schönsten Stellen im Schauspiel würden in der bildlichen Darstellung sehr wenig oder gar verkehrte Wirkung thun; die verschiedene Art, wodurch Dichtkunst und Mahlerey im Menschen das nähmliche zu bewirken suchen ward mir nie so auffallend wie bey dieser Gelegenheit, ich fand dann selbst daß es thöricht wäre in der bildlichen Darstellung mich an Freyheiten und Bilder zu binden, die Schiller als Dichter mit gutem Erfolg

sich erlaubte, die aber auch sogar oft auf die Wirkung auf der Bühne berechnet waren. — Endlich fand ich klar daß der Mahler die Gegenstände durchaus selbst und den Mitteln gemäß, durch die er ans Herz des Anschauers zu sprechen im Stande ist, durchdenken und ordnen soll. So weit bin ich jezt, aber da fühle ich eben, welche geübte Beurtheilungskraft und welchen geläuterten Geschmack es dazu erfordert, und fühle hingegen meine Schwäche, darum sehe ich mich um Beystand um. Das ist der Grund, Herr Profeßor, warum ich so begierig wäre Ihre Ideen, wovon Sie in jener Stelle sprachen, zu kennen, und da mir keine Schrift bekannt ist, worinn Sie dieselben geäußert hätten, Sie höflichst zu bitten mir, wenn es anders Ihre Geschäfte erlauben, etwas darüber mitzutheilen, wenn es auch nur so kurz als möglich wäre. Es ist eine große Freyheit, die ich mir gegen Sie erlaube, und doch wage ich es, da ich Ihre warme Liebe für Kunst und Ihre Güte kenne, und ich mir davon viel Licht über die Sache verspreche. — Wenn man den Gang der Geschichte in einem Cyklus wollte darstellen, so wäre es vielleicht wohl gethan sie gleichsam in Epochen abzutheilen und nach diesen dann diejenigen Szenen und Gegenstände auszuwählen, welche den Karakter einer jeden in der Darstellung am deutlichsten ausdrüken, so z. B. die Ursache, die Veranlasung des Bundes, die Entstehung deßelben, das Aufblühen, die höchste Stuffe seiner Stärke, dann nach den burgundischen Kriegen der überhand nehmende Luxus und die Privatintereßen; eine schöne Zeit, wie mich dünkt, wäre dann für die Darstellung auch die Erscheinung des Bruder **Claus**, als eines vom Himmel gesandten Erretters um dem überhandnehmenden Verderben Einhalt zu thun. Die späteren Zeiten der Religionskriege sind mir immer traurig gewesen, indeßen wenn es um ein Ganzes zu thun wäre, findet man auch da einzelne sehr würdige Züge. Doch für jezt wäre es mir vorzüglich um die Entstehung und das erste Aufblühen des Bundes zu thun, es ist dieß schon ein Unternehmen, das in Vergleichung mit meinen Kräften bedeutend ist, ich wage es aber nicht etwas anzufangen, bis ich über den Zwek und den Gesichtspunkt aus dem er zu erreichen sey, mit mir selbst einig bin, und darüber bitte ich Sie an-

gelegen um Ihren gütigen Beystand, ich habe Ihnen nur darum meinen Zwek und den bisherigen Gang meiner Gedanken bey diesem Gegenstand geäußert, damit Sie desto eher sehen können, worin ich vorzüglich Berichtigung und Erläuterung bedarf. Jeder Wink und jede gütige Mittheilung Ihrer Ideen über diese Sache, würde mir meine eigene noch undeutliche Ansicht um vieles berichtigen und klarer machen. Wenn ich indiskret bin, so bin ich es gewiß nur aus Liebe für die Sache, Ihre Gefälligkeit würde mich aber unendlich aufmuntern und verbinden.

Ich empfehle mich, werthester Herr Professor, höflichst Ihrem schätzbaren Andenken.

Ihr Sie innig verehrender

Ludwig Vogel.

S. Vögelin in seiner Biographie L. Vogels (Neujahrsbl. der Zürcher Künstlergesellschaft auf 1881 u. 1882) erwähnt dies Schreiben nicht, da es ihm unbekannt geblieben war; daß Horner darauf eingehend geantwortet hat, zeigt der von Vögelin abgedruckte Brief Vogels an seinen Vater vom 12. November 1810.

Weiterhin finden sich im Nachlaß 15 Briefe des Freiherrn v. Laßberg (1770—1855), aus den Jahren 1818—24. Dieselben betreffen natürlich größtentheils litterarische Interessen, zumal die Publikationen Laßbergs (Nibelungen, Liedersaal ꝛc.); es handelt sich um Sendung von Handschriften, Besorgung von Büchern, Aufträge für Auktionen, Besprechungen neuer Erscheinungen (wobei namentlich v. d. Hagen sehr schlecht wegkommt) u. a. m.; einmal auch um eine neue Ausgabe der Minnesänger. Es heißt da d. d. Eppishausen 10. December 1819: „Hr. M. Usterj wird Ihnen gesagt haben, was Hr. Minister v. Stein rücksichtlich einer neuen Ausgabe der Manes'schen Sammlung für ein Ansinnen an mich macht. Ich habe ihm geantwortet, daß er vorläufig für die Herbeischassung der Handschrift sorgen solle, welche die Franzosen dem nommé Stein vielleicht nicht gern anvertrauen werden; aber er hat schon Leute hinter sich, welche sie an seiner Statt verlangen können,

und denen man sie nicht abschlagen wird. In der gleichen Angelegenheit heißt es dann unterm 15. Febr. 1820: „Hr. Hase's [1]) Gutachten aus Paris häuft eine Menge Discrimina auf unter welchen die Furcht die Teutschen möchten den Codex nicht zurückstellen, oben ansteht. Ich habe nun als Medium vorgeschlagen, daß die Handschrift nach Zürich als einen neutralen Ort gesandt werde, in welchem Falle die dortige Regg. für die Zurükgabe gut stehen müßte, und habe das Zutrauen zu Ihrer Regierung, daß sie Patriotismus genug besitzt, dieses zu thun. Was sagen Sie dazu? Vederemo!" Aber die Sache scheint eingeschlafen zu sein; dafür heißt es unterm 28. April 1823: „Mit großem Bedauern und wahrer Trauer habe ich vernommen, daß von der Hagen nach Paris geht, und dort eine neue Ausgabe der Maness. Anthologie bereitet, zu welcher die Bilder in 8° Form verjüngt gestochen werden sollen. Das ist nun einmal nicht der Mann dazu! Diese Unternehmung fordert durchaus einen Mann, dem die alemannischen Töne schon bei der Wiege gesungen wurden." — Aber auch für Kunstdenkmäler zeigt der überaus thätige Mann lebhaftes Interesse. So findet eine Mittheilung Horners über eine dreieckige Kirche zu Greiffensee seine lebhafte Theilnahme, er erkundigt sich darnach (11. Hornung 1821) und theilt (16. März 1821) eine Notiz mit, die er in einem Manuscript des Schachzabelsspiels von der Hand Gerold Edlibachs gefunden hat: [2])

> uff den achzächenden tag meyen anno domini 1506 jar ward der erst stain zu Griffense uff der matten an die kapel geleit und darnach als man zalt 1507 jar uff sannt Cunratz tag gewicht. beschach alles under vogt Geroldcn Edlibach alsz er vogt ze Griffense waß. gefalt kilchwiche uff den suntag letarj zuo mitten vasten. Von Griffense usz dem husz untz uff die matten under den forschopff an der kapellen (es folgen verschiedene unleserliche Zeichen).

---

1) Karl Benedict Hase (1780—1864), Prof. der Philologie in Paris.

2) die sich jedoch auch nicht auf jene Kirche, sondern auf eine inzwischen abgebrochene Kapelle bezieht.

Er ersucht denn auch Horner (d. d. 5. April 1821), ihm eine Zeichnung der Kirche zu besorgen; und ein paar Jahre drauf, 29. April 1823, heißt es in einem Postscript: „Wie steht es um die dreieckigte Kirche in Greifensee? ist sie schon abgebrochen? Der alte Schweighäuser in Straßburg [1]) hat Zeichnungen von zwei dreieckigten im Elsaß befindlichen Kirchen."

In die Zeit der französischen Revolution führen uns Briefe eines Freundes von Horner, J. Sprüngli. Derselbe schreibt aus Paris, 12. Juni 1789, u. a.:

Zwar muß ich dir sagen, geht hier jetzt für einmal nicht viel vor, denn alles ist zu sehr beschäftigt mit den Etats Generaux, und alle Journale und Zeitungen handlen von nichts als von ihnen, wie wohl noch gar nichts Wichtiges vorgeht, denn sie sind noch immer mit den Anfängen beschäftigt.

Der Comte de Mirebeau, den du ohne Zweifel aus seinen Schriften kennen wirst und dem letzthin Paris verbothen worden, ist jezt gleichwohl Deputierter von einer Provinz und befindet sich in Versailles, und man sagt er seye sehr wieder Neker. Wahrscheinlich wirst du aus der Zeitung gesehen haben, daß der Dauphin vor 10 Tagen gestorben. Man muthmaset er sey vergiftet gewesen, und man glaubt selbst sein Bruder werde kein Jahr mehr leben.

In einem andern Briefe vom 8. Oktober 1789 heißt es:

Als ein fleißiger Zeitungsleser und Neuigkeitsförschler weist du gewiß die Unruhen, und guthen und bösen Neuigkeiten, die im Monath July und August hier vorgefallen sind schon. Lezten Montag hatten wir wieder hier eine förmliche Revolution. Seit einigen Tagen war ein gänzlicher Brodmangel, nun versamleten sich an 4000 Weiber um nach Versailles zu gehen, und dem König so wohl als den Etats Generaux

---

[1]) Johann Schweighäuser (1742—1824), Prof. der alten Sprachen in Straßburg.

Brodt zu fodren, (man ist aber gleichwohl wohl versichert daß nicht der Brodtmangel sie gänzlich hierzu angetrieben, sondern es ist sicher, daß verschiedene Deputes der national. Vers. das Volk zum theil aufgewieglet nach Versailles zu gehen um dies zu fordren, damit man einmal mit Ernst von dem König die schon lange von Ihme verweigerte Sanction, deßen was die Etats Generaux bis dahin gearbeitet, fordren könne) zu den Weibren gesellte sich der Pöbel, und der Marsch ward angetretten, unterdeßen ertönten die Sturm Glocken, um die Bürger zu versamlen die Sich dann nur mit bangem Herzen an ihre Versamlungs Pläze begaben und auch den Weg nach Versailles antratten, man kam um Mitternacht daselbst an. Der König wurde aufgeweckt, der Marquis de la Fayette (General der Bürger Garden) sprach Ihne, und der guthe Ludwig, als er so viele Truppen sah willigte gerne ein zu unterschreiben und versprach seinem Volk Brod zu verschaffen. Aber nun begehrte das Volk und die Bürger daß er seine Residenz verändren, und nach Paris, wo auch schon Henri IV war kommen solle. Nun auch dies verweigerte er nicht und den nemlichen Tag kam er Abends mit der ganzen Königlichen Famille nach Paris, und wenigstens wird er diesen ganzen Winter hier bleiben. Die Königin findet für guth sich bey dem Volk beliebt zu machen und so wohl durch verschiedene Guthaten und freundliche Blike hat sie es schon so weit gebracht, daß viele nicht begreifen können wie eine solche Dame das Unglük Frankreichs machen könne.

Aus der Zeit der Befreiungskriege erhalten wir ein anschauliches Bild in einem Briefe von J. B. Schiegg an Horner, Leipzig den 3. September 1814 datirt.

— —

In Geschäften litte der Buchhandel in leztern 6 Jahren vorzüglich. Dann — und immer mehr — die militairische Unruhe: der Druk der Einquartirung: der außerordentl. Abgaben u. s. w., überall mehr Jammer und Noth und wenige Freuden des Lebens. — Man lebte und webte meist nur in den Begebenheiten des Tages. Daß ich daran Interesse

nahm, daß können Sie mir zutrauen. — Ich stand aber fest in dem Vertrauen die gerechte Sache der Allirten, mit der Kraft und Nachdruk, müsse endlich über Napoleon u. den Uebermuth fr. Krieger siegen. Ich verhehlte es sogar m. franz. Einquartirung in den lezten Tagen der hiesigen Schlacht nicht. — Jeden Morgen geh' ich vor's Thor; aber am ersten Tag der Schlacht zog mich die erste Kanonade bei Wachau weiter heraus, den andern Tag war schon Napoleon mit fr. Garde vor'm Grimmaischen Thor, nach dem Küchengarten, und ich sah der Verheerung zu, welche seine ersten Soldaten vermochten. Den dritten war allgem. Engagement, u. ich machte mich auf die Höhe eines Hauses u. übersah das ganze Schlachtfeld; sah in den Blitz des Kanonen- u. Musketen-Feuers und hörte das Donnern u. Krachen u. all das Mordgeschrei des Krieges — vom Lande her zog sich vieles nach der Stadt, mit Hausrath u. Vieh; mit Jammer u. Brüllen, welches jedes Herz bewegte. — Zu 20000 Kranken nur Militaire in der Stadt, kamen immer mehr, in dem traurigsten Zustand. Mangel u. Noth u. Krankheiten waren auch im Bürgerstand eingetretten, man hatte zu wehren, u. nur für sein Leben zu sorgen. — Allein Hoffnung u. Muth verließ mich nie. — Am lezten Tag d. Schlacht, schon unter der Retirade kam Napoleon mit fr. Garde auf d. Markt u. ich sah ihn da zum leztenmahl beim König v. Sachsen am Fenster stehen u. ihn sprechen; nun zog er aber selbst ab, da das grobe Geschütz der Allirten schon in die Stadt eindrang. — Aber nichts gieng über den Eindruk, welchen der Einzug der Allirten in die Stadt machte — Jubelgeschrei u. Thränen mischten sich durcheinander. So was muß man selbsten sehen und erfahren, weniger läßt sichs beschreiben. Ich wünschte nicht um alles, dieses nicht mit gesehen u. erfahren zu haben; aber auch für den Preiß mir nie wieder zurück.

Von Interesse für die Geschichte der Philosophie, zumal für Verehrer Schopenhauers, ist folgende Stelle aus einem Briefe von J. H. Scheuchzer an Horner aus Berlin d. d. 24. April 1820.

Doch ich war Ihnen schon lange eine Nachricht von dem Urtheil schuldig, welches über die Philosophen Berger in Kiel und Schopenhauer in Weimar in Berlin gefällt worden. Berger wird als ein Philosoph von tiefer Speculation und originellem Geiste gerühmt, der die Philosophie von Hegel, nach welchem als Ideal und Maßstab des Philosophirens jetzt alle Geister gerichtet werden, am besten aufgefaßt habe. Sein äußerer Vortrag soll übrigens nicht sehr anziehend sein, und ihm in Kiel auch nur ein kleines Auditorium verdienen. — Hingegen lautet das Urtheil über Schopenhauer viel ungünstiger. Bekanntlich ist er zum Ersatz des vortrefflichen Solger nach Berlin gekommen und hat am 5. April im großen Saal des Universitätsgebäudes zum Stoff einer **Oratio pro licentia docendi** sich das Thema gewählt: **De utilitate et præstantia philosophiæ.** Neben dem, daß schon die Ankündigung eines so abgedroschenen Thema belacht wurde, war die Ausführung so matt, daß der Decan der philosophischen Facultät, Böckh, u. Hegel ihre Langeweile schon nach 10 Minuten offen kund thaten. Die Rede drehte sich besonders um 3 Sätze: 1) Daß die Philosophie geschätzt oder verachtet werde, je nach der Größe oder Mittelmäßigkeit der Geister derer, die sie betreiben, 2) Daß die Philosophie dem Geiste eine bestimmte Richtung gebe, 3) nicht nur das Glück des Lebens in der Einsamkeit erhöhe, sondern Bürger und Staatsmänner schon oft über den Verlust u. Ruin des Vaterlandes getröstet habe. Nebenbei wurden auch Parallelen zwischen den größten Männern aus der ältern und neuern Geschichte gezogen, die sich in der Philosophie einen Preis errungen haben; worüber jedermann gähnte, so wie hingegen jedermann über den äußern Vortrag entrüstet war. Denn er maß alle Worte so taktmäßig ab und dehnte vor Begierde verständlich zu seyn, so alles in die Länge, als ob er vor Schülern auf untern Gymnasien spräche. Daß er seinem Gegenstande keine neue Seite abgewann, ward allgemein mißbilligt. Für öffentliche Vorlesungen, die er gratis hält, fand er gut, sein Ziel recht weit auszustecken. Denn er verspricht zu lesen **de universa philosophia et de natura entis summa.** Die Hoffnungen von diesem neuen Philosophen, nach dem,

was man hier und da auch in Professorengesellschaften über ihn spricht, sind also sehr gering. —

Endlich seien noch ein Paar Stellen aus den Briefen des Berners Sigmund Wagner (1759—1835, Büchercensors und Mitglieds der Biblioth.-Commission) hervorgehoben. Die erste (Bern d. 10. Juni 1802) dürfte heute, wo man hier und da wieder von einer eidgenössischen Hochschule spricht, nicht ohne Interesse sein.

— —

Es wird hier immer ein wenig davon gesprochen, Fundamente zu einer helvetischen Universität zu legen; Jedermann, dünkt mich, komme darin überein, daß Zürich zu diesem Endzweck sich vor allen and. Städten der Schweitz vorzüglich qualifiziere. Die Züricher sollten jedoch dafür die Hände nicht im Schooß ruhen lassen, sondern auch was dazu beyzutragen suchen, sich ihre künftige Destination zu præparieren. Vielleicht dürften drgl. Wissenschafts-Fabricken die immer mehr abgehenden Baumwollen-Spinnereyen ein wenig ersetzen, wenn nicht eben ganz in pecuniarischem doch in anderm Gewinn. Mir der Zürich wahrscheinlich zu meinem künftigen Aufenthaalt wählen werde, würde jeder Flor Zürichs, vorzüglich aber der æsthetische, ganz besonders erfreulich seyn. — —

In einem andern Briefe (vom 14. Mai 1815) ist von dem bekannten Maler Gottfried Mind, dem „Katzenraphael" (1768—1814), die Rede. Hier heißt es:

— —

Auch den armen Mindlj wollen Sie noch mehr zu Ehren bringen, als ich letzthin gethan habe! Wüßte der ehrliche Tropf, zu was für Glanz er jetzt nach s. Tode kömmt, er würde vor lauter Bescheidenheit, in s. Todtenkasten unter der Erde, erröthen, wie eine junge Rose; so daß selbst sein violetblauer Schnabel davon in Farbenharmonie mit s. übrigen Antlitz kommen dürfte. — Ein Schweizer ist der arme Patron allerdings; indem s. Vater das Burgrecht in dem Dörfchen Pizy, im

Amt Neus,[1]) erkauft hatte; um in Ausübung s. ehelichen Pflichten mit seiner Eva sich doch getrösten zu können, er arbeite an einem Schweizer und nicht an einem Hunnen; — denn vorher war er ein Hungar, aus Lipsch in Ober-Ungarn. — Von Mind ist sonst weiters nichts zu erfahren, als daß er geboren worden, Katzen und Bären gemahlt habe und gestorben sey. — Sollte was anders von ihm können entdeckt werden, so werd' ich nicht ermangeln, es für Ihr Künstler-Archiv zu behändigen. Das Verdienst, das er mit Neuton theilt, daß er als ein unbefleckter Knabe gestorben, dürfte vielleicht als eine Seltenheit oder gar Seltsamkeit, — in unsern Tagen wohl auch aufbewahrt werden, — und kann attestiret werden.

---

1) Nyon.



ERSTER TAG.

Die Wolken fliehn, der Himel lacht.
Nach trüben Regentagen,
Hinaus! zu sehn der Schöpfung Pracht,
Und Freud' uns zu erjagen;
Auf! zu des Rigis stolzen Höhn,
Wo Städte, Dörfer, Thäler, Seen –
Zu unsern Füßsen liegen.

Die Schultornister aufgehängt!
Den Wanderstab ergriffen!
Kein Reim mehr herausgezwängt,
Gesungen und gepfiffen!
Wir pilgern, über Feld und Moor,
Zur Albisspitze rasch empor,
Und jubeln da vor Freude.

Denn seht, wie hier, im Sonnenglanz,
Des Sees Silber flimert

6.

diefes
ng

chen,
ent-
von
zwei
griff
enen
zum
men,
chs-
jener

Kleine Schweizerreise im September 1816.

Meinen lieben Reisegefährten Hs. Conrad und Gustav Stocker widmet dieses Andenken an die mit ihnen und ihrem l. Papa gemachte Wanderung ihr getreuer Oheim J. Martin Usteri.

Erster Tag.

Die Wolken flieh'n, der Himmel lacht
Nach trüben Regentagen,
Hinaus! zu seh'n der Schöpfung Pracht,
Und Freud' uns zu erjagen.
Auf! zu des Rigis stolzen Höh'n,
Wo Städte — Dörfer — Thäler — See'n
Zu unsern Füßen liegen.

Die Schultornister aufgehängt!
Den Wanderstab ergriffen!
Kein: *Χρῖω* mehr herausgezwängt,
Gesungen und gepfiffen!

Anmerkung. Das schmucke, in rothes Leder gebundene Duodezbändchen, welches die nachstehende humoristische Reisebeschreibung in die Urschweiz enthält, befindet sich im Besitze der Familie Stockar im Berg und ist uns von ihr freundlichst für das Taschenbuch zur Verfügung gestellt worden. Die zwei Illustrations-Beilagen geben allerdings nur einen höchst unvollkommenen Begriff von der reizenden Ausstattung des in Usteri's zierlichsten Zügen geschriebenen Büchleins; die zahlreichen Miniatur-Illustrationen, welche es enthält, sind zum Theil blos kleine, scherzhafte Vignetten, zum Theil eigentliche Compositionen, mit der Feder vorgezeichnet und in zarten Aquarelltönen colorirt, anspruchslos wie die Verse, welche sie begleiten, aber gerade darum auch von jener

Wir pilgern über Feld und Moor
Zur Albisspitze rasch empor,
Und jubeln da vor Freude.

Denn seht, wie hier im Sonnenglanz
Des See's Silber flimmert,
Der Schneegebirge hehrer Kranz
Im Abendpurpur schimmert,
Und übergoldet Feld und Au,
Und dort, in reinem Himmelblau,
Das Ziel von uns'rer Reise.

Doch, hinter Jura's fernen Höh'n,
Sinkt schon die Sonne nieder;
Wir rufen ihr beym Niedergeh'n:
Erfreu' uns morgen wieder!
Du findest zum Empfang uns wach,
Doch hurtig jetzt ins Schlafgemach,
Frühauf verlangt Frühnieder.

Doch horch! welche Töne vernimmt unser Ohr?
Ist's Flegel? ist's Hammer? ist's wilder Rumor
Von zankenden Bauern? ist's Böttcherschall? —
„Bewahre! zur Feyer der Kirchweih' ist — Ball!“

---

eigenartigen, naiven Liebenswürdigkeit, wie sie allen Arbeiten Usteri's eigen ist. Wir denken, daß unsere Leser gerne, schon um des Verfassers willen, zwischen den ernsten Arbeiten historischen Inhalts diese heimelige Gelegenheitspoesie entgegennehmen werden und vielleicht geht es manchem von ihnen wie dem Schreiber dieser einleitenden Worte, der beim Lesen des Gedichtes fast eine Art Heimweh empfand, eine Sehnsucht, die Schweiz auch noch einmal so durchwandern zu dürfen, wie sie am Anfang dieses mit Riesenstiefeln fortschreitenden Jahrhunderts gewesen ist, ohne Dampf, Electrizität und Hotelindustrie. Ob wohl unsere Enkel dereinst noch einen Fuß breit schweizerische Gebirgsnatur finden werden, wo ihnen kein Oberkellner und kein Weichenwärter in den Weg tritt? F. O. P.

Wir treten in's qualmende Zimmer und seh'n
Die dampfenden Paare im Kreise sich dreh'n,
Sie haben beym Hemd und beym Rock sich gepackt,
Und schlenkern die Beine und stampfen den Tact.

O wäre, o wäre die Storkinfeld da!
Wie hätt' sie zu hobeln, die gute Mama!
Hier ragen die Achseln hoch über das Ohr,
Hier streckt man den Bauch — hier was anders — hervor.

Und wird für Momente die Fiebel dann stumm,
So schlendern die Paare im Zirkel herum,
Man faßt sich vertraulich beim Rücken und Schopf,
Und legt auf die Achseln sich Arme und Kopf.

Und — ländlich ist sittlich! — manch freundliches Wort
Vernimmt man: „Du Besti, häsch gmeint i sey fort?
Schwitz'st au wie-n-e Moore? — Du Hallungg, bist höh?
Was schalket das Leder? — So tanz doch, du Veh!

Und es riethen uns zur Flucht
Nase, Aug' und Ohren,
Hätten sonst zum Abendschmaus
Alle Lust verloren:
Rüstig, halb im Tänzerlauf
Schüsselte die Wirthin auf,
Halb im Schlaf — ihr Bruder.

Und im stillen Zimmerlein
Saßen wir zu Tische,
Trefflich schmeckten Mus und Wein,
Braten, Brot und Fische,
Alles schien uns tadelfrey,
Wenn ein and'rer Gast auf's neu
Schon die Speisen mischte.

Aber ach! im Schlafgemach
War kein Schlaf zu finden,
Aergerlich sah man, und wach,
Stund' um Stunde schwinden,
Und zum lauten Tanzgewühl
Mischte sich jetzt das Gebrül
Von — Soldatenliedern.

Schloß, für Augenblicke, mild
Müdigkeit die Wimper,
Spuckte dann im Traumgebild
Tanz und Tanzgeklimper,
Und es scholl ein ängstlich Schrey'n:
„Weh! du tritt'st mir auf das Bein!
Reiß mich nicht zu Boden!"

Jetzt verstummte die Musik
Und die rauhen Kehlen,
Und es wollte das Geschick
Uns nicht länger quälen,
Und der Nacht willkomm'ner Sohn
Streute freundlich seinen Mohn
Auf die Augenlider.

Zweiter Tag.

Und es glänzte beim Erwachen
Uns der Himmel wolkenlos,
Und vom Purpur bis zum heiter-
Gelb die ganze Farbenleiter
Lieblich ineinander floß.

Und aus finsterm Blau erhoben
Sich in unnennbarer Pracht,
Scharf gezeichnet, die Colossen,
Und im Thale ausgegossen
Lag des Nebels graue Nacht.

Ernst verweilten uns're Blicke
Auf des Erdenlebens Bild:
Dunkel ist's um dich je näher
Du am Boden klebst, doch höher
Glänzt ein Himmel klar und mild.

Und die Gluth wird hell und heller,
Und der Krokuskranz wird fahl.
Und erfüllt ist unser Hoffen,
Ueber dunkelblaue Schroffen
Blitzt der Sonne erster Strahl!

Und frohes Willkommen mit Mund und mit Hut
Begrüßte die allesbelebende Gluth,
Freund Gustav erhöhte das Jubelgeschrei
Und tanzte und geigte beidubelbumbei!

Und jetzt gieng's den Berg hinab,
Munter und beflügelt
Folgt der Fuß dem Wanderstab,
Aber oft gezügelt
Wurzelt er; im Morgenglanz
Stund der schöne Alpenkranz
Hehr vor unserm Auge.

Und wir priesen seine Pracht,
Aber auch die kleine
Hütte, die aus Bäumen lacht,
Und am Felsgesteine
Zartgeformter Blumen-Schnee,
Und dich, stillen Dürler-See,
Grüßten uns're Blicke.

Und zum blutgedüngten Raum [1])
Trüb das Aug sich wendet,
Und wir sah'n den Birnenbaum,
Wo der Held [2]) geendet;
Deines scharfen Schwertes Wucht,
Wack'rer Näf, ward auch versucht
Und dein Muth gepriesen.

Und im Tempel, hoch und weit,
Winkten uns die Trümmer
Manches Denkmals grauer Zeit,
Und der Sonne Schimmer
Durch die bunten Fenster brach
Und beschien, o Eschenbach,
Deine fromme Bitte. [3])

Weiter fort! Nun schwanden bald
Tannenbaum und Fichte,
Doch im schönen Obstbaumwald [4])
Sah man keine Früchte:

---

[1]) Das Schlachtfeld von Kappel.

[2]) Zwingli.

[3]) Wahrscheinlich der Königsmörder; bei seinem Bild ist die Legende: Gott hilf dim Diener, Walter von Eschenbach.

[4]) Baarer Boden.

Nebels halb, der um uns war,
Schien der lange Weg von Baar
Uns noch drey Mal länger.

Endlich kam das alte Thor —
Und Herr Mathis Suter,
Und bei einem Britten Chor
Dalmete die Mutter.
Mistreß Mama, dick und rund,
War verschanzt bis an den Mund,
Rings mit Kaffee-Kannen.

Papa Nabob saß auch da,
Goß mit stiller Feyer,
Bald in Mund, bald anderswo, —
Seine linden Eyer;
Und die Tochter — er blieb steif —
Wischt vom Rock und Busenstreif
Ihm die gelben Tropfen.

Seht! nun glänzt der Sonne Strahl,
Frisch jetzt auf's Gewässer!
Bringt in's Schiff das Mittagsmahl,
Dort schmeckt's zehnmal besser.
Pfiffig folgt man unserm Wink,
Nimmt den Korb und füllt ihn flink,
Ach! mit Ladengaumern.

Doch, wenn himmlische Natur
Uns're Herzen füllet,
Mukst der Magen leise nur
Und wird leicht gestillet;

Schnell und heiter war die Fahrt,
Bis im schönen Golf von Arth
Wir an's Ufer sprangen.

Auf, verlaßt die grüne Bucht. —
O ihr scharfen Seher,
Was ihr in dem Schiff gesucht,
Findet sich jetzt näher.
Ach, das Kreuz, das ihr erblickt,
Uns jetzt schier zu Boden drückt
Bei dem gähen steigen.

Ueber Fels und über Stein,
Ueber Bach und Matten,
Oft im heißen Sonnenschein,
Selten nur im Schatten,
Schleppt man sich, von Ort zu Ort,
Ohne Laut, verdrossen fort
Bis zum Untern-Dächlein.

Doch auch da weilt unser Fuß —
Denn man will sich sputen —
Trotz der Wirthin schönem Gruß,
Wenige Minuten;
Erst am Fuß der Rothenfluh
Fand man die ersehnte Ruh'
Und dann stieg man weiter.

Und man mißt die Straße jetzt
Nach den Stationen, [1])
Und Kapelle und Hospiz,
Wo die Klausner wohnen,

---

1) Von dem Dächli bis zum Hospitium sieht man die 14 Leidens-Stationen.

Zeigen sich; im ersten Haus
Guckte Martin Bürgi 'raus,
Hieß uns froh willkommen.

Lustig, Martin, aufgetischt,
Kaffee, Wein und Butter,
Wenn des Steigens Muth erlischt,
Weckt ihn Schnabelfutter:
Aber nicht im engen Raum,
Hier, zu diesem Tannenbaum
Tischblatt und Scabelle!

Trefflich that das kleine Mahl
Uns im Freyen schmecken;
Aber nach dem Wasserfall
Blickten wir mit Schrecken:
Dort hinauf? — Daß's Gott erbarm!
Jetzt schon wird's uns siedendwarm,
Hält er uns für Gemse?

Doch Freund Gustav griff zum Stock,
Und hinauf die Flühen,
Muthig, wie ein Ziegenbock,
Sahen wir ihn ziehen;
Und wir folgten keck und fest,
Bis uns Bürgi's Adlernest
Hoch vom Kulm begrüßte.

Auf der weichbegrasten Kuppe
Thront es, weit im Land geseh'n,
Und ein Heer von hingebannten,
Eisgepanzerten Giganten,
Scheint im Kreis umher zu steh'n.

Von Pilatus schroffen Fluhen,
Bis zum Sentis und Kamor
Heben sie die mächt'gen Zacken,
Scharfen Spitzen, wilden Hacken,
Zu dem Himmel stolz empor.

Freundlich stehst du, stille Hütte,
Denkmal der Beharrlichkeit,
In dem Kreis, in mildem Schimmer,
Und in deine besten Zimmer
Führte uns die Dankbarkeit.

Aber jetzt regt sich's
Laut und bewegt sich's
Rings um die Hütte von West und von Ost;
Reisende kamen,
Herren und Damen
Bathen und lärmten um Betten und Kost.

Sachsen und Preußen,
Schweizer und Reußen,
Trieb es, wie Flocken im Winter, herbei,
Schwaben und Britten,
Heikeler Sitten,
Machten ein ächt babylonisch Geschrey.

Ganz à la Ebel
Bergschuh' und Knebel,
Jake und Tubus — ein Gentleman kam,
Und Bürgi's Hanne
Läuft mit der Kanne
Hinter ihm her und kredenzt ihm den Rahm.

Schlucken und gucken,
Gucken und schlucken,
Wechselt nun immer: genießend der Pracht.
Wär' er im Himmel,
Hätt' ihm sein Lümmel
Nur den geforderten „Sourtout" gebracht.

Wo's denn schon nachtet,
Kommt, halb verschmachtet,
Noch eine Mistreß mit sechsen daher, –
Doch nicht im Wagen —
Keuchend getragen —
Liebliche Töchterchen neben ihr her.

Niedliche Gästchen
Finden schon Nestchen,
Sächsische Muscadins bauten die schnell,
Aber das wandern
Frommte den andern
Wenig, war neuer Verlegenheit Quell.

Ruhig, wie Götter,
Sah'n wir ins Wetter,
Lachten des Zankes beym Theilungsgeplack,
Ließen quartiren,
Ordnen, rangiren, —
Denn unser Schlüssel stack sicher — im Sack.

Unten und oben
Untergeschoben
War nun der Letzte, in buntem Gemisch;
Ungleich zufrieden,
Was ihm beschieden,
Sezte, am Ende, sich Alles zu Tisch.

Kaffé der Eine,
And're beym Weine,
Wir bey der Tafel, die schmackhaft man fand.
Und unser Preuße
Hielt eine heiße
Lobred auf alle Kartoffeln im Land.

Doch mit Behagen
Ehrte sein Magen
Auch noch die anderen Schüsseln, bis nun,
Ziehend die Schelle
In seiner Zelle,
Pater Franciscus uns mahnte zu ruh'n. [1])

Und bei lautem Windgeheule,
Endigte sich unser Mahl:
Werden wir auf diesen Höhen,
Frugen wir, uns wieder sehen?
Oder trägt der Föhne Wehen
Uns, bey Nacht, hinab in's Thal.

Dritter Tag.

Aber fest stand Bürgi's Hütte,
Und wir schliefen ungestört,
Hätte uns durch Spalt und Ritze
Nicht des Nächsten Noth gestört. [2])

---

1) Die Wanduhr zeigte als Glockenspiel einen Franziskaner in seiner Zelle.

2) Die Zimmer waren noch nicht vollends ausgebaut und getäfert.

Einem war zu kurz das Lager,
Einem war die Streu zu rauch,
Einer hatte Rückenschmerzen,
Einer Noth in seinem Bauch.

Einer glaubte Feu'r zu sehen,
Einer träumt von Wasserguß,
Einer sprach den Abendsegen,
Einer fluchte vor Verdruß.

Einer calculirt die Zeche,
Einer seufzte nach der Miß,
Einer klagte über Blasen,
Einer über Hosenriß.

Und man stopfte Aug' und Ohren
Endlich fester zu und schlief,
Bis der Wirth uns, leise klöpfelnd,
Zu dem Sonnenaufgang rief.

Und was wir Herrliches gestern geseh'n,
Strahlte uns heute noch einmal so schön,
Um uns her Stille, im Thal noch die Nacht,
Hoch an dem Himmel die himmlische Pracht:
Funkelnd im Osten ein flammendes Meer,
Und die gigantische Schöpfung umher:
Halden und Klüfte, auf ewig beeist,
Zacken, die einsam der Adler umkreist,
Und, unter röthlicht sich färbenden Höh'n,
Tief in den Gründen die finsteren See'n.
Ueber den schwarzen, zerrissenen Flüh'n,
Spitzen, die freundlich im Sonnenlicht glüh'n;

Hehrer noch wie auf erhabenem Thron,
Strahlend des Oberlands silberne Kron'.
Längs den Gewässern der Emme und Reuß
Mächtige Strecken, wie See'n, so weiß,
Und in dem Nebel, bald schmäler, bald breit,
Waldige Strecken, wie Inseln, zerstreut:
Alles so düster, verödet und wild,
Früher Jahrtausende schauerlich Bild;
Wo noch die Boa [1]) in Kreisen sich bog,
Finstere Wälder der Mammuth [2]) durchzog.

Doch aus Träumen grauer Zeit
Riß uns schön're Wirklichkeit;
Ruhig blickte man umher,
Kein Gezisch vom Schlangenheer,
Und vom mächt'gen Mastodont [3])
Blieb' man glücklich auch verschont:
Alles frohbelebt und heiter,
Eines hellen Tags gewiß,
Und, im blauen Unterröckgen,
Tänzelte die schöne Miß.

Sinnig in die Welt sie sah;
Gräßlich gähnte ihr Papa,
Und die Sonne lief Gefahr,
Daß er sie mit Haut und Haar,
Wie sie sich an Himmel schwang,
Schluck und Druck hinunter schlang.

---

1) Die Riesenschlange.
2) Elephanten Art, die ehmals in diesen Gegenden existirte.
3) Ein ausgestorbenes, dem Elephanten ähnliches Thier.

Aber wir — mit lautem Loben —
Liefen, sprangen, blieben steh'n,
Unten bald, bald wieder oben,
Konnten satt' uns nimmer seh'n.

Forschend, Findend, zeigend, fragend,
Wie's im Thale heller tagt,
Oft die muntern Ziegend jagend,
Oft von ihnen selbst gejagt,
Oder auf den grünen Hügeln
In dem freien weiten Raum,
Bey der Buben „Katzenstriegeln",[1])
Räderschwung und Burzelbaum,
Waren uns, in hoher Wonne,
Stund' um Stunde schnell entfloh'n,
Traurig sahen wir die Sonne
Hoch am blauen Himmel schon,
Und von all' dem Wunderschönen,
Das uns ringsumher umgab,
Nun hinweg! mit stillem Sehnen
Griffen wir zum Wanderstab.

Und nun bergunter,
Fröhlich und munter,
Gieng es in Sätzen zum Staffel hinab,
Doch an dem Raine
Donnerten Steine
Noch in des Bodenlochs[2]) finsteres Grab.

---

[1]) Spiel der Hirtenbuben.
[2]) Die Höhe des Kessibodenlochs.

Und bey der Hecke,
Wo an der Ecke
Krümmt sich der Pfad um die röthliche Fluh,
Sah'n wir auf Höhen
Bürgi noch stehen,
Schrieen ihm laut unser Lebewohl zu.

Und wieder munter
Weiter bergunter,
Wo in den felsigen Klüften versteckt,
Bei der Kapelle,
Eisig die Quelle, [1])
Freundlich verlohrene Kräfte erweckt.

Schönes Gelände!
Steinige Wände,
Tief zu den Füßen der spiegelnde See,
Thürme und Brücken
Winken den Blicken
Jetzt auf des Känzelis herrlicher Höh'.

Aber ach!
Ungemach
Folgt der Freude öfter nach,
Um das Abentheur der Leiter
In dem Felspaß zu besteh'n,
Wollten wir nun eilig weiter
In gewohnten Schritten geh'n.

Angst und Noth,
Sumpf und Koth,
Dorn und Stein und Schlipf uns droht,

---

[1]) Die Quelle des Kaltenbades.

Zagend blieb man öfter stehen,
Rechts und links Gefahr und Graus,
Kleiner'm Uebel zu entgehen,
Wählt man oft das größ're aus.

Endlich kroch
Man in's Loch,
Und die Leiter naß und hoch,
Lag im Rücken, aber besser
Giengs drum nicht, Gestrüpp und Moor,
Felsen und Morastgewässer,
Drohten leider wie zuvor.

Jammer=Reis'!
Brennend heiß
Schien die Sonn', es troff der Schweiß,
Und auf rollendem Gesteine
Fand man keinen sichern Satz,
Glitschend sah man oft die Beine
Zappelnd an des Kopfes Platz.

Jetzt, o Glück!
Sah der Blick
Endlich auf die Noth zurück,
Und man fand auf besserm Pfade
Wieder besseren Genuß,
Doch bekothet bis zur Wade,
Und es hinkt der wunde Fuß.

Nun hieß die Zeit, die schnell verfloß,
Uns schnell nach Küßnacht gehen,
Und Tells Kapell' und Geßlers Schloß,
Die blieben unbesehen.

Die Auswahl — ungern oder gern —
War leicht, wir mußten für Luzern
Um Viertelstunden geizen.

In Küßnacht hält die Toleranz
Der Wirth in großer Ehre,
Es prangt, bey manchem Heil'gen-Kranz,
Auch Rousseau und Voltaire,
Doch uns'rer Wirthin Heiligthum —
Der Küche — durfte Preis und Ruhm
Wohl kaum ein Magen zollen.

Drum schied man ohne Leid und Weh,
Hinab die breite Gasse,
Den kranken Füssen war der See
Die hochwillkomm'ne Straße,
Und unsers Tisches hartes Bret
Erwählte mancher sich zum Bett,
Fieng glücklich an zu schlummern.

Und träumte wohl vom Schwesterborn,
Und that um Habspurgs Trümmern,
Um Bürgenstock und Stanzerhorn
Sich wenig nur bekümmern,
Doch als: Luzern, Luzern! man rief,
Da wachte jeder auf, der schlief,
Und glozt und rieb die Augen.

Und näher kam der alte Dom,
Die Kirchen und die Brücken,
Der Wasserthürm am grünen Strom,
Und auf des Hügels Rücken

In schöner Mauerkrone stand,
Der Männlithurm, der Lugisland,
Und ihre stolzen Brüder.

Am Thor, ein pfiffiger Patron,
Bedurfte keiner Nahmen,
Er witterte von weitem schon,
Woher die Leute kamen:
„Von Zürich — brummt er — nur passirt!“
Wir thaten's, und den wackern Wirth
Sucht man beym Gold'nen Adler.

Da gab's nun über Hals und Kopf
Zu thun für Herr und Führer,
Der Kräusler schafft an Haar und Zopf,
Am Kinne der Barbierer,
Und Heinrich hatte große Noth,
Von Röcken — Strümpfen — Schuh'n — den Koth
Und Lehm herab zu bürsten.

Und trefflich nun herausgeputzt,
Durchläuft man Stadt und Brücken,
Man lobt und tadelt, rühmt und stutzt,
Und unseren Genicken
Ward bey den ewig langen Reih'n
Von Brückgemählden Noth und Pein
Und wenig des Genusses.

Doch vieler dann in der Natur,
In herrlicher Umgebung
Luzerns, von Wald und See und Flur,
Bey prächtiger Erhebung

Des Hochgebirges rings umher:
O weh! wie trennt man sich so schwer
Vom schönen Allenwinden!

In Pfyffers Garten fanden wir
Gar manche hüpsche Stelle,
Den Pavillon, die Gartenthür,
Des Klausners stille Zelle,
Den Fels, das Gärtchen pflanzenreich,
Und an dem Wasserrosen Teich
Das Brücklein und die Hütte.

An Salzmanns Werk, voll Kunst und Müh',
Eilt rasch der Fuß vorüber,
Es war uns jetzt die Symetrie
Der Tafel zehnmal lieber;
Aus vielen Schüsseln wohl gepflegt,
Sich jeder dann in's Nestchen legt,
Die Noth des Tags vergessend.

Vierter Tag.

Am Morgen giengs weiter,
Der Himmel war heiter,
Die Lüfte so mild:
Wir suchten in Ritzen
Und zackigen Spitzen
Des Königs Gebild.[1])

Und finden's, und gehen
Durch schöne Aléen,
Auf ebenem Pfad,

[1]) Aus den Spitzen des Pilatus kann man das Profil Ludwig XVI. herausfinden.

Mit Kosen und Lachen,
Und sitzen im Nachen
Am Seesgestad'.

Es trägt uns die Welle
Vorbei an der Zelle, [1])
In bläulichem Duft.
Bald näher, bald ferner
Erheben die Hörner [2])
Sich hoch in die Luft.

Die felsige Ecke [3])
Mit waldiger Decke
Wird lustig umschifft,
Stansstad schwimmt vorüber,
Wir wenden uns lieber
Zum dunkeln Geklüft. [4])

Das Felsgeroll, das ihn zu zäumen
Umsonst versucht, bekämpft erboßt
Der Melchbach, tobt und wühlt und toost
Und stürzt in's Thal mit wildem Schäumen.

Wir steigen in die finst're Kluft
Und dringen aufwärts durch den engen,
Benäzten Pfad an Felsenhängen,
Und hören's kaum, wenn einer ruft.

---

1) Die Einsiedelei in Spissenec.
2) Die Hörner des Pilatus, das Stanzer- und Buchserhorn.
3) des Loperberges.
4) Das Rotzloch.

Denn durch die Nacht braust Sturmeshall,
Bald aber kommen licht're Räume,
Es blitzt die Sonne durch die Bäume,
Und Silber ist der Wasserfall.

Und immer höher noch empor,
Und immer leiser wird sein Rauschen,
Den Zorn will er an Güte tauschen;
Da spielt er murmelnd in dem Rohr.

Und sieh'! da liegt das Drachenried,
Und hoch am Fels des Wurmes Höhle,
Dem Strut die Dornen in die Kehle
Stieß — ihn besiegt — und dann verschied.

Dort winken von der grünen Wand
Aus Tanngebüsch, im Sonnenschimmer,
Herab in's Thal die grauen Trümmer,
Wo einst die stolze Rotzberg stand.

Und hier sich die Kapelle zeigt,
Die, für erkämpften Landesfrieden,
Den beyden tapfern Winkelrieden
Des Vaterlandes Dank bezeugt.

Und ringsumher, wohin man sieht,
Ist Schlachtgefild; mit bittern Schmerzen
Denkt man der kühnen Schweizerherzen,
In Todesnacht zu früh verglüht.

Durch schöner Matten Grün man steigt
Nach Stanz herunter ohne Säumen,
Und bald sich, hinter Apfelbäumen,
Des Kirchthurms weiße Spitze zeigt.

Und auf dem Friedhof nennt die Zahl
Der Tapfern, die als Helden sanken,
Ein Denkstein; von der Wuth der Franken
Zeugt am Altar ein schändend Mahl.[1])

Wir flieh'n die Greuel neuer Zeit,
Und seh'n, in Bildern und Gemählden,[2])
Gefey'rt der Vorzeit große Helden
Von ihrer Enkel Frömmigkeit.

Doch horch! laßt schnell uns fürder geh'n,
Es schlägt die zwölfte Stunde,
Das Auge hat genug geseh'n,
Gebt Arbeit jetzt dem Munde;
Gesotten und gebraten hat
Beym Ochsen schon Frau Obermatt,
Drum sezt euch an die Tafel.

Sie liefert uns, mit schnellem Fuß,
Käs', Fische, Fleisch und Torten,
Den Geist ergötzt Herr Comodus[3])
Mit wohlgesetzten Worten,
Und frägt man was — hebt unser Mann,
Die Dose klöpfelnd, langsam an:
„Mundiś! da sind drey Gründe."

Umsonst sein Weiblein mahnt und treibt,
Weil längst man seiner harret,
Herr Comodus fein sitzen bleibt,
Wenn Ungeduld schon scharret;

1) Die Kugel, mit welcher ein alter Priester am Altar erschossen wurde.
2) In der Kirche und dem Rathhaus.
3) Der Wirth.

Er zieht die Uhr hervor und spricht,
Kopfschüttelnd: „Nein, der geht noch nicht,
„Mundis, da sind drey Gründe.“

Wir hatten bey dem zweyten Grund
Schon glücklich abgespiesen,
Schon lag uns Stanz im Hintergrund,
Da keuchte durch die Wiesen
Der Wirth uns nach, aus Angst beschweißt,
Sein Quidam war schon lang verreist,
Jetzt hieß es — nachgelaufen.

Doch hoffend, daß er seinen Mann
Am Bürgestad noch finde,
Hub abermals zu klimpern an
Die Leyer der drey Gründe,
Beym ersten war man an der Aa[1]),
Beim zweyten stand man Buochs schon nah',
Beym dritten — am Gestade.

Herr Comodus thät allgemach
Nach Bürgestad sich kehren,
Und rief uns noch pathetisch nach:
„Warum so schnell, ihr Herren?“
Mundis, uns treibt ein einz'ger Grund,
Wir möchten gern zu guter Stund
Noch Seelisberg erreichen.

Am See stand auf der Lauer
Ein Mann, beym ersten Gruß
Schien es, ein dummer Bauer,
Doch war's ein Pfiffikus,

---

1) Kleiner Fluß, bey Wyl vorbeyfließend.

Was kost's nach Treib hinüber?
Und er — als hätt er's schon —
Gedacht: je mehr, je lieber!
Und fordert großen Lohn.

Man marktet nun und zanket,
Was hilft's? der Schiffer läßt
Nur halbe Batzen fahren,
Und bleibt dann felsenfest,
Da kommt ein andres Männchen,
Das wird nun auch befragt,
Und fordert jetzt das Halbe
Von dem, was jener sagt.

Top! schnell das Schiff gerüstet!
Adé, Herr Pfiffikus,
Wir gönnen seiner Gierde
Die wohlverdiente Buß.
Schreib' er an seine Ohren
Das längstbewährte Wort:
Wer allzuviel verlanget,
Dem fliegt das Ganze fort.

Im Schifflein saßen wir wieder
Auf spiegelhellem See,
Es sank der Abend schon nieder
Und röthlich glänzt der Schnee,
Von hohen Kulmen — die Nasen[1])
Mit ihren waldigen Flüh'n,
Wo muntere Zickelein grasen,
Weit in die Fluthen zieh'n.

---

[1]) Die zwei Vorgebirge des Rigis und Bürgens.

Des Rigis Wälder und Matten
Steh'n hoch in blauer Luft,
Es tost im kühligen Schatten
Die Stäubi[1]) in der Kluft,
Und Gersau, freundlich und helle,
Zieht sich am Ufer fort,
Des Kindlimordes Kapelle
Traurt im Gebüsche dort.

Schon ist umschiffet die Ecke,
Die Treib sich einsam zeigt,
Am Haus, bey dorniger Hecke,
Nach Seelisberg man steigt;
Durch finsterer Tannen Schatten
Der Pfad sich aufwärts zieht,
Und über freundliche Matten,
Wo man in's Ferne sieht.

Und froh erreicht ist unser Ziel,
Da steh'n ja Kirche und Kapelle,
Zum Pfarrhaus geht's, dort bitten wir
Um Nahrung und um Ruhestelle;
Und Christi Lehre zugethan,
Beut man uns freundlich beydes an,
„Wie billi."

Man kocht und backt, und während jetzt
Sich Magd und Nichte wacker rühren,
Erzählt er uns von Gamschefleisch,
Von Krebsen, Fischen, Murmelthieren,

---

[1]) Wasserfall.

Wünscht Würste und gebratnen Käs,
Statt milde, lieber noch zu räß,
„Wie billi.“

Und, traun, des Pfarrers Küche ist,
Wir fanden's selber — ohne Mängel,
Auch zeugt's Joseph und Constantin,
Zwey wacker aufgeschoss'ne Bengel.
Da stockt beim Sitzen nicht der Saft,
Beym Läuten sucht man Geist und Kraft,
„Wie billi.“

Doch ob der Speisekammer bleibt
Die Seelenspeise nicht vergessen,
Da steht die Evangel'sche Milch,
Das wohlgekochte Seelenessen,
Die Mahlzeit der Gottseligkeit —
Zum Labsal seiner Heerd' bereit,
„Wie billi.“

Und uns wird Gemsefleisch servirt,
Pudding, in zierlicher Gestaltung,
Und Karfiol, man ißt und trinkt,
Der Pfarrer sorgt für Unterhaltung;
Nur Mutzerli, mit krummem Fuß,
Knurrt noch, zu seines Herrn Verdruß,
„Wie billi.“

Er munkelt was von Mineli,
Und sein Gesicht wird merklich milder;
Und horch! es wispert an der Thür — —
Der Name weckt uns schöne Bilder,

Er öffnet — ach! des Küsters Hund —
Und ärgerlich rümpft sich der Mund,
„Wie billi."

Und nach der Tafel zeigte man
Uns freundlich uns're Ruhestellen,
Und stille wird es ringsumher,
Selbst Mineli hört auf zu bellen,
Und eh' man in sein Bettchen kroch,
Bringt man dem Wirth ein Lebehoch!
„Wie billi."

Fünfter Tag.

Und als man in das Zimmer trat,
Das Frühstück einzunehmen,
Kam unser Wirth im Meßornat
Und schien sich recht zu grämen,
Da er uns reisefertig sah,
Daß wir nun sein Ambrosia —
Gebratnen Käs' — nicht schmeckten.

Dann wandert er zur Kirche hin,
Wir aber gingen weiter,
Den Joseph und den Konstantin
Gab er uns zum Begleiter.
Wir blickten noch in's schöne Land
Hinab, und an die Felsenwand
Des Frohnalpstocks hinüber.

Zum Tannenwald steigt man empor,
Und unter grünen Linden —
Kommt aus dem Holz man erst hervor —
Thut man ein Kirchlein finden,

Zum Sonnenberg wird es genannt,
Es blickt bis tief in's Urnerland
Und auf den See hinunter.

Als Gnadenort, hat mancher Christ
Das Kirchlein mild bereichert,
Ach! alles, was am Menschen ist,
Sieht man hier aufgespeichert;
O Heiliger, heil auch meinen Fuß,
Ich schenk' ihn dir, im schönsten Guß
Und größer als dein Thürmchen.

Doch ach! kein Tröpflein Gnade floß,
Das Uebel ward nur schlimmer,
Denn von dem See und alten Schloß[1])
Wird rauh der Pfad, und immer
Es steiler dann bergunter geht,
Bis man im Dörfchen Bauwen steht
Und sich die Stirne trocknet.

Noch war des Jammers End nicht da —
Man blickt umher mit Schrecken,
Sucht nah' und fern' und fern und nah' —
Kein Schiff ist zu entdecken! — — —
Schon früh' am Tag ist — wie's nun heißt —
Die ganze Flotte abgereist,
Kömmt erst am Abend wieder.

O weh! wer gibt uns guten Rath?
O weh! wer lehrt uns schwimmen?[2])
Soll auf vermaladeytem Pfad
Man wieder aufwärts klimmen?

---

1) Beroldingen.

2) Der Weg zu Land nach Uri ist sehr weit, mühvoll und gefährlich.

Drey Stunden weit — bei Sonnenhitz'?
Soll man in diesem Rattensitz
Den ganzen Tag verjammern?

Man sendet Roth-Curriere aus,
Thut Aug' und Ohren spitzen,
Der mahlt, aus Langerweil, den Ort,
Freund Conrad schreibt Notizen,
Triumph, triumph! was sieht mein Blick?
Dort kömmt ja uns're Taub zurück,
Den Oelzweig in dem Schnabel.

„Ein Nawe steht beym fernen Strauch,
„Doch von gewalt'ger Schwere" —
Herbey, herbey! und wenn es auch
Der Bucentaurus wäre!
Mit Müh' wird er herzu bugsirt,
Und eh' er noch das Land berührt,
Wird im Triumph geentert.

Und fort! — Der Capitain versucht
Sein Mustertuch[1]) zu regeln,
Er zieht und dreht und kehrt und flucht —
Rühmt seine Kunst im Segeln —
Und kommt doch immer mehr zurück,
Auch half ihm Heinrichs Probestück
Zum retrograden Marsche.

Allein im Schooße der Natur,
Und bey dem überreichen
Genuß, verschwand auch jede Spur
Von Unmuth bey dem Schleichen

---

1) Der aus 100 Fragmenten zusammengesetzte Segel.

Des Schiff's, das wie die Schnecke kroch, —
Und endlich landete man doch
Bey Flüelen am Gestade.

Nach Altorf geht's, nun zeigen sich
Zerrissene Gewänder,
Versumpftes Land und Bremsenstich'
Und Karren Engeländer,
Und manche eingestürzte Mau'r,
Und im Gebürge Regenschau'r,
Drum eilt man ängstlich weiter.

Beim Adler macht des Wirthes Gruß
Uns wiederum getroster,
Man eilt zum Thurm, zum Tellen-Schuß,
Zum Kapuzinerkloster,
Bey neuerbauten Häusern seh'n
Wir traurige Ruinen steh'n,
Ein Mahl des großen Brandes.[1])

Doch aus dem übermoosten Graus
Berußter Ueberreste,
Erhebt die Zukunft Kirch' und Haus
Und schimmernde Paläste,
Verarmen kann der Flecken nie,
Wenn er mit gleicher Industrie
Wie die Regierung hauset.[2])

Und seht, der Tisch ist schon gedeckt,
Da läßt sich keiner bitten —
Und trefflich uns das Essen schmeckt,
Füraus die Erdbeerschnitten,

---

1) Anno 1799.

2) Man hat den Pranger zugleich als Wegweiser benutzt.

Und ohne eineſen Begehr,
Schleppt man den ganzen Keller her,
In immer beſſern Muſtern.

Doch fort! ſchon ſchlägt's am Thurme Zwey;
Die Zeche iſt berichtigt.
Am Wege wird die Betteley
Mit fremder Sprach' beſchwichtigt;
Man dingt ſich Schiffer ſtark und gut,
Und ſchnell durchſchnitten iſt die Fluth
Bis zu des Tellen-Blatte.

Hier, wo man bunt gemalet ſieht
Der Ahnen Thun und Streiten,
Des Schiffers Wort uns unſanft zieht
In unſ're buntern Zeiten;
Er ſagt, wie jüngſt im tollen Zug
Man Stuhl und Kanzel wild zerſchlug,
Dem „Züribinggel“ [1]) fluchend.

Dorthin! Das Grütli liegt ſo nah',
Auf, zu den ſtillen Höhen!
Wir landen, ach, da hat uns ja
Der Blod'rer [2]) ſchon geſehen;
Hört, wie er ein Geſchrey verführt,
Und uns von fern beneventirt
„Im Namen der drey Tellen“.

Da beut er ſchon im Stallgewand,
Und niemand darf ſich wiedern,
Die jahrelang beſchmutzte Hand
Den „trüen Bundesbriedern:

[1]) Spottname des ſogenannten Zürichbundes (anno 1815), gegen den Unterwalden ſich erklärte.

[2]) Bloderer: Ein gewaltiger Schwätzer.

„Dem hochgeachten Herr Baron,
„Dem hochgeachteten Herr Sohn,
„Dem hochgeachten Diener.“

Wir trinken, wo das Brünnlein quellt,
Doch wahrlich nicht vergebens —
Er weint und lachet und erzählt
Fragmente seines Lebens:
Der Regen wild vom Himmel strömt,
Und traun, auf jeden Tropfen kömmt
Ein Dutzend seiner Worte.

Wir flüchten in das Haus und seh'n
Sein schmuckes Mägdlein spinnen,
Er heißt sie uns entgegen geh'n
Und ihren Spruch beginnen;
Den Blick zum Boden unverwandt,
Nimmt sie ihr Schürzlein in die Hand
Und sagt im Ton des Betens:

Von den Quellen der drey Tellen,
Was sie einst hervorgebracht,
Von den Helden thut sie melden,
Die das Ländlein frey gemacht.
Von den festen Räubernesten,
Von der Vögte Tyranney,
Von dem Plündern, von den Rindern,
Von des Volkes Angstgeschrey,
Von dem Drängen, von dem Sengen,
Von dem stolzen Uebermuth,
Von dem frechen Augausstechen,
Von dem aufgesteckten Huth,

Von dem Kinde mit der Binde,
Von des Tell's geschicktem Schuß,
Von dem Sterben und Verderben
Geßler's an des Rigi's Fuß,
Von dem Bunde, der zur Stunde
Statt gehabt an diesem Ort,
Von dem Eide, von der Freude — — —
Und so weit und weiter fort.

Und Regenguß und Versefluß,
Die hörten auf, und zu dem Fuß
Des Hügels stieg man nieder;
Die Wolken zieh'n
Nach Ury hin,
Im Nachen sitzt man wieder.

Des Schiffers Hand steu'rt hin zum Strand,
Man springt bei Brunnen an das Land
Und läßt die grünen Fluthen;
Es eilte schon
Der Tag davon,
D'rum hieß's, man soll sich sputen.

Das Licht verbleicht, die Dämm'rung schleicht
Herbei, eh' Ybach man erreicht,
Sieht man schon Kerzen funkeln;
Kein Sternlein lacht
Aus schwarzer Nacht,
Man trottet fort im Dunkeln.

Ade, Gesang! Bald wird uns bang,
Es ist der Weg auch gar zu lang;
Geduld! laßt euch's nicht kümmern,

Die Noth ist aus,
Seht Reding's Haus,
Wo hell die Lichter flimmern.

Nur zu! zum Hirschen gehen wir,
Und der steht weiter oben;
Dort find't man gutes Nachtquartier,
Ist trefflich aufgehoben:
Seht, seht! die Wirthin zeigt sich schon
Im Kopfputz à la Papillon,
Und heißt uns froh willkommen.

Pantoffeln werden angeschirrt,
Das Pfeifchen angezündet,
Und bald erscheint auch unser Wirth,
Der wenig zwar verkündet,
Doch alles im Ministerton,
Bald präsentirt sich auch der Sohn
Mit zierlicher Verbeugung.

Und unser Nachtmahl arrangirt
Die Tochter flink und fertig,
Trägt Schüsseln auf und ab, servirt,
Ist jedes Wink's gewärtig;
Gebt Acht, verlanget einer was —
Eh' er es sagt, so hat euch das
Ihr Näslein schon gewittert.

Nun Gratias: Ins Bett geschwind,
Mag jetzt der Himmel wettern,
Wir liegen trocken, warm und lind
In wohlbekannten Bettern;

Ein einz'ges nur behagt uns nicht,
Warum verbarg sich das Gesicht
Der schönen Jungfer Nichte?

Sechster Tag.

Zu früh klopft Heinrich aus dem Bett
Die ruhbegier'gen Schläfer,
Man sieht das Vögel-Kabinet,
Die Schmetterling und Käfer;
In niedlichem Geschirr servirt,
Von eig'nen Händen präparirt,
Die Tochter Chocolade.

Nach eingenomm'nem Wasserschluck
Macht man sich auf die Füße,
Und scheid't mit warmem Händedruck,
Die Tochter gibt uns Grüße
An liebe Leute, die sie kennt,
Mit schulgerechtem Compliment
Empfiehlt sich ihr Herr Bruder.

Und, nächst dem Flecken, o wie schön,
Welch' herrliche Umgebung!
Das Thal, die Seen und die Höh'n —
Zu stattlicher Belebung
Des Prachtgemäld's, tritt noch ein Chor
Von rothen Weibeln stolz hervor,
Des Standes Haupt begleitend.

Am Weg sich die Kapelle zeigt,
Berühmt durch die Geschichte,
In Sonnengluth man aufwärts steigt,
Mit leidendem Gesichte.

Es fehlt hier nur die Dornenkron',
Sonst glaubte man, wir ständen schon
Beym Bild von Ecce Homo.

Man ruht, als man zum Kirchlein kam,
Zu drückend ist die Schwüle —
Und tritt hinein, und wundersam
Erquickt uns seine Kühle;
In Kurzem wieder restaurirt
Wird, über Wiesen, links marschirt,
Zum Schornenthurm hinüber.

Nun Halt gemacht, da steh'n wir ja
An hochberühmter Stelle,
Hier war die Wehr — Morgarten da,
Hier Thurm, dort Schlachtkapelle;
Ein steiler Pfad hinunter führt —
Seht! dort wird ja mit Hanf hantirt,
Wie eh'mals mit den Rittern.

Und an dem himmelblauen See,
Uns kühle Lüftlein wehen,
Bey schönen Matten, reich an Klee,
Wir nun vorüber gehen;
Auf eb'nem Pfad, mit Sand bestreut,
Spatzirt man mit Bequemlichkeit
Hinab nach Ober-Egri.

Beym Hirschlein oder Rehebock
Das Essen wir bestellten,
Das beste war nun wohl ein Schock
Gebackener Forellen,

Das schlimmste was die Wirthin beut,
Bleibt aber — ohne allen Streit —
Ihr Zürcherscher Suremus.

Beendigt war das kleine Mahl,
Geschwind, doch eh' wir gehen,
Wünscht man das Palais royal
Von Egri noch zu sehen,
Bey einem Herrn Trompetta sah
Man Pfeifenköpf — et cetera —
Auch schweineblasne Blüchers.

Ein Zuckerstock, ein Fadenpack
Stand auch in dem Behältniß;
Zwei halbe Päckgen Rauchtabak
Und anders im Verhältniß,
Man ließt, zum Frembekram nach Haus
Den allerschönsten Löffel aus
Und die gustosten Bänder.

Nun geht's bergauf, doch sittiglich,
Durch Aecker und durch Matten,
Uns plagte jetzt kein Sonnenstich —
Die Wolken gaben Schatten,
Und immer mehr sah man in's Land,
Bis man nun das Gesuchte fand,
Den weitgeseh'nen Gubel.

Wir geh'n zur Kirche, ey potz Stern!
Wie da in hellen Haufen
Die Herr'n von Zürich und von Bern
Den Berg hinunter laufen! [1])

---

1) Als Plafond ist das Gemälde von der Schlacht am Gubel.

Hinaus! dort winkt uns mehr als Kunst,
Wenn nur der gold'ne Abenddunst
Die Ferne nicht verhüllte.

Doch länger darf man hier nicht steh'n,
Und sey's auch jammerschade,
Sonst wird es uns wie gestern geh'n,
Und da auf schlimmer'm Pfade;
Hinab, hinab zum Finstersee,
Und jenseits wieder in die Höh',
Dann kommt ihr bald nach Hütten.

Gesagt, gethan, doch Dunkelheit
Lof schneller als die Beine,
Der Weg wird uns zur Ewigkeit,
Es häufen sich die Steine,
Und ach! jetzt bringt der Jammerrain
Den müden Füßen Noth und Pein,
Den wunden eine Hölle.

O Rabe,[1]) hab Barmherzigkeit,
Komm du zu uns, denn weiter
Geht's nicht — Frisch zu, er ist nicht weit,
Dort glänzt es ja so heiter,
Glück auf! dort wohnt der Seelenhirt —
Da Hiestand — da der Köngenwirth —
Juhe! da ist der Rabe!

Zum Tisch, zum Tisch! von diesem trennt
Uns nichts! des Fußes Lähme
Erklärt das Sitzen permanent,
Wenn auch der Kaiser käme,

---

1) Gasthaus zu Richtenschweil.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Siebenter Tag.

[illegible]

[illegible]



SIEBENDER TAG.

Ruhig man im Bettchen blieb,
Von der Sonne Schim̄er
War, als man die Augen rieb.
Hell beglänzt das Zim̄er:
Und an reichgezierter Wand
Hangten ringsum allerhand
Meubeln und Gemälde.

Und den hellen Saal betritt
Alles aufgeschnigelt,
Heinrich, des Tornisters quitt,
Glaubt sich Bets beflügelt,
Und der Tisch wird froh umringt,
Demoiselle Ulmer bringt
Uns die Kaffeekanne.

Nach genoſsnem Frühstück gehts,
Dan̄ hinaus ins Freye;
O wie überrascht uns stets

Und Jungfrau Ulmer, wenn's gefällt,
Das Essen nur hieher gestellt,
Man rückt kein Bischen näher.

Beuth einer auch der Freundschafts-Hand,
Wir danken gern, doch sitzend;
Kommt einer heim aus fremdem Land,
Man grüßt ihn froh, doch sitzend;
Wird einer glücklich avancirt
Im Militär, man gratulirt,
Doch alles, alles sitzend. [1])

Und uns erquickt die kurze Rast
Wie Wasser in den Steppen,
Heut hat man weiter keine Last,
Als sich in's Bett zu schleppen,
Und hat man da sich ausgestreckt,
So ruht sich's aus, kein Heinrich weckt
Uns Morgens durch sein Klopfen.

Siebenter Tag.

Ruhig man im Bettchen blieb,
Von der Sonne Schimmer
War, als man die Augen rieb,
Hell beglänzt das Zimmer:
Und an reichgezierter Wand
Hangten ringsum allerhand
Meubeln und Gemälde.

---

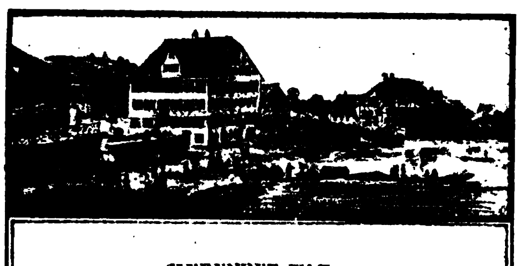
1) Alles die Familie Hürlimann betreffend.



[illegible]

[illegible] Tag.

[illegible]



SIEBENDER TAG.

Ruhig man im Bettchen blieb,
Von der Sonne Schim̄er
War, als man die Augen rieb,
Hell beglänzt das Zim̄er:
Und an reichgezierter Wand
Hangten ringsum allerhand
Meubeln und Gemälde.

Und den hellen Saal betritt
Alles aufgeschniegelt,
Heinrich, des Tornisters quitt,
Glaubt sich Bets beflügelt,
Und der Tisch wird froh umringt,
Demoiselle Ulmer bringt
Uns die Kaffeekanne.

Nach genossenem Frühstück gehts,
Dan̄ hinaus ins Freye;
O wie überrascht uns stets

Und den hellen Saal herein,
Alles aufgeräumigt,
Heinrich, des [illegible] mein,
[illegible] ist [illegible] beflügelt.
Und der Tisch wird froh umringt.
Demoiselle Ulmer bringt
Uns die Kaffeekanne.

Nach genoss'nem Frühstück geht's
Dann hinaus in's Freie;
O wie überrascht uns stets
All die Pracht auf's neue!
Lieber, leg' die Hand auf's Herz,
Sag', wo find'st du anderwärts
Schöneres Gelände?

Auch ergötzt uns Tanner's [1]) Kunst,
Und im Magazine
Schöner Vorrath, die Geskunst
In der Spinnmaschine,
Und eh' einer sich versah,
Stand die Wirthin knixend da,
Und zur Tafel ladend.

Hier ließ ihre Kunst sich seh'n,
Und am Ende glänzte
Edler Wein im Glase, den
Freundschaft uns kredenzte;
Froh leert man die Gläser aus:
Glück dem Geber! Glück dem Haus!
Glück dem End' der Reise!

---

1) Tanner, Mahler in Richterschweil.

Glück bedarf es, denn der Fuß
Hebt schon an zu klagen.
Sieh', da rollt zum schönen Schluß
Ein bequemer Wagen
Vor das Haus, und froh hinein
Setzt man sich, vor neuer Pein
Bleibt man nun geborgen.

Doch, liebe Freunde, weil wir nun,
Behaglich heimkutschiren,
Laßt, um was Nützliches zu thun,
Die Frag' uns discutiren:
Was bracht uns unser Reischen ein?
„Hm! leere Seckel, müde Bein! —
Wie wir den Pilgern singen.

„Ein Band, ein Löffelchen und noch
Ein Sträußchen Preusselbeeren —"
Das Alles? — Besser's weiß ich doch;
Es sind drey schöne Lehren,
Drei gold'ne Lehren, daß ihr's wißt,
Die, wenn man ihrer nie vergißt,
Stets reichen Lohn gewähren.

Die erste hohlten wir uns ein,
Als man am Rigi wählte,
Und, um ein armes Leiterlein,
Kapell und Schloß verfehlte;
Da flüstert eine Stimm', die sagt:
„Wenn man sich um das Kleine plagt,
So kommt man nicht zum Großen."

Die zweite gab Herr Comodus,
Als er das Federleichte
Versäumt, und später mit Verdruß
Und Müh' es kaum erkeuchte;
Da predigte sein Mißgeschick:
„Versäume nie den Augenblick,
Er spart dir viele Stunden."

Die dritte Lehr' erhielten wir
An Beckenrieds Gestaden
Vom Schiffer, dessen Habbegier
Statt Gulden — Spott und Schaden
Gewann: Die Lehre kennt ihr schon,
Sie heißt: „Verschmähst du bill'gen Lohn,
Kommst du wohl leicht um allen."

Verliert nun diese Lehren nie
Aus Euerem Gesichte,
Statt Blumenkränzen winden sie
Euch Kränze edler Früchte;
Und Blumen both Euch Berg und Thal,
Von süßem Duft, in großer Zahl,
Bewahrt auch die in Liebe.

Briefe aus den Jahren 1809 bis 1815

von Salomon Hirzel, späterem Eidgenössischem Oberst-Artillerie-Inspektor und Zeughausdirektor von Zürich.

Vorwort.

„Skizzen aus dem Leben eines braven Mannes" ist die Ueberschrift einer Mappe, welche die Briefe enthält, die der in französischem Dienst stehende Lieutenant Salomon Hirzel aus Spanien, Frankreich und Rußland in jungen Jahren an seine Verwandten und Freunde in der Heimat schrieb. Seine nachmalige Gattin hat die uns vorliegende Abschrift dieser Briefe angefertigt. Die Ueberschrift ist wohl gewählt; wer immer im Leben mit Hirzel zusammen gekommen ist und ihn näher kennen gelernt hat, wird dieß bezeugen. Er war indessen nicht nur ein braver Mann, biedern Charakters und leutseligen Wesens, sondern auch, wie alle Sachverständigen wohl wußten, ein Mann von großer militärischer Begabung und ungewöhnlicher Arbeitskraft.

Der Ausbildung und Ausrüstung der zürcherischen Artillerie hat Oberst Salomon Hirzel in verschiedener Stellung fast dreißig Jahre hindurch seine Kraft gewidmet und sie auf eine Stufe der Ausbildung gebracht, welche bei der damaligen kantonalen Instruktion kaum in einem andern Kanton erreicht wurde. Umfassende Kenntnisse, strenges Pflichtgefühl, großer Ernst im Dienste, gepaart mit freundlicher Behandlung seiner Untergebenen, waren die Eigenschaften, die ihm die allgemeine Achtung und das Zutrauen der Offiziere wie der Soldaten erwarben. Die Anhänglichkeit an ihn vererbte sich bei der zürcherischen Artillerie vom Vater auf den Sohn und seine Pflichttreue trug sich spürbar auch

auf die Truppen über, denen er vorstand. Als Direktor des Zeughauses leistete Oberst Hirzel dem Staat vortreffliche Dienste und wußte sich wie beim Militär die Herzen seiner Angestellten zu gewinnen.

In den uns vorliegenden Briefen tritt uns noch nicht der gereifte, ruhige, in Allem seiner Sache sichere Vorgesetzte entgegen, als welchen wir ihn in längerem Umgange kennen gelernt haben; es ist vielmehr in dem jungen Manne noch ein Schaffen und ein Werden, aus dem sich erst allmählig ein fester Charakter entwickelt; gerade dieß aber verleiht den Briefen, abgesehen von den weltgeschichtlichen Ereignissen, woran sie sich knüpfen, einen besondern Reiz. Die Briefe sind von schweizerischen Militärschriftstellern schon mehrfach benutzt worden, sowohl bei Beschreibung des spanischen als bei derjenigen des russischen Feldzuges; sie dürften indessen auch einem nichtmilitärischen Publikum Interesse bieten, so daß uns ihre Veröffentlichung hinlänglich gerechtfertigt erscheint.

Wir stellen den Briefen eine kurze Lebensskizze Salomon Hirzel's voran, wozu wir einige Aufzeichnungen von der Hand seiner Gattin benutzen, die wir mit den Angaben in den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft von 1867 und von 1873 ergänzen. Auch dem kurz nach Hirzel's Tod im Jahre 1844 erschienenen Nekrologe haben wir Manches entnommen.

Salomon Hirzel, am 20. September 1790 geboren, war der Sohn des Landschreibers von Kyburg, Heinrich Hirzel, und der Frau Barbara Peyer von Schaffhausen. Noch im Kindesalter verlor er im April 1797 seinen Vater, worauf seine Mutter mit ihren sechs unmündigen Kindern nach Zürich übersiedelte und im Hause zur „Haue" ihre Wohnung bezog. Der lebhafte und muthwillige, dabei aber gutmüthige Knabe Salomon ließ sich durch seine rege Phantasie mitunter zu tollkühnen Streichen hinreißen; so kam er einst auf den Einfall, den steinernen Hirschen zu besteigen, welcher den Giebel des Hauses zur Haue ziert, um zu erproben, in wie weit er den Schwindel zu bemeistern vermöge. Ob solchen und ähnlichen Streichen gerieth das ängstliche Mutterherz in bange Sorge und es fand sich der Vormund, Herr Zunftmeister Daniel Weber, bewogen,

den Knaben auswärts unterzubringen, um die Mutter der Sorge für dessen Erziehung zu entheben. So wurde denn der neunjährige Salomon bei einem biedern Landwirthe, Namens Jakob Bär in Ottenbach an der Reuß, im Hause zum „Schloß" untergebracht, um eine ganz ländliche Erziehung zu genießen, welche ihm auch wohl bekam. Seine schon bejahrten Pflegeeltern, die nur eine verheirathete Tochter hatten, waren ihm schon um seiner Treuherzigkeit willen innig zugethan und versahen ihm thatsächlich Elternstelle. Der Aufenthalt in Ottenbach und die damit zusammenhängenden Beschäftigungen legten den Grund zu der kräftigen Körperbildung des jungen Menschen. Jeden Freitag mußte Salomon Hirzel Morgens um zwei Uhr, im Sommer wie im Winter, einen mit Baumwollengarn beladenen Wagen in die Stadt führen; dabei kam es nicht selten vor, daß der Wagen an dem steilen Aufstieg bei Birmenstorf nicht mehr vom Fleck wollte oder gar rückwärts zu rollen drohte, was dem jugendlichen Fuhrmann manche Thräne auspreßte. In Zürich angelangt, brachte er seine Waare zu Herrn Anton Holzhalb beim Thor, einem angesehenen Handelsherrn, während er selbst seine Einkehr in einer Weinschenke auf dem nahen Münsterhof nahm. Gar oft machte er im Fuhrmannshemd und mit der Peitsche in der Hand einen Besuch bei seinem nachherigen Schwiegervater, Herrn Schirmschreiber Paur. Dieser war nach der Wahl Zunftmeister Weber's als Amtmann zu Rüti zum Vormund Hirzel's ernannt worden. Wie am Morgen wurde auch bei der Heimfahrt Abends in Birmenstorf eingekehrt und ein währschaftes, ländliches Mahl von dem jungen Fuhrmann genossen. Die rohe Baumwolle, mit welcher der Wagen auf dem Rückweg befrachtet war, kam in die Hände der zahlreichen Spinnerinnen in und um Ottenbach und wurde bis zum darauf folgenden Freitag von Hand gesponnen; die Maschinen-Spinnerei lag damals noch in der Wiege.

Vom Aufenthalte Salomon Hirzel's in Ottenbach her haben sich einige Briefe an seine Mutter erhalten, die von großer Anhänglichkeit an die Seinigen, aber allerdings auch davon zeugen, daß seine Schulbildung in Ottenbach sehr im Rückstande blieb. Der intelligente Knabe fühlte

dies indessen selbst und er versprach seiner Mutter in einem seiner Briefe, sich alle Mühe geben zu wollen, um im Schreiben „vollkommen“ zu werden. Niemand ahnte übrigens zu jener Zeit, welche Bedeutung die Praxis als Fuhrmann und Pferdewärter für den nachherigen Batterieführer im russischen Feldzuge gewinnen sollte. Von Interesse für den Knaben waren in Ottenbach die öftern Durchmärsche von französischen Truppenabtheilungen, welche von Graubünden her in der Richtung nach Basel stattfanden. Die Truppen hatten zu der Armee des Generals Moreau zu stoßen, der im Frühjahre 1800 seinen Feldzug in Schwaben begann, während Napoleon Bonaparte über den großen St. Bernhard in Oberitalien einfiel. Der Anblick dieser Soldaten mag in dem Knaben ab und zu die Lust zum Militär geweckt haben; sonst neigte er sich entschieden der Landwirthschaft zu.

In seinem eilften Jahre, nach dem im Januar 1801 erfolgten Tode seiner Mutter, kam Salomon Hirzel nach Zürich zurück und wurde von seinem Vormunde bei einem Freunde seines verstorbenen Vaters, Herrn Waisenhausverwalter Heß, untergebracht. Seinen Unterricht erhielt er indessen nicht zusammen mit den Waisenkindern, sondern in der städtischen Bürgerschule, wo der fähige Knabe die Lücken in seiner Elementarbildung auszufüllen einigermaßen Gelegenheit hatte. Nach seinen alten Pflegeeltern und nach dem Aufenthalte in Ottenbach empfand er indessen oft schmerzliches Heimweh, besonders wenn ihn seine Jugendfreunde von dorther besuchten, was zuweilen geschah.

Einige Zeit nachher verließ er das Waisenhaus und fand auf seinen Wunsch hin Aufnahme im Hause seines Vormundes, dem er dafür sein ganzes Leben hindurch dankbar blieb. Mehr und mehr trat des Knaben Neigung zum Militärstande hervor; als Vorbereitung dazu suchte er sich auf jede Weise abzuhärten und sich an Entbehrungen aller Art zu gewöhnen. Er ließ sich darin durch häufige Kopfschmerzen nicht stören, selbst dadurch nicht, daß er wegen einer Gefäßanschwellung beständig eine Kopfbinde tragen mußte. Daneben trachtete er mit eisernem Fleiße darnach, die Versäumnisse in seiner Schulbildung nachzuholen und lag be-

sonders den mathematischen Fächern mit Eifer ob. Seinem Vormunde wie auch seinen beiden ältern Brüdern machte die ausgesprochene Neigung Salomon's zum Soldatenstande manche Sorge und sie verstanden sich sehr ungerne dazu, ihn gewähren zu lassen, wogegen ein Anverwandter, Herr Seckelmeister Hirzel, der Ansicht war, es sei rathsam, dem heißen Wunsche des jungen Menschen zu willfahren und ihn Soldat werden zu lassen. So ergab sich denn als Schluß eines im Hause seines Vormundes abgehaltenen Familienrathes, Salomon Hirzel den Eintritt in französischen Dienst zu gestatten, wobei man im Stillen hoffte, er werde als abgesagter Feind der französischen Nation nicht darauf eingehen. Zum Erstaunen seiner Verwandten nahm derselbe aber diesen Vorschlag mit Freuden an und so kam es denn, daß er im Frühjahr 1807 als siebenzehnjähriger Jüngling in französischen Dienst trat, und zwar als Unterlieutenant in das zweite der vier Schweizerregimenter, welche die Eidgenossenschaft dem Kaiser Napoleon zu stellen hatte, unter dem Befehl des Obersten Castella von Freiburg. Die zwei ersten Bataillone dieses Regimentes wurden in Toulon eingeschult, während das dritte und vierte Regiment zu Marseille in der Bildung begriffen waren. Im Herbst 1807 erhielt das Bataillon, bei dem Salomon Hirzel als Unterlieutenant stand, Marschordre nach Spanien. Das Bataillon überschritt gegen Ende November die spanische Grenze; durch die Anstrengungen des Marsches und die rauhe Witterung wurde es, allerdings ohne einen Feind gesehen zu haben, von ursprünglichen 1200 Mann bereits auf die Zahl von ungefähr 900 reduzirt. Hirzel's wenige Briefe aus jener Zeit sind leider verloren gegangen; volle achtzehn Monate vernahm man nichts mehr von ihm, so daß man ihn in Zürich bereits als todt betrauerte. Im Laufe des Jahres 1808 hatte Hirzel's Bataillon reichliche Gelegenheit, sich mit den spanischen Guerillas herumzuschlagen; im November nahm es mit dem Armeekorps des Marschalls Soult in der Nähe von Burgos an einem Treffen Theil, welches mit der gänzlichen Niederlage der Spanier endigte. Vom November des nämlichen Jahres datirt auch Hirzel's Ernennung zum Oberlieutenant. Dem Anmarsche der englischen Armee aus

Portugal begegnete Soult am 14. Januar 1809 in so kräftiger Weise, daß sie mit großer Noth in rascher Einschiffung bei Corunna ihre Rettung fand. Daraufhin ging es französischer Seits zur Wiedereroberung von Portugal, welches Land der Marschall Junot im Jahr vorher kapitulationsweise den Engländern hatte preisgeben müssen. — Soult hatte von Napoleon zu diesem Vorhaben ein Armeekorps angewiesen erhalten, bei dem sich die vier Schweizerbataillone befanden, welche die Brigade des Obersten Castella bildeten. Ursprünglich 4000 Mann stark zählten sie jetzt noch 1500 Mann, weßwegen nunmehr die vier Bataillone in drei reduzirt wurden.

Am 29. März 1809 wurde die reiche Handelsstadt Oporto von Soult im Sturme eingenommen und drei Tage hindurch der Plünderung preisgegeben. Was Hirzel hier sah und erlebte, schildert er in ergreifenden Worten in dem Briefe, welchen er nach der unfreiwilligen Rückkehr Soult's nach Spanien aus Toro bei Valladolid am 11. Juli 1809 seinem väterlichen Freunde, Schirmschreiber Paur in Zürich, schrieb. — Es ist der einzige Brief Hirzel's aus Spanien, den unsere Sammlung aufweist; ohne Zweifel hat er den Seinigen mündlich noch Vieles über seine Schicksale in Spanien und Portugal zu erzählen gewußt, als er im December 1809 auf einjährigen Urlaub nach Hause zurückkehrte. Sein hart mitgenommenes Bataillon war zur Erholung und Herstellung nach Frankreich zurückbeordert worden; ganz Spanien befand sich vorübergehend in französischer Gewalt, mehr scheinbar zwar als in Wirklichkeit. An den spätern Kämpfen in Spanien in den Jahren 1810 bis 1813 betheiligte sich Hirzels Bataillon nicht mehr. Bekanntlich nöthigte im letztgenannten Jahre die englische Armee unter Wellington die Franzosen zur Räumung des Landes.

Schon am vierten Tage nach seiner Zurückkunft besuchte Salomon Hirzel in Gesellschaft seines Vormundes und dessen Familie seine alten Pflegeeltern in Ottenbach, die ihn längere Zeit hindurch als todt beweint hatten. Man kann sich die Freude der guten Alten denken, als ihr einstiger Pflegesohn als stattlicher Offizier bei ihnen eintrat; die Nach-

richt von seinem Erscheinen verbreitete sich rasch im Dorfe und jubelnd kamen seine Altersgenossen den „Schloß=Salomo", wie man ihn ehemals genannt hatte, zu begrüßen.

Hirzel verwendete seine Urlaubszeit mit großer Emsigkeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung und verlegte sich wiederum mit besonderem Eifer auf das Studium der Mathematik, deren Nothwendigkeit für sein militärisches Fortkommen er mehr und mehr einsah. Der Kaiser Napoleon glaubte damals die Regimentsartillerie wieder einführen zu müssen, welche die übrigen europäischen Armeen ohne Ausnahme abgeschafft hatten; er that dieß, um seiner Infanterie mehr Zuversicht zu geben, welche in Spanien, sowie in dem Feldzuge des Jahres 1809 gegen Oesterreich sehr gelitten hatte. Offiziere und Mannschaft für diese Artillerie wurden aus den betreffenden Regimentern ausgewählt; Salomon Hirzel, der im Infanteriedienst wenig Abwechslung fand, hegte den Wunsch, zur Artillerie überzutreten und steuerte deßwegen denn auch schon während seines Urlaubes in seinen Studien mit aller Energie auf dieses Ziel los.

Zunächst ging er nach Ablauf dieses Urlaubes wieder zu seinem Regimente ab, das im südlichen Frankreich verweilte. Seine drei Briefe vom Jahre 1811 aus Aix und Marseille geben uns ein lebhaftes Bild vom französischen Garnisonsleben in relativer Friedenszeit. Der Aufenthalt in Toulon, einem der größten Artilleriedepots von Frankreich, bot natürlich unter den obwaltenden Umständen S. Hirzel besonderes Interesse dar. Seine Ernennung zum Oberlieutenant der Artillerie beim zweiten Schweizerregiment trägt das Datum vom 3. August 1811; sie erfolgte ohne weiteres Examen auf deu Vorschlag des Regimentsobersten Castella.

Gewaltigen Eindruck machte auf den neuen Artillerie=Oberlieutenant die kaiserliche Residenz Paris, wohin sich das zweite Schweizerregiment im December 1811 aus dem südlichen Frankreich über Nevers und Fontainebleau begeben hatte. Hirzel's ausführlicher Brief aus Paris ist zunächst an seinen ältesten Bruder, den Staatsschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld, gerichtet und zwar in französischer Sprache. Der Brief

umfaßt in mehreren Abschnitten den Zeitraum von Anfang December 1811 bis zum Abmarsch aus Paris im Januar 1812 und enthält in lebhaften Ausdrücken die Schilderung der Auszeichnungen, welche dem zweiten Schweizerregiment in Paris zu Theil wurden. Der genußreiche Aufenthalt in Paris im Dezember 1811 und im Januar 1812 steht in grellem Gegensatze zu den namenlosen Leiden, welche im Spätjahr 1812 der Rückzug aus Rußland über die nämlichen Truppen bringen sollte, die sich unter ihrem Kaiser nahezu für unüberwindlich hielten und sich die Welt zu erobern getrauten.

Aus der Zeit, welche dem großen russischen Feldzuge voran ging, besitzen wir noch einen Brief Hirzel's aus Lüttich vom 13. Februar 1812 an Herrn Schirmschreiber Paur. Es handelt sich wesentlich um Unterbringung eines ungerathenen Bruders dieses letztern, Namens Jakob, von dem man hoffte, daß er am ehesten im Militär unter Hirzel's Aufsicht zurecht gebracht werden könnte. Hirzel that sein Möglichstes und wie es scheint nicht ohne allen Erfolg, den jungen Mann an Disciplin und Ordnung zu gewöhnen; derselbe trat später aus französischem in holländischen Dienst, schließlich noch in die Standeskompagnie von Basel, wo er im Jahre 1842 starb. Hirzel's Briefe aus Rußland thun seiner keine weitere Erwähnung.

In den ersten Märztagen des verhängnißvollen Jahres 1812 überschritt das zweite Schweizerregiment, dessen aus zwei Dreipfünderkanonen bestehende Artillerie Hirzel nunmehr kommandirte, den Rhein und nahm seinen Weg durch Westphalen nach der Elbe und in preußisches Gebiet. In der zweiten Hälfte Aprils wurde Stettin erreicht, wo sich zum ersten Mal seit ihrem Bestehen alle vier Schweizerregimenter vereinigt fanden, jedes durchschnittlich 2000 Mann stark. Man wußte nun, daß der Krieg Rußland galt. Die vier Regimenter wurden dem Armeekorps des Marschalls Oudinot zugetheilt, der schon einmal bei Massena's Uebergang über die Limmat im September 1799 helvetische Truppen kommandirt hatte. Am 24. Juni fand der Uebergang über den Niemen, den russischen Grenzfluß, statt. Das nächste Ziel der Armee war Wilna, die

ehemalige Hauptstadt von Litthauen, wo man einer ersten Schlacht mit den Russen entgegensah. Diese zogen sich indessen in der Richtung von Smolensk zurück, gefolgt von der großen Armee Napoleons, während Oudinot deren linke Flanke gegen einen Angriff des Feindes von der Petersburgerstraße her zu decken und zunächst am rechten Ufer der Düna stehen zu bleiben hatte. Die Schweizer gelangten also nicht über die Grenzen des ehemaligen Königreiches Polen hinaus.

Oudinot lieferte in Erfüllung seiner Aufgabe am 17. und 18. August 1812 den Russen unter General Wittgenstein bei Polotzk eine erste blutige Schlacht, in welcher die Franzosen mit großen Opfern ihre Stellung behaupteten. An Marschall Oudinot's Stelle, der schon am ersten Schlachttage verwundet worden war, trat General Saint Cyr. Beide behielten die Schweizer zunächst in Reserve; unerwartet kamen diese indessen am Abend des zweiten Schlachttages noch in's Gefecht, wobei sich ihre feste Haltung dem ganzen Armeekorps als Rettung in der Noth erwies. Hirzel schrieb am 19. September zwei Briefe nach Hause, und zwar an seine beiden Brüder. Dem ältern Bruder, dem schon erwähnten thurgauischen Staatsschreiber in Frauenfeld (1785 geboren), gibt er interessante Nachrichten über seine spezielle Thätigkeit als Kommandant der Regimentsartillerie vom Ausmarsche aus Frankreich an bis zum Eintreffen in Rußland, sowie über Land und Leute, mit denen er hier zu thun hat. Wohl spricht er seine Besorgniß darüber aus, wie es in dem bevorstehenden Winter ohne Magazine in einem total verheerten Lande zugehen werde; aber von den Schrecknissen, welche über die große Armee kommen sollten, hat er am 9. September noch keine Ahnung. Nochmals von Polotzk aus unterhält sich Hirzel mit dem nämlichen Bruder über seinen projektirten Rücktritt vom Militär und den Uebergang zur schon in früher Jugend mit Liebe betriebenen Landwirthschaft. Die geringe Aussicht auf Beförderung bringt ihn auf diesen Gedanken; von der bevorstehenden Katastrophe, welcher auch die bisanhin ziemlich gut weggekommenen Schweizerregimenter zum Opfer fallen sollten und die zunächst jeden

Gedanken an Rücktritt aus dem Militärdienste ausschließen mußte, läßt er sich auch jetzt noch nichts träumen.

Seinem zweiten Bruder, dem 1787 gebornen Johannes Hirzel, Arzt in Steckborn, schildert Salomon in drastischer Weise den Hergang der Sache am 18. August. Interessant ist es, aus dem betreffenden Briefe zu vernehmen, daß sich bei dem Armeekorps von Saint Cyr, der in Folge der Schlacht jenes Tages zum Marschall ernannt worden war, die Sage verbreitet hatte, der Kaiser Napoleon sei am 16. September von Moskau gegen Petersburg aufgebrochen, so daß die Erwartung eine allgemeine war, Saint Cyr werde nun ebenfalls Befehl zum Vorrücken erhalten. In That und Wahrheit zog Napoleon am 15. September erst in Moskau ein, um dasselbe am 17. Oktober wieder zu verlassen, aber nicht in der Richtung der Hauptstadt seines Gegners, sondern vielmehr um einen Rückzug anzutreten, der Hunderttausenden von Menschen das Leben kosten und an Schrecken dem Schlimmsten gleich kommen sollte, was bis dahin die Kriegsgeschichte aufzuweisen gehabt hatte.

Für das Armeekorps des Marschalls Saint Cyr ergab sich bei Polotzk eine längere Waffenruhe, indem keiner der beiden gegenüber lagernden Gegner sich stark genug fühlte, den andern zu bezwingen. Den Russen zollt Salomon Hirzel nicht nur das Lob großer Tapferkeit, sondern auch einer trefflichen Disciplin, die sich sogar auf die Kosaken erstrecke. Offenbar verlieh erst der Brand von Moskau, den die Russen dem Muthwillen der Franzosen zuschrieben, der Kriegführung ihren unmenschlichen Charakter.

Die am 18. Oktober gelieferte zweite Schlacht von Polotzk und die darauf folgende Räumung dieser Stadt von Seite der Franzosen kostete die Schweizerregimenter große Opfer; mehrere von Hirzel's besten Freunden büßten dabei ihr Leben ein. Die vier Regimenter bildeten nunmehr noch ebenso viel schwache Bataillone im Gesammtbestande von ungefähr 1300 Mann. — An Marschall Saint Cyr's Stelle, der in der Schlacht vom 18. Oktober verwundet worden war, übernahm der inzwischen hergestellte Oudinot wieder das Kommando des zweiten Armeekorps, dem

die Schweizer zugetheilt waren. In Orscha am Dnjepr traf dieses Armeekorps am 19. November die Trümmer der aus Moskau zurückkehrenden großen Armee an. Salomon Hirzel hatte Gelegenheit, hier den Kaiser Napoleon genau zu beobachten, als er 36 auf dem Marktplatze aufgefahrene Kanonen unter die Reste der verschiedenen Armeekorps vertheilte; der Kaiser habe dieß, so berichtet Hirzel, mit seiner gewohnten Ruhe und Kaltblütigkeit gethan; er selbst sei mit seinen zwei Kanonen, deren Bespannung er glücklich bis Orscha durchgebracht habe, der Arrieregarde der unglücklichen großen Armee zugetheilt worden und habe hier, von seinem Regiment abgetrennt, noch seine Dienste leisten können, bis Hunger und Frost alle Pferde und die wenige Mannschaft, welche vom feindlichen Feuer verschont geblieben sei, aufgerieben habe. Von der ganzen Artilleriesektion seines Regimentes kamen nebst Hirzel zwei einzige Männer über die Oder nach Preußen zurück.

Von Marienburg in Ostpreußen aus schildert Salomon Hirzel unterm 27. Dezember 1812 seinem väterlichen Freunde, Schirmschreiber Paur in Zürich, die überstandenen Leiden und Mühsale und kommt dabei auf seinen Entschluß zurück, einen Stand zu verlassen, der so unsäglich viel Jammer und Elend im Gefolge habe. Er hofft, daß die treue Pflichterfüllung, deren er sich rühmen dürfe, ihm auch in einem andern Stande das Fortkommen möglich machen werde.

Sehr interessant ist Salomon Hirzel's darauf folgender Brief, datirt Quedlinburg den 4. Februar 1813. Er gibt darin seinem Bruder, dem Staatsschreiber in Frauenfeld, noch mancherlei Aufschlüsse über den unglücklichen Rückzug aus Rußland und hebt darin rühmend hervor, daß die Schweizerregimenter nicht so fast durch das Elend als durch den Feind auf ihr jetziges Nichts zusammengeschmolzen seien.

Schon am Tage darauf, nämlich am 5. Februar, läßt er seinen Bruder in Frauenfeld wissen, daß seine Reise nach soeben eingetroffenem Befehl weiter zu gehen habe und zwar nach Erfurt, wohin also Briefe an ihn zu richten seien. Aus Erfurt erbittet er sich am 11. Februar mit wenigen Zeilen Nachrichten nach Lauterburg im Elsaß, dem Depot

des zweiten Regimentes, wohin er unverzüglich mit Marschroute abgehen werde und wo ihm sammt seinen verwundeten und kranken Kameraden endlich längere Ruhe zu Theil werden solle.

Von Lauterburg aus, wo Salomon Hirzel bis Ende Juli 1813 verblieb, liegen uns drei Briefe vor, der erste an seinen Bruder in Frauenfeld, die zwei letztern an seinen frühern Vormund und Freund Schirmschreiber Paur in Zürich gerichtet.

Der erste dieser Briefe ist vom 28. April 1813 datirt; obgleich er nur eine Kompagnie von hundert und etlichen Mann kommandirt, die sämmtlich an Krücken gehen und im Sommer alle in's Bad verreisen sollen, ist Salomon Hirzel doch guten Muthes; nur seine Zukunft macht ihm Sorge. Der Landwirthschaft will er nach dem Wunsche der Seinigen entsagen und dagegen versuchen, als Artillerie-Offizier in seinem Vaterlande eine Stellung zu gewinnen, ein Vornehmen, das eben auch wieder auf große Schwierigkeiten stoßen werde. So bleibt denn zunächst die Zukunft für ihn dunkel und seine Lage ist wie diejenige mancher seiner Gefährten eine unsichere und peinliche. Noch hatte er in Lauterburg eine lange Krankheit durchzumachen, in Folge deren sein Sold nicht ausreichte, so daß er sich im zweiten seiner von dort datirten Briefe, d. i. am 5. Juli, an Herrn Paur um Hülfe wendete, die ihm selbstverständlich nicht ausblieb. In Lauterburg suchte Salomon Hirzel um einen Urlaub nach zur Herstellung seiner Gesundheit, in der Hoffnung, inzwischen im Vaterlande eine Anstellung zu finden. Er erzählte nachher, daß er auf den Lippen des französischen Gesundheitsbeamten, vor dem er sich zu stellen hatte, die Worte schweben gesehen habe: „Der ist fertig!“ Er selbst sei damals auch dieser Meinung gewesen. Am 26. Juli zeigte er, wieder hergestellt und in besserer Stimmung, dem Freunde seine unmittelbar bevorstehende Ankunft in der Heimat an, nachdem er längere Zeit hindurch alle Hoffnung aufgegeben hatte, diese wieder zu sehen.

Im Vaterlande eröffnete sich nun wirklich dem braven Manne bald eine seiner würdige Laufbahn. Er trat mit dem Range eines Oberlieutenants in das zürcherische Artilleriekorps ein und übernahm als solcher

zunächst die Einrichtung und Verwaltung eines Reserve-Munitions-Magazins, das 1813 auf der Festung Aarburg angelegt wurde. War auch diese erste Thätigkeit, sowie diejenige als Instruktor der zürcherischen Artillerie, bei den geringen auf die Sache verwendeten Mitteln eine bescheidene, so bot dagegen die große Kraftanstrengung, welche die Eidgenossenschaft im Jahre 1815 nach der Rückkehr Napoleons von Elba zur Sicherung ihrer Westgrenze machte, unserm Hirzel Gelegenheit, seine Kenntnisse und Erfahrungen in ausgiebigerem Maße zu verwerthen. Zum eidgenössischen Stabshauptmann ernannt, erhielt er im April 1815 den wichtigen Auftrag, die ganze Vertheidigungslinie von Genf bis Basel zu bereisen, um die Inspektion und Schätzung alles im Felde stehenden Materiellen vorzunehmen. Seine Eindrücke über den Zustand der eidgenössischen Armee schildert er in düstern Farben in einem Briefe vom 30. April 1815 aus Nyon seinem Freunde Schirmschreiber Paur in Zürich. Nach Erfüllung seines Auftrages, mit dem auch eine Recognoscirung der Jurapässe verbunden war, wurde Hirzel der dritten eidgenössischen Armeedivision unter Oberst von Affry als Kommandant der Artillerie zugetheilt. Mit dieser Armeedivision überschritt er Anfangs Juli die französische Grenze in der Richtung auf Besançon; der Aufenthalt der schweizerischen Truppen in der Franche-Comté war indessen nur von kurzer Dauer, da mittlerweile am 18. Juni 1815 die Schlacht von Waterloo dem französischen Kaiserthum ein Ende gemacht hatte und alle Gefahr verschwunden war. Der letzte Brief Hirzel's in der uns vorliegenden Sammlung ist vom 20. Juli aus Vallanoron am Doubs nördlich von La Chaux de fonds datirt und an seinen Bruder in Frauenfeld gerichtet. Haben ihn auch die im zu Ende gehenden Feldzuge gemachten Erfahrungen in seiner Abneigung gegen den Kriegerstand nur bestärkt, so will er sich doch mit ungetrübtem Eifer den Militärwissenschaften widmen und suchen, in dieser Richtung seinem Vaterlande nützlich zu sein. Dieß ist er in der Folge sowohl seinem Heimatkanton als der Schweiz, wie wir im Eingange schon angeführt haben, in vollem Maße geworden. 1816 im Kantonaldienst zum Major ernannt, gab er

einerseits den zürcherischen Artillerie-Offizieren theoretischen und praktischen Unterricht und arbeitete anderseits thätig an der Umarbeitung und Erweiterung der eidgenössischen Militärreglemente, immerhin stets dem Grundsatze folgend: Lieber Weniges recht als Vieles nur halb. — Als es nach vieljährigen Bemühungen verdienter Männer im Jahre 1819 endlich gelang, in Thun während den Sommermonaten eine eidgenössische Militärschule zu errichten, wurde Major Salomon Hirzel als Oberinstruktor der Artillerie in dieselbe berufen; sein Kollege für das Genie war der damalige Oberstlieutent, nachherige General Dufour. Als Anerkennung seiner Leistungen avancirte er im Jahre darauf zum Oberstlieutenant. Die Wahl zum Zeugherrn (Zeughausdirektor) im Jahre 1826 brachte ihm schließlich auch eine gesicherte ökonomische Stellung ein, was ihm um so lieber war, als er 1823 Fräulein Barbara Elisabetha Paur, die Tochter seines väterlichen Freundes, Schirmschreiber Paur's, geheirathet hatte. Bis zu seinem Tode lebte er mit dieser seiner Gattin in glücklicher Ehe, die nur durch den frühen Tod des einzigen Kindes getrübt wurde. Seine Amtswohnung als Zeugherr war im sogenannten Feldhof an der Stelle der jetzigen Kreditanstalt, wo sich auch die Räume für Aufbewahrung von Kriegsfuhrwerken befanden. Die Konstruktions-Werkstätte, Hirzel's spezielle Schöpfung, war dagegen im sogenannten Löwenhof in Gassen untergebracht; sie gab ihm viel zu schaffen. Auf der einen Seite sollte der Kanton bei Anfertigung von eidgenössischem Materiellen nichts verlieren, auf der andern Seite wollte er aber der Eidgenossenschaft oder andern Kantonen, die in Zürich arbeiten ließen, auch nicht das Mindeste zu viel verrechnet wissen. Ein bedeutender Theil des schweizerischen Kriegsmaterials wurde damals und auch noch später im Zürcher Zeughaus in tadelloser Beschaffenheit hergestellt. Aus dieser Werkstätte gingen auch die zwei Kanonen hervor, welche Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser Napoleon III., Anfangs 1834 dem Kanton Thurgau, seinem Adoptiv-Vaterlande, zum Geschenk machte. Der Prinz stand als eifriger Artillerist in brieflichem Verkehr mit Oberst Hirzel und seine verschiedenen Briefe aus den Jahren 1834 und 1835 sind Zeugen der Hochachtung,

welche er für letztern hegte. Es ist hier nicht der Ort, näher auf Hirzel's Verdienste um das vaterländische Wehrwesen, speziell um die zürcherische Artillerie einzugehen. Wir haben derselben schon im Eingange Erwähnung gethan; es möge genügen, daran zu erinnern, daß er 1830 zum eidgenössischen Oberst-Artillerie-Inspektor berufen wurde, also zu einem der höchsten militärischen Aemter, welche die damalige Eidgenossenschaft zu vergeben hatte, sowie ferner, daß ihn die öffentliche Meinung im Schweizerland für den Kriegsfall hin allgemein als Oberbefehlshaber der eidgenössischen Armee vorausbestimmte. Anstatt gegen einen auswärtigen Feind zu fechten, war es ihm beschieden, gegen die eigenen Landsleute zu seinem tiefen Schmerze Gewalt brauchen zu müssen. Es war an dem unglücklichen 6. September 1839, daß er als Kommandant der Regierungstruppen auf den gegen die Zeughäuser andringenden Volkshaufen Feuer geben lassen mußte. Begreiflich wurde in Folge dessen seine Stellung nach eingetretenem politischen Umschwung eine schwierige; bei den Offizieren der Artillerie hat ihm aber sein Verhalten an jenem Tage nicht den mindesten Abbruch gethan; er blieb vor wie nach der allgemein geachtete und beliebte Chef der Waffe, bis ihn fünf Jahre später am 20. April 1844 nach längerer Krankheit zu allgemeiner Trauer der Tod ereilte.

Wir tragen eine Schuld der Dankbarkeit ab, indem wir Hirzel's Andenken auch einer spätern Generation überliefern; nicht nur verehrten und liebten wir ihn unsererseits, sondern wir hatten uns hinwieder seiner Zuneigung und öftern freundlichen Aufmunterung im vaterländischen Dienste zu erfreuen, so daß die Erinnerung an ihn uns eine unauslöschliche bleibt.

Wir wiederholen, daß nicht übersehen werden darf, daß die nachfolgenden Briefe aus Hirzel's Jugendjahren stammen und im Feldlager geschrieben sind, ohne daß der Autor von ferne an ihre Veröffentlichung dachte. Wenn wir nicht das Recht haben, irgend etwas hineinzuschieben, so heißt uns dagegen unter den obwaltenden Umständen die Rücksicht auf den Verstorbenen hie und da eine Stelle wegzulassen, die nicht gerade

zur Sache gehört oder auch mitunter einen jugendlichen Ausdruck zu mildern, von dem wir wissen, daß ihn der gereifte Mann ungern gedruckt gesehen hätte. Im Uebrigen halten wir uns, von redaktionellen Aenderungen abgesehen, genau an die Vorlage.

Zürich im Juni 1890.

Adolf Bürkli.

Brief Nr. 1.

An Herrn Doktor Johannes Hirzel in Würzburg.

Zürich den 7. Herbstmonat 1806.

Schon lange wirst Du auf einen Brief von mir warten, den Du gewiß auch schon erhalten hättest, wenn mir Dein Vorschlag nicht so viel Ursache zum Nachdenken gegeben haben würde. Du weißt, daß mein Entschluß über nichts Geringeres als über mein ganzes zukünftiges Lebensglück entscheidet; Du wirst mir es daher nicht als Unentschlossenheit auslegen, wenn ich mich so lange stillschweigend verhielt.

In meinem Vaterlande kann ich nun einmal mein Brod nicht wohl finden, weil ich mich auf das Feldmessen beschränken müßte, bei dem ich die höhere Geometrie nicht einmal anwenden könnte; Feldmesser gibt es nun aber zur Genüge. Mit der Militär-Ingenieurkunst ist es hier nichts, theils weil ich sie bei Niemandem erlernen könnte, theils aber auch weil mit dieser Kunst im Frieden gar keine Arbeit und also auch kein Verdienst verbunden ist. Zu den übrigen Theilen der Mathematik fehlt mir die Lust gänzlich.

Auch das Militärleben hat große Beschwerden; die moralisch abschreckenden Seiten desselben sind mir jedoch weit wichtiger als die physischen; gegen diese habe ich mich durch freiwillige Abhärtungen schon ziemlich geschützt; den erstern gegenüber geht dieß aber nicht so geschwinde. Der Gedanke, für etliche Groschen vielleicht viele Menschen unglücklich

machen zu müssen, ist ein schauerlicher und doch kann man dem als Militär nur durch den eigenen Tod oder durch den Verlust seiner Glieder entgehen. Der Gedanke an den Tod, der mich schon oft beschäftigte, jagt mir keine Furcht ein, wohl aber macht es mich schaudern, mein Leben einem Tyrannen verkaufen zu müssen, um meinen Zweck zu erreichen. Allein auch dieß will ich überwinden.

Etwas, das mich oft in meinem Entschluß wankend macht, ist die Ungewißheit, ob ich auch durch den Eintritt in's Militär meinem Ziele näher gebracht werde. Daß zunächst die Stelle eines Unterlieutenants meinen Wünschen gemäß wäre, kannst Du Dir leicht denken, aber eben sowohl, daß ich dieß nicht gerne bleiben möchte, weil ich mir schmeichle, die theoretischen Kenntnisse eines Oberlieutenants bald inne zu haben, sowohl in Ansehung der Taktik als auch der nöthigen Feldbefestigungskunst, für welche hin mir meine Geometrie gute Dienste leistet.

Was soll ich nun thun? Soll ich mich der nun einmal angefangenen Mathematik widmen, zu welcher ich nur mittelmäßige Lust habe, seitdem ich merke, daß man mich dem Militär entziehen will, oder soll ich mich letzterem widmen, wofür ich mit ganzer Seele eingenommen bin und wovon ich mir wenigstens den wissenschaftlichen Theil bis zu einem ziemlich hohen Grade eigen gemacht habe? Die Wahl fällt mir nicht schwer; ich bin entschlossen, das Militär zu meiner Laufbahn zu wählen und mich nebenher mit größtem Fleiße der Mathematik zu widmen.

Herr Seckelmeister Hirzel mißbilligt meinen Entschluß auch gar nicht, dessenungeachtet werde ich noch Vieles zu überwinden haben; ich denke indessen, daß auch ein minder guter Beruf mit Fleiß betrieben besser sei, als ein guter Beruf mit Widerwillen betrieben.

Auch ich finde den Russischen Dienst als den besten, obgleich ich noch keinen fremden Dienst kenne. Thue nun, was Du für gut findest.

Dein Dich herzlich liebender Bruder

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 2.

An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.

Toro
(am Duero westlich von Valladolid in Spanien)
den 11. Juli 1809.

Lieber Freund!

Kaum darf ich Sie noch mit diesem Namen nennen; denn was anderes als der Mangel an Freundschaft könnte Sie abhalten, mir endlich meinen Brief zu beantworten, und doch bin ich mir keiner That bewußt, die mit dem Verluste Ihrer Freundschaft bestraft zu werden verdiente? Besonders befremdend für mich ist, daß auch weder Ihre Gattin noch meine Brüder meine Briefe beantworten. Ich weiß zwar ganz wohl, daß viele aus Spanien her kommende Briefe verloren gehen, indem die Korrespondenz mit unserm Armeekorps sieben Monate lang gänzlich abgeschnitten war; daß aber gerade für mich alle Briefe verloren gegangen sein sollen, kann ich nicht recht begreifen. Wäre dieß der Fall, so müßte ich es als eine Strafe von Gott ansehen für mein anfängliches nachläßiges und undankbares Stillschweigen.

Sie können sich nicht vorstellen, wie traurig es heute für mich ist, alle meine Kameraden mit Briefen von ihren Familien und Freunden beglückt zu sehen, während ich kaum weiß, ob es noch Menschen gibt, welche sich für mich interessieren. Welche große Freude würden Sie mir doch machen, wenn Sie mich bald aus dieser traurigen Lage ziehen und mit Ihren Nachrichten beglücken wollten, oder wenn Sie wenigstens einen meiner Brüder anhalten wollten, mir zu schreiben!

Vielleicht erwarten Sie eine umständliche Beschreibung der Begebenheiten des letzten Feldzuges, über die ich aber, um hier nicht allzu weitläufig zu werden, an einem dieser Tage meinem Bruder Heinrich so gut ich kann schreiben werde. Um Ihnen jedoch einen kurzen Begriff von den Beschwerlichkeiten dieses Feldzuges zu geben, will ich Ihnen davon Folgendes sagen:

Nach der Einnahme von Burgos [1]) zog sich das zweite Armeekorps unter den Befehlen des Marschalls Soult, bei welchem auch unser Regiment stand, nach dem nördlichen Spanien, um sich mit dem Marquis de la Romana zu schlagen, der sich mit einer Armee von ca. 30,000 Engländern vereinigt hatte. Von diesem Augenblicke an begannen auch unsere Leiden; denn es war wirklich keine Freude, in dieser rauhen Jahreszeit, in welcher die Witterung noch viel strenger war als andere Jahre, sich alle Nächte nach strengem Marsche auf die nasse Erde zu legen. Dabei war auch oft der Magen schrecklich leer und und selten hatte man die Aussicht, ihn den morgenden Tag wieder füllen zu können. Auf diese Art rückten wir nach und nach gegen la Corunna an der Nordwestspitze Spaniens vor, wo wir endlich nach einer tüchtigen Schlacht die Engländer zur Einschiffung zwangen. Von hier wendeten wir uns südlich nach Portugal, wohin zu kommen wir schon mehr Mühe hatten; theils weil die Portugiesen als Feinde braver waren als die Spanier, theils weil der Minho-Fluß mit vielen Festungen besetzt war. Unser Marschall wußte aber diese Hindernisse mit seinem Scharfsinn eben so gut zu überwinden, als es mit einem um 50,000 Mann stärkern Heere hätte geschehen können. In Portugal war nun wieder gut zu leben; wir machten kleine Märsche, weil wir dem Feinde jede Hand breit Landes abstreiten mußten. Auf der Lagerstelle angekommen, gingen unsere Soldaten auf Raub aus; selten kamen sie zurück, ohne schwer mit gesalzenem Fleisch, Brod, Wein udgl. beladen zu sein. Davon las sich der Offizier etwas aus, um hernach selbst Küche zu machen, während sein Bedienter Holz und Wasser zutrug. Endlich kamen wir vor der Festung Oporto an, welche durch 120,000 Portugiesen mit mehr als 200 Kanonen vertheidigt wurde. Dennoch zwangen wir nach drei Tagen den Feind, am 1. April die Stadt zu räumen, obgleich wir nicht mehr als 15,000 Mann stark waren. Drei volle Tage hindurch wurde die reiche Stadt

---

[1]) Burgos, südlich vom obern Laufe des Ebro, eingenommen am 10. November 1808.

geplündert; der Marschall gab dieß um so eher zu, als die meisten Einwohner geflohen waren. Nach fünf bis sechs Tagen bot Oporto ein trauriges Schauspiel dar; die Einwohner fingen nämlich an, nach und nach zurück zu kehren; alle mußten jedoch die Brücke über den Duero passieren, welche Oporto mit seiner am linken Ufer gelegen Vorstadt verbindet und hier unmittelbar beim Eintritt in die Stadt fanden die Unglücklichen die Leichen ihrer Verwandten und Freunde in langen Reihen neben einander hingestreckt. Beim Eindringen unserer Kavallerie und unserer Voltigeurs in die Stadt am 1. April hatten viele Einwohner ihr Heil in der Flucht gesucht, wobei Manche, von den Dragonern allzusehr gedrängt, sich selbst von der Brücke in den Fluß hinunter geworfen hatten, während Andere durch die Reiterei und das Geschützfeuer geradezu in das Wasser gejagt wurden. In diesem sanken auch viele zu stark mit Flüchtlingen beladene Barken unter. Die Leichen der Ertrunkenen wurden nach einigen Tagen theils von der Fluth des nahen Meeres an das Land gespült, theils von Soldaten und von Bauern aufgefischt, um des Geldes habhaft zu werden, das die Ertrunkenen auf sich tragen mochten. Keine Feder vermag den Jammer und die herzzerreißende Trauer der zurückkehrenden Flüchtlinge zu schildern beim Anblick der Masse von Todten, auf welche sie stießen. Ich selbst, durch die Menge von Unglücklichen, denen ich seit längerer Zeit täglich begegnete, ziemlich empfindungslos geworden, konnte mit der größten Mühe kaum zusehen, wie ein junger Ehemann seine geliebte Gattin unter den Leichen erkannte, sich verzweiflungsvoll über sie hinwarf und sich selbst den Dolch in's Herz stieß, um wieder mit ihr vereint zu werden. Kurze Zeit hernach trugen zwei Knechte den ergrauten Vater des Unglücklichen herbei; wenige Augenblicke vorher hatte der Vater beim Eintritt in die Stadt den Sohn noch umarmt; jetzt fand er ihn sterbend und sich immer fester an die todte Gattin anklammernd. Der Vater kniete neben seine Kinder nieder, versuchte noch zu sprechen, allein vergeblich; dann umarmte er sie, legte sich neben sie hin und verschied. Den fürchterlichen Blick, welchen der Greis vor seinem Ende auf die umherstehenden Franzosen warf, verstand ich nur

zu gut; mit gepreßtem Herzen ging ich schnellen Schrittes auf mein Zimmer; ein Strom von Thränen, dessen Ursache ich mir selbst nicht angeben konnte und wie er seit meinem Abschiede von Ihnen meine Augen nicht mehr benetzt hat, ließ mich einige Erleichterung finden.

Zu unserer Freude blieben wir vierzig Tage hindurch in Oporto und konnten uns während dieser Zeit wieder erholen. Da die Rede ging, unser Regiment werde hier in Garnison bleiben und weil die Generalität sehr auf schöne Kleidung hielt, schaffte sich jeder Offizier deren so viel an, als es seine Finanzen nur immer erlaubten. Einige Offiziere hatten sich auf eine Art, die ihnen und der ganzen Armee zur Schande gereicht, das nöthige Geld hierzu verschafft; andere besaßen dieses ohnehin schon und noch Andere suchten mit Entlehnen ihren Zweck zu erreichen. Daß ich mich unter diesen Letztern befand, werden Sie sich vorstellen können, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche. Wie Sie wissen, verlor ich meinen Koffer in Madrid; auf einen Befehl unsers Obersten, der aber nicht von Allen befolgt wurde, mußte ich vor dem Marsche nach Burgos meinen Mantelsack zurücklassen, der nachher ins Magazin nach Valladolid gebracht wurde, wo man ihn ausplünderte. So kam ich denn mit einem einzigen Hemde in Oporto an und auch ohne Geld, weil ich schon seit sechs Monaten keinen Sold mehr erhalten hatte. Da ich nun weder meine eigene Ehre, noch diejenige meiner Familie, meines Vaterlandes und meines Regimentes mit Stehlen beflecken wollte, mußte ich meine Zuflucht zum Borgen nehmen und ging also zum Vetter Guhl [1]) der hier einen guten Handgriff that und forderte von ihm 25 Louis d'or. Ich hatte damit jedoch kaum genug, um mich ordentlich zu kleiden, indem nach der Plünderung Alles sehr theuer war; dann mußte ich doch auch noch etwas haben, um leben zu können. Jedoch nahm ich niemals mehr als ich wußte wieder bezahlen zu können; der Marschall eröffnete uns nämlich im Tagesbefehl, es solle jeder Offizier eine Gratifikation von fcs. 300 erhalten und vom 1. März an gerechnet doppelten Sold beziehen.

---

1) Ein Bruder der Frau von Doktor Johannes Hirzel in Steckborn.

Wir dachten demzufolge Alle, mit Recht etwas lustig leben zu dürfen und thaten es denn auch.

Als wir endlich Befehl zum Abmarsche erhielten, dankten wir Gott für die glücklich verlebten Tage und baten ihn, uns mit rauhen zu verschonen; indessen beschloß Er Gegentheiliges über uns.

Wir marschierten am 8. Mai 1809 von Oporto ab und legten in 2 Tagen acht Meilen in südlicher Richtung auf dem Wege nach Coimbra zurück, bis wir wieder anfangen mußten Hütten zu bauen, in denen wir längere Zeit verweilen zu können glaubten. Wir wurden indessen bald eines Anderen belehrt; denn unsere vorgeschobene Kavallerie und die Chasseurs kamen, von den Engländern gedrängt, in größter Unordnung zurück. Wir waren genöthigt, ihre Retirade zu decken; unser Bataillon war das letzte, das den 11. Mai um Mitternacht in Oporto die Brücke über den Duero passierte. Wir zogen uns ohne Aufenthalt aus der Stadt heraus, während der Marschall mit der ersten Division aus mir unbekannter Ursache noch in derselben verblieb. — Die Brücke wurde, so wie wir sie passiert hatten, in die Luft gesprengt; es half uns dieß aber wenig, weil die Engländer noch an einem andern Orte oberhalb Oporto den Duero überschifft hatten, so daß sich Marschall Soult mit der ersten Division abgeschnitten fand. Diese Division hatte nun die größte Mühe, sich durch die Englisch-Portugiesische Armee durchzuschlagen; der Marschall selbst entwischte dem Feinde nur mit großer Noth. Sieben seiner Generale wurden an seiner Seite niedergehauen und es blieben auch die meisten seiner Adjutanten im Gefechte. Den folgenden Tag brach der Rest unserer Armee in Einer Kolonne auf, um sich irgendwo ein Loch durchzuhauen; denn an Uebergabe dachte Niemand, weil man sich der Armee des unglücklichen Generals Dupont erinnerte, die im Juli vorigen Jahres bei Baylen mit den Spaniern hatte kapitulieren müssen. Als indessen die Avantgarde unserer Kolonne gegen 10 Uhr auf die ganze feindliche Armee stieß und von dieser sofort zurück geworfen wurde, schien es uns, als ob jede Hoffnung durchzukommen aufgegeben werden müsse. Hier zeigte sich nun auch unser Marschall von seiner

menschlichen Seite, indem er mit Thränen in den Augen seine Ordensbänder und Kreuze abriß, in ein nahe gelegenes Feuer warf und ausrief: „Wie werde ich eine Uebergabe vor dem Kaiser verantworten können!“ Da redete ihn ein Portugiesischer Pfaffe an und anerbot sich, mit seinem Kopfe dafür haften zu wollen, daß er ihn aus Portugal führen werde. Nachdem sich der Marschall einige Augenblicke mit dem Pfaffen unterredet hatte, gab er Befehl, alles Silbergeld unter die Truppen zu vertheilen und jeden Soldat mit 150 Patronen zu versehen, die übrige Munition aber und die Artillerie-Caissons zu vernichten. Daraufhin setzten wir uns wieder in Marsch und schlugen einen Weg ein, der für Gemsen gefährlich gewesen wäre. Ein schmerzlicher Augenblick war für uns, dabei die Menge der Blessierten im Stiche lassen zu müssen, welche uns um Hülfe flehten oder baten, sie wenigstens zu töden, anstatt sie der Wuth der Bauern zu überlassen. Ich hätte niemals geglaubt, daß Menschen ausstehen könnten, was wir nunmehr ausstehen mußten. Auf den schrecklichsten Wegen unter beständigem Regen, vom Feinde von allen Seiten gedrängt, von Hunger fast aufgerieben, mußten wir Tag und Nacht marschieren. Gönnte man uns hin und wieder eine Stunde Ruhe, so mußten wir uns auf den nassen Boden legen; wie äußerst ermüdet und abgemattet wir auch sein mochten, ließ uns dennoch der Hunger kaum einen Augenblick schlafen. Denken Sie sich zu dem Allem noch unsern Verdruß zu hören, daß alle unsere Equipage verloren sei. Die meisten Offizieren trugen auf dem Leibe gerade das Schlechtere, was sie besaßen; während das Bessere, im Mantelsack oder Koffer verpackt, ihnen nun gänzlich entging. Auch ich ging schon am vierten Tage barfuß. Was bei mir die Sache noch verschlimmerte, war das Fieber, mit dem ich mich fortschleppen mußte; mein Pferd, das mir sonst immer so treue Dienste leistete, hatte ich schon am zweiten Marschtage beim Passieren eines Defile's verloren; statt Medizin und Nahrung mußte ich zufrieden sein, ein wenig Mais zu bekommen; wo etwas Brod zu haben war, zahlte ich rasch 30 bis 40 Franken dafür, ehe es ein Anderer erhaschte. Dieses Elend mochte etwa drei Wochen gedauert haben, bis es

endlich doch wieder etwas besser ging; dennoch fanden wir bis zu unserer Ankunft hier in Toro wenig Ruhe.

Was man jetzt mit uns machen wird, ist uns unbekannt; wir glaubten anfänglich, daß man uns Alle nach Frankreich zurück schicken werde, indem sämmtliche Regimenter gänzlich ruinirt sind. Sie können sich dieß leicht denken, wenn ich Ihnen sage, daß wir über 30,000 Mann stark von Burgos abmarschiert sind und jetzt in Toro kaum mehr als 8000 Mann zählen.

Um Ihnen unverholen zu sagen, wie es mit meinen Finanzen steht, muß ich ihnen bekennen, daß ich 70 Louis d'or schuldig bin; doch kann ich Ihnen von jedem Louis d'or Rechenschaft ablegen. Es wird dieß zwar wenig helfen, aber Ihnen doch zeigen, daß ich noch kein ganz schlechter Haushalter bin. Sie wissen nun, daß ich Drei Male meine Equipage und Ein Mal mein Pferd verlor; wahrscheinlich werden Sie mich fragen, wozu ich denn ein Pferd bedurfte? Die Antwort hierauf lautet einfach dahin, daß unser Oberst uns den Rath gab, Pferde zu kaufen und daß er uns dafür auch die Erlaubniß auswirkte. Uebrigens wäre es einen Offizier schwer angekommen, diesen Feldzug ohne Pferd zu machen; weil man mehr als ein Mal hätte vor Hunger sterben können, wenn man nicht zu Zeiten des Ueberflusses etwas Lebensmittel auf das Pferd hätte laden können. Was aber den größten Werth eines Pferdes ausmachte, war der Umstand, daß man sich wenigstens in kranken Tagen auf demselben fortschleppen lassen konnte. Von Spital durfte nicht die Rede sein, wenn man nicht riskieren wollte, auf die schrecklichste Art umgebracht zu werden; dieß wäre auch mir begegnet, wenn ich in Orenso in Galizien hätte zurück bleiben müssen; denn drei Tage nachdem die Armee weiter vorgerückt war, wurden alle dort zurück gelassenen Kranken aufgehängt, nachdem man diese bejammernswerthen Opfer des mörderischen Krieges vorher auf das Gräulichste mißhandelt hatte.

Nebst meinem Pferde verlor ich zwei Mantelsäcke; die Spesen in Oporto, welche gemäß der versprochenen Gratifikation und der doppelten Besoldung bemessen wurden, waren auch nicht gering. Rechnen Sie

dazu, was mich der Rückzug kostete, um nicht vor Hunger zu sterben, und endlich was ich mir doch wieder anschaffen muß, um wenigstens die Kleidung ändern zu können, so werden Sie sich über meine Schuld von 70 Louis d'or nicht wundern. Im jetzigen Augenblicke habe ich hier in Toro nichts mehr als das Hemd, das ich schon zwei Monate auf dem Leibe trage, bin ohne Schuhe und soll wieder eine ganze kleine Uniform anschaffen; wogegen ich allerdings beim Regiment noch 50 Louis d'or gut habe.

Wenn Sie über meinen schlecht geschriebenen Brief erschrecken, so bitte ich Sie, mir zu verzeihen und zu bedenken, daß die Tinte nichts als Kienruß und Wasser und die Feder eine bloße Hühnenfeder ist, sowie daß der Schreiber vielleicht sei drei Monaten keine Feder mehr in der Hand gehalten hat und daß endlich das überstandene Ungemach und eine Krankheit nicht geeignet sind, um zum Schreiben geschickt zu machen.

Ich wünsche nur, daß Sie dieser Brief in bestem Wohlsein antreffen möge und daß Sie mir bald antworten. Leben Sie recht wohl und haben Sie die Güte, mir die theure Frau Schirmschreiberin, Ihre ganze liebe Familie, meine Geschwister und überhaupt Alle zu grüßen, die sich noch für mich interessieren. Von Ihrem Sie herzlich liebenden dankbaren Freund:

S. Hirzel Lieutenant.

P. S. Während ich unterschreibe sehe ich erst, daß ich vergessen habe, Ihnen zu melden, daß mich der Minister im November 1808 zum Lieutenant ernannte. Obgleich wir noch nicht beim Armeekorps des Generals Kellermann sind und auch nicht so rasch nach Valladolid kommen mögen, so werde ich doch Ihre Briefe mit folgender Adresse gewiß bekommen: **A. S. Hirzel, Lieutenant au 2d Régiment Suisse dans le corps d'armée du général en chef Kellermann à Valladolid en Espagne.**

Brief Nr. 3.

An Herrn Schirmschreiber Paur, in Zürich.

Aix près de Marseille den 15. Juni 1811.

Lieber Freund!

Sie können sich nicht vorstellen, wie ungemein viel Vergnügen mir der Empfang Ihrer Briefe verursacht hat; aber kaum hatte ich dieselben ein Mal gelesen, als man mir den Befehl brachte, 200 Gefangene von Avignon nach Marseille zu eskortieren. Ich hatte auf diesem Marsche von 4 Tagen ungemein viel zu leiden, erstens weil er wieder der erste war, den ich seit langer Zeit machte; zweitens wegen der überaus großen Hitze. Dazu kam die Verantwortlichkeit, welche ich mir aufgeladen hätte, wenn mir einer der Gefangenen, die man mit Recht einen Auswurf der Menschheit nennen konnte, entwischt wäre. Um der Wachsamkeit der Soldaten sicher zu sein, bemühte ich mich, allen Schlaf zu meiden.

Gestern bin ich nun wieder, von Marseille zurück kommend, hier als auf der ersten Etappe angelangt, um sogleich zu vernehmen, daß mein Regiment von Avignon her heute ebenfalls hier eintreffen werde, um morgen nach Marseille und Toulon aufzubrechen, wo es nach einer Ordre des Ministers in Garnison bleiben soll. Ich bin begierig, alle die unzufriedenen Gesichter zu sehen, die es unter unsern Offizieren deswegen geben wird, weil sie nicht wie gehofft nach Paris gehen können. Ich für meinen Theil bin mit dem neuen Bestimmungsort sehr zufrieden, obgleich ich das schöne Paris auch gerne gesehen hätte; ich finde nämlich in Toulon hundert Vortheile, welche in jener großen Residenzstadt nicht zu finden wären, darum weil Toulon eines der größten Artillerie-Depots von Frankreich ist. In sechs Tagen werden wir dort ankommen.

Was mir in Ihrem Briefe äußerst unangenehm sein mußte, war zu vernehmen, daß Sie die kleine Summe nicht angenommen haben, die

ich Ihnen durch Jean Wegmann[1]) wollte übergeben lassen. Sie benehmen mir dadurch die Hoffnung, je wieder meinen Wohnsitz bei Ihnen aufschlagen zu dürfen auf den Fall hin, daß ich einstens nach Zürich zurück kommen sollte. Was ich Ihnen zustellen wollte, war kaum hinreichend den offenbaren Schaden zu verhüten, den Sie jetzt gewiß an mir erleiden. Ich hoffe, daß Sie sich hierüber noch eines Bessern besinnen werden.

Ich nehme allen Antheil an den traurigen Nachrichten, die Sie von Ihrem Bruder Jaques erhalten haben. Wenn Sie nichts Besseres für ihn wissen, so werde ich mich gerne mit ihm beladen, ohne jedoch seine schnelle Besserung versprechen zu können. Doch wird er unter strenger Aufsicht einen Weg einschlagen müssen, der zu seiner zeitlichen oder zu einer ewigen Versorgung führt. — Wenn Sie mir ihn schicken, so geben Sie ihm wenig Geld mit und versprechen Sie ihm auch nicht, ihm Geld zum Regiment nachzusenden; er hat durchaus keines nöthig und es wäre ihm dasselbe nur schädlich.

Sagen Sie Jean Wegmann er solle mir ein Mal schreiben und zu meinem Rößlein Sorge tragen, welches ja doch so bald als möglich verkauft werden muß.

Tausend Grüße an Frau Schirmschreiber, an meine Schwester Jeannette und an die lieben Kinder, deren Aller ich mich tagtäglich mehr als ein Mal erinnere und die mich hoffentlich auch nicht vergessen werden. Leben Sie wohl! Ihr Ihnen ewig dankbarer Freund:

Salomon Hirzel.

P. S. Da ich wußte, daß Herr Däniker[2]) dem Franz Thommann[3]) Geld zukommen lassen will, welches er in der That sehr nöthig hat, so

---

1) Jean Wegmann, geb. 1785, Sohn des 1815 verstorbenen Zunftmeisters Johannes Wegmann; er ging später nach St. Petersburg.

2) Däniker, Hans Kaspar, Substitut beim Schirmvogteiamt, geb. 1770.

3) Thommann, Franz, Lieutenant im 2. Schweizer-Regiment in französischen Dienste, geb. 1785.

habe ich letzterem gegen eine Obligation fcs. 100. — gegeben. Die Obligation ist in einer Brieftasche in meinem Mantelsack aufbewahrt, der aber nicht hier ist. Franz Thommann wird Herrn Däniker von der Sache benachrichtigen, welcher dann wohl so gütig sein wird, Ihnen den Betrag für mich zu rembourſieren.

Brief Nr. 4.

An Frau Schirmschreiber Paur in Zürich.

Marseille, den 25. August 1811.

Liebe Freundin!

Endlich habe ich doch die Schachtel erhalten, auf welche ich schon lange Verzicht gethan; um Sie zu überzeugen daß nicht meine Nachläßigkeit die Schuld der langen Versäumniß trägt, will ich Ihnen den Hergang der Sache erzählen: Herr Heß [1]) in Lyon hat mir zufolge meines Auftrages den Empfang des Packetes schon am 26. Juni gemeldet und es auch sogleich weiter geschickt, aber mit Adresse Avignon, während ich schon in Toulon war. Da das Packet nun immer nicht ankam, schrieb ich Herrn Heß einige Male; weil er jedoch eben auf einer Reise begriffen war, erhielt er keinen meiner Briefe und so blieb das Packet in Avignon liegen. Nun führte ihn am 16. dieß sein Weg nach Toulon selbst; so bald er hörte, daß ich hiehier detachiert worden sei, besuchte er mich noch am nämlichen Tage in meiner Residenz, von der ich Ihnen weiter unten eine Beschreibung machen werde. Herr Heß versprach mir, auf seiner Rückreise nach Lyon auf allen Postämtern nachzusehen; davon daß er dies gethan hat, besitze ich den Beweis nun in Händen. Ihnen und Herrn Vögeli [2]) bin ich den verbindlichsten Dank schuldig für das mit allerhand Speise-Rezepten sehr wohl versehene Buch,

---

[1]) Hans Jakob Heß, geb. 1783, Sohn des Postdirektors Jakob Heß-Usteri.

[2]) Hans Konrad Vögeli-Wegmann, geb. 1765, beliebter Pastetenbäcker.

das ich sogleich nach Empfang einer Kommission von sieben Mitgliedern vorgelegt habe, deren vollkommenen Beifall es erhielt.

Mit dem Verkaufe meines Mäuschens bin ich sehr zufrieden und Ihnen auch dafür sehr verbunden; die Fleurets gehören dem Fechtmeister. Was die Schuld von Vetter Guhl anbetrifft, so ist er keinen Löffel mehr schuldig, wohl aber fünf Gulden die ich für ihn Herrn Hauptmann Füßli [1]) bezahlte, ferner sieben franz. Frkn. welche ich ihm zu verschiedenen Malen in baarem Gelde gegeben habe.

Sie fragen mich, ob ich wohl oft an Sie und an die Ihrigen denke? Wie undankbar wäre ich, Menschen zu vergessen, die mich aufgenommen haben, wie Sie es thaten; die mich nicht nur aus Höflichkeit vierzehn Tage beherbergten, sondern die mich während anderthalb Jahren immer mit gleicher Liebe, Freundschaft und Theilnahme behandelten, und das Alles mit einer gewiß allzuweit getriebenen Uneigennützigkeit! Wie könnte ich auch je einen Ort vergessen, wo ich wenn auch nicht viele doch wahre Freunde zähle und so viele Freuden genoß, deren ich hier entbehre. Und wie gerne erinnere ich mich auch noch an das kleine liebe Vaterland, wo man wahre Freiheit zu schätzen weiß und den Wohlstand kennt, während ich hier unter Menschen leben muß, die Beides nicht einmal dem Namen nach zu kennen scheinen.

Das Serviettenband, wofür ich Ihnen sehr danke, freut mich außerordentlich, wie Alles, was ich von Ihnen sehe und höre. Aber wie befindet sich denn Ihre liebe Familie, von der Sie mir dieses Mal kein Wörtchen schreiben? Ich hoffte von Setti und von Louise [2]) Briefe in Ihrer Schachtel zu finden, es fand sich aber nichts von allem dem; ebensowenig von Jeannette [3]), welche sich hoffentlich auch wohl befindet. Ihnen selbst, theure Freundin, wird man nun wohl bald Glück wünschen

---

[1]) Hartmann Fueßli, geb. 1783, sehr tüchtiger Militär, † als Bataillonskommandant anno 1812 in Rußland.

[2]) Die beiden Töchter des Herrn Paur: Elisabetha, geb. 1799, nachmalige Gattin Salomon Hirzel's, und Louise geb. anno 1800.

[3]) Johanna, Hirzel's Schwester, geb. 1788, unverehlicht gestorben 1823.

dürfen.[1]) In schöneren Worten werden es Andere gewiß thun, herzlicher aber als ich . . Niemand!

Was mich anbetrifft, so befinde ich mich jetzt sehr wohl und gewöhne mich wieder ziemlich leicht an die Strenge unserer militärischen Lebensart, obgleich mir im Anfange manches komisch vorgekommen ist und noch so vorkommt. Hauptsächlich mißfällt mir das viele Herumfahren, bei dem man doch nirgends hinkommt. Es ist bei der großen Hitze, die hier herrscht, sehr ermüdend; dann thut es mir jedes Mal wehe, ein schönes Zimmer, in dem Alles in Ordnung gebracht ist, so bald wieder verlassen zu müssen. Es ist nicht lange her, daß ich wieder beim Regiment bin und doch mußte ich schon neun Male den Wohnort ändern; dabei ärgert mich das unnütze Aufsehen, das wir erregen, der Lärm um nichts und wieder nichts, die ächt französische Großthuerei, eines großen Feldherrn wie eines einfachen Kriegsmannes durchaus unwürdig.

Doch will ich Ihnen nun, wie weiter oben versprochen, eine Beschreibung meiner Residenz, den sogenannten Sabletten, geben, weil ich da Gäste und Visiten die Menge hatte, die sehr gut beherbergt und bewirthet sein wollten, was zu thun mir keineswegs an gutem Willen wohl aber an den Mitteln fehlte. Ich wurde nämlich am 6. August auf eine Sandbank (Sablette) detachiert, welche ungefähr eine Stunde von Toulon liegt; hier war ich nun nächst Gott unumschränkter Herr und Meister. Die größte Länge meiner Provinz betrug vielleicht 300 Schritte, die größte Breite 150 Schritte. So bescheiden nun die Ausdehnung dieses Gebietes und so wenig produktiv es ist, da es aus lauter Sand besteht, suchen es uns die habsüchtigen Engländer dennoch streitig zu machen, weil es zur Ausschiffung von Truppen und zur Beschießung der auf der Rhede liegenden Schiffe sehr geeignet wäre. Darum legen wir immer mindestens 100 Mann als Besatzung hieher. Die Wohnungen bilden einige sehr schlechte Zelten; die Nahrung und sogar das Wasser

---

[1]) Bezieht sich auf die bald darauf erfolgte Geburt eines Sohnes, Salomon.

muß man in einem Städtchen eine kleine Stunde von hier holen; die Betten bestehen aus weichem, sehr kurzem Stroh wie es in dieser Gegend wächst. Meine eigene Wohnung ist eine sehr kleine, äußerst baufällige Barake, mein Bett das nämliche wie dasjenige der Soldaten; ein Tisch und zwei Stühle machen die des Gebäudes würdigen Möbel aus. Hier nun besuchten mich die Herren Heß, Meyer beim Steg [1]) und Frei von Aarau. Die erste Nacht theilten sie das Bett mit mir; für die andern drei Nächte ihres Hierseins fanden sie es besser, in das nahe liegende Städtchen zurück zu kehren, nachdem sie bis Mitternacht tapfer bei mir gezecht hatten, um dort die guten Betten mit meinen Kameraden zu theilen, da unser Bataillon in dem Städtchen weilte. Je am Morgen fanden sie sich richtig wieder bei mir ein. Zum Frühstück gab ich ihnen regelmäßig Mehlsuppe und geröstete Kartoffeln, Wein, Brod und Trauben; zum Mittagessen erhielten sie Suppe, Rindfleisch, Gemüse nach Zürcherart gekocht, Fische, Braten mit Salat und Dessert. Ich meine, es war so nicht schlecht und doch hatte ich, um dieß Alles zu kochen, nur zwei große und einen kleinen irdenen Hafen und ebenso eine irdene Casserole, die mir als Pfanne dienen mußte, ferner zwei große und zwei kleine Schüsseln, fünf Teller, fünf Gläser und ein Salzbüchschen. Eine Serviette und ein Waschlappen machten meine übrigen Geräthschaften aus. Ich selbst war Koch; ein Offizier, mein Begleiter, mußte fischen gehen und die Küche mit dem Nöthigen versorgen.

Dabei wurde der Dienst auf der Sablette immer pünktlich und in bester Ordnung gemacht; noch nie war mir so wohl wie bei meinem dortigen dreiwöchentlichen Aufenthalte.

Jetzt sind wir also wieder in Marseille und zwar mit der Aussicht nach Paris zu kommen; ich vermuthe indessen, daß abermals nichts daraus wird; jedenfalls glaube ich, daß meine liebe Schwester Jeannette wohl noch vor unserer Abreise hier ankommen könnte, um drei meiner

---

[1]) Der nachmalige Oberstlieutenant der Kavallerie, Hans Jakob Meyer, geb. 1792, wohnhaft im Haus zum Steg.

Hemden zu flicken, die etwas blöde zu werden anfangen. Sie müssen aber deshalb nicht glauben, daß ich liederlich geworden sei; ich werde das schlechteste Hemd zerschneiden, um die andern damit auszubessern; es ist sogar dieses zum Zerschneiden bestimmte bereits durch zwei neue ersetzt.

Hier geht es uns nicht nach Wunsch, indem der Dienst äußerst ermüdend und dazu Alles sehr theuer ist.

Um Ihre Augen nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, will ich doch endlich mein Schreiben abbrechen. Grüßen Sie mir meine Bekannten zu Hause, vor Allem Ihre Familienglieder und auch Jeannette recht herzlich.

Ihr ergebenster Freund

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 5.

An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.

Marseille, den 3. September 1811.

Werthester Freund!

Vielleicht haben Sie meinen letzten Brief aus Aix nicht erhalten oder aber nicht Zeit gehabt ihn zu beantworten? Gleich viel, welches von beiden der Fall ist; ich wünschte nur zu wissen, wie es mit der leidigen Geschichte Ihres unglücklichen Bruders Jaques steht.

Ich bin überzeugt, daß es Ihnen nicht geringe Freude machen wird, zu vernehmen, daß ich am 12. August endlich meine schon lange erwartete Ernennung als Oberlieutenant bei der Artillerie erhalten habe. Sie geht vom Kriegsministerium zu Paris aus und trägt das Datum vom 3. August 1811. Auffallend scheint mir, daß diese Ernennung die einzige unter mehr als 60 Vorschlägen ist, welche von unserm Obersten zu gleicher Zeit sowohl für die übrigen Stellen der Artillerie als auch für solche der Infanterie eingereicht worden sind. Ungeachtet dessen bin ich gegenwärtig noch nicht bei der Artillerie. Da die Ernennung bereits erfolgt ist, wird man mich kaum mehr ein Examen machen lassen wollen.

Wäre dieß dennoch der Fall, so würde ich die Ernennung zurückgeben, insofern man sich nicht mit einem blos theoretischen Examen begnügen oder mir nicht ein halbes Jahr Zeit einräumen würde, um eine Artillerie-Schule zu besuchen. Wäre mir der erschrecklich eintönige Infanteriedienst nicht so sehr verleidet, so würde ich ihn jedenfalls nicht jetzt verlassen, wo ich mit Fug und Recht Aussicht habe, in achtzehn Monaten Hauptmann zu werden. Im einen wie im andern Falle werden sich meine Finanzen wieder etwas herstellen lassen.

Man schleppt uns gegenwärtig so ziemlich in der Provence herum; unser Oberst scheint zu befürchten, daß uns nach jeder Reise die Müdigkeit in die Beine fahren und sie steif oder geschwollen werden lassen könnte; denn jedesmal macht er uns am Tage nach unserer Ankunft an einem Orte acht Stunden auf dem Exerzierplatz manövrieren. Dies geschieht nicht ohne Nutzen; wären unsere Hauptleute mit einigen wenigen Ausnahmen nicht von so geringer Kapazität, so würde Alles nach der Schnur gehen.

Sie erinnern sich, daß ich aus meinem Urlaub nach Avignon berufen wurde, um mit meinem Regiment nach Paris zu marschiren. Als ich in Avignon anlangte, traf ein Gegenbefehl ein, auf welchen hin das Regiment sich nach Toulon zu begeben hatte. Mehr als zehn Mal ließ man uns seither die Kantonnemente ändern, bis wir endlich abermals Ordre bekamen, nach Paris zu gehen. Bis jetzt sitzen wir jedoch hier im Lager unweit Marseille und was man weiter mit uns vornimmt, wissen wir noch nicht. Es hat nicht den Anschein, als ob wir sobald dieses Land verlassen würden, in welchem das Militär schlimm genug daran ist.

Gestern kamen 60 Mann vom ersten Bataillon aus Spanien an, deren Dienstzeit abgelaufen ist und die sich nicht mehr engagieren lassen wollten; unter ihnen befanden sich vier Brave, welche sich einst auf einem Kirchthurm ausnehmend tapfer vertheidigt hatten. Unser Oberst Castella gab ein Diner im Lager, wozu einige Generale und viele andere Herrn sowie auch mehrere Damen eingeladen waren und wobei die vier Soldaten

die Ehrenplätze einnahmen. Es wurde von der ganzen Gesellschaft auf ihre Gesundheit getrunken. Nach dem Dessert wurde rappeliert und wir mußten, obgleich es Sonntag war, zum Manövrieren ausrücken. Das Manöver dauerte bis nach neun Uhr Abends; zum Diner fehlte nämlich das Feuerwerk; um dieses zu ersetzen ließ der Oberst jedem Soldaten 20 blinde Patronen geben, die man erst bei eingebrochener Dunkelheit verschoß.

Der Rest des ersten und derjenige des dritten Bataillons sind auch auf dem Rückmarsche aus Spanien nach Frankreich; sie werden im Ganzen noch etwa 300 Mann stark sein.

Ich bitte Sie, mich unserer Dienstags-Gesellschaft bestens zu empfehlen; ich erinnere mich derselben sehr oft und immer mit Freuden. Auch meinen übrigen Bekannten bitte ich Sie mich empfehlen zu wollen.

Ihr ergebenster

Salomon Hirzel.

P. S. Beiliegend werden Sie einen Empfangschein von Franz Thommann für 10 Louis d'or finden, dessen Betrag Sie bei Herrn Däniker, welchen ich auch zu grüßen bitte, erheben wollen.

Brief Nr. 6.

A Monsieur Hirzel, Chancelier d'État à Frauenfeld
Canton de Turgovie en Suisse.

Paris le 2./7. Janvier 1812.

Mon cher frère!

J'ai promis de t'écrire; je ne le ferai pas souvent, mais mes lettres seront longues, de sorte que cela revient au même. Peut-être que tu les voudrais plus courtes mais écrites avec un peu plus de bon sens! Mais que faire? tu sais que je ne suis

pas comme toi chancelier d'état. Nos amis im Engel [1]) t'auront sans doute fait part de ma lettre datée de Nevers, d'où nous sommes partis le 27me Novembre 1811, pour aller à Paris. En chemin j'ai visité le château impérial de Fontainebleau à 11 lieues de Paris. Le temps que je pouvais employer à cette visite était fort court, de sorte que je ne vis pas tout comme j'aurais voulu, mais tonjours assez pour en garder le souvenir. J'ai vu les appartements les plus intéressants de l'empereur et de l'impératrice, par exemple leur chambre à coucher, le salon où ils déjeûnent ensemble, le boudoir de l'impératrice, la salle dans laquelle l'empereur donne audience aux ambassadeurs étrangers et enfin la salle de conseil. Si je te voulais détailler tout dont je me souviens, il me faudrait une journée entière et encore ne trouverais-je pas les mots, pour décrire la beauté et l'élégance qui régnent partout. Le 7. décembre nous sommes arrivés avant le jour aux barrières de la capitale du monde. Il nous a fallu attendre jus-qu'à midi, c'est-à-dire jus-qu'à ce que l'empereur sortit par les mêmes barrières pour aller à la chasse. Nous employâmes ce temps à distribuer aux officiers et aux soldats tous les effets nécessaires, afin de plaire à sa Majesté. Lorsque Napoléon passa, on le salua par le cri: Vivent l'empereur et l'impératrice, vu que celle-ci se trouvait avec lui. — Après cela nous entrâmes dans la ville.

Le lendemain l'empereur faisait la revue de notre régiment ainsi que de la garnison de Paris et de la garde impériale dans la cour des Tuileries. Il est resté fort content soit des manoevres de notre régiment, soit de sa tenue et de la belle qualité de ses hommes. Il se trouvait dans la suite de l'empereur entre autres

---

1) Das Haus zum Engel genannt, Wohnung des Herrn Schirmschreiber Baur im Niederdorf, große Stadt.

un certain général d'une grande taille dont je ne me rappèle pas le nom. L'empereur le prit par le bras et le plaça à côté du premier grenadier de la compagnie Füssli, pour voir lequel des deux était le plus grand. Voyant que le grenadier surpassait de beaucoup le général, il se moquait de celui-ci, disant qu'il lui faudrait marcher sur les pointes du pied à côté d'un grenadier Suisse.

Le soir du même jour nous soupâmes chez Mr le Duc d'Istrie, maréchal de Bessière, commandant de la garde impériale, qui nous avait commandé quelque temps en Espagne et dont nous avions alors formé la garde. De là nous allâmes faire visite au prince Berthier qui nous reçut fort bien, ne cessant de nous faire des compliments sur la beauté de notre régiment et nous assurant, que l'empereur en était fort content. Le 10. décembre tout le corps d'officiers du régiment dîna chez le prince; son épouse, femme très aimable quoique hors d'âge, se trouvait aussi à table. Il nous assura au dessert, que l'empereur comptait beaucoup sur les Suisses. Bien que ce ne fût qu'un compliment nous l'apprîmes avec beaucoup de plaisir. L'empereur avait ordonné au jour de la revue à sa garde de donner à nos troupes un repas de corps, chose très flatteuse pour nos soldats.

Le 22. décember nous avons encore passé la revue; le temps qui nous restait entre les deux revues fut employé à embellir le régiment, de sorte qu'à la seconde revue l'empereur le trouvait encore plus beau qu'à la première. Comme nous étions le seul régiment de ligne qui prit part à cette seconde revue, l'empereur avait tout le loisir de nous examiner et de nous faire manoeuvrer. Il accorda au capitaine Salis, au lieutenant Castella et au sergent Casoulta les mêmes grades chez l'artillerie qu'ils avaient occupés en Espagne chez l'infanterie, parceque ils s'étaient distingués tous les trois dans la défence

d'un village près de Toro, acte dont il fut fait mention dans une feuille „der allgemeinen Zeitung". — Le même bonheur tomba en partage également à mon ancien capitaine, qui occupe ce grade actuellement dans une compagnie. d'artillerie. Le même jour l'empereur assigna à ma compagnie un train d'artillerie, savoir: deux pièces de trois livres, trois caissons de munition pour ces deux pièces, deux caissons pour les cartouches de l'infanterie, un fourgon d'ambulance, garni de tout ce qu'il faut pour panser les blessés, et trois fourgons pour les vivres, enfin une forge, le tout avec 52 chevaux.

Un décret bien fâcheux pour nous du 27. décembre contenait l'ordre, de commander dorénavant en français, ce qui signifie, que nous perdons l'avantage et la distinction que les troupes Suisses ont toujours eu vis-à-vis des autres troupes étrangères. Le commandement dans la langue maternelle a eu pour suite, que nous avons ressemblé jusqu'à ce jour plutôt à des troupes alliées qu'à des troupes Françaises. A notre grand regret cela va finir maintenant!

Hier, le 1. Janvier, nous avons fait des visites en commençant déjà de bon matin, premièrement à nos chefs et ensuite à Mr de Maillardoz, ambassadeur Suisse, puis à Mr Ulin, commandant de Paris. A midi on choisit quelques officiers pour aller à la cour, j'étais du nombre. Nous entrâmes au château des Tuileries par le jardin; à peine pouvions nous passer par la foule des laquais qui étaient sur les escaliers et dans les corridors. Tout l'état-major de sa Majesté comme aussi une partie des officiers de chaque régiment étaient assemblés dans un vaste salon à l'intérieur du château. Là nous attendions jusqu'à une heure; alors l'empereur, l'impératrice, les dames de la cour, les maréchaux etc. etc. passèrent par le même salon, pour aller à la messe dans la chapelle à côté du salon. Après la messe, l'im-

pératrice et sa suite ne faisaient que repasser, tandis que l'empereur s'arrêtait près d'un quart d'heure, pour parler à tous les chefs de corps. A notre .colonel il demandait, de quelle force était son régiment; le colonel répondit: « 1700 hommes, votre Majesté. » — Bon! et combien pour faire face à l'ennemie? — « 1700 hommes, votre Majesté. » — Fort bien, fut sa réponse. Mon cœur me battait de joie à cette dernière demande de l'empereur. Je te dirai pourquoi, mais d'avance je tâcherai de te faire un petit tableau de la magnificence de la cour, quoique je me sens trop faible d'épuiser ce sujet même à moitié; tu ne seras jamais capable de te faire une idée de sa splendeur. Toutes les dames de la cour sont habillées à la mode de l'ancien régime royal, c'est à dire qu'elles portent toutes des robes brodées et trainantes, d'une richesse inexprimable. La queue du manteau de l'impératrice est portée par un page non moins richement habillé. L'impératrice Marie-Louise n'est pas ce qu'on appele une beauté, mais elle a quelque chose d'intéressant et de digne, un port superbe commandant le respect; comme elle est encore toute jeune, n'ayant que vingt ans à peine, elle se formera par la suite. L'empereur a extrêmement changé depuis que je l'ai vu la dernière fois; il est gras et mieux habillé qu'auparavant; ce jour-ci surtout son costume était très beau, habit et culotte de velours rouge richement brodé. On ne peut se faire une idée de la magnificence de sa suite; tous les ambassadeurs des cours étrangères, maréchaux, généraux, gens de la cour chargés d'or et de diamants! On ne savait réellement où il fallait regarder, comment se tourner, tant cela frappait des yeux non accoutumés à pareille splendeur. En retournant chez-moi je croyais rêver et la tête me tournait de tout ce qu'avais vu et entendu.

Quant à la joie que me causait l'entretien de l'empereur avec notre colonel, elle eut pour motif la sûreté d'une prochaine

rentrée en campagne et cela sous les ordres de l'empereur en personne. Quoique je me souvienne encore très bien des souffrances de la campagne d'Espagne, cela ne peut troubler mon grand plaisir; aussi y-a-t-il une grande différence entre cette campagne et celle que nous avons devant nous. D'abord au lieu d'un seul bataillon nous formerons une division entière, composée de huit bataillons Suisses, savoir de quatre régiments à deux bataillons. Nous serons sous les ordres directs du maréchal Berthier qui en est heureux et qui, comme tu sais bien, ne reste jamais en arrière. Bien que je ne sache pas encore à quelle nation nous aurons à faire je présume, que ce sera un brave ennemi, lequel, après quelques batailles qui comptent au piquet, cédera ou nous fera céder. Quant à moi je préfère d'ailleurs le bruit de la guerre à l'antichambre. Le 5 courant nous avons encore été présentés à l'impératrice dans la galerie de Diana aux Tuileries. Elle était sans suite à l'exception d'une dame d'honneur, quelques pages et le maréchal Bessière. Elle s'adressa à chaque chef de corps pour lui adresser quelque petit compliment et sortit bientôt. C'était la première fois qu'elle eut à faire une cérémonie de cette espèce, aussi son embarras était assez visible; du reste elle me parut cette fois encore plus aimable qu'à la première rencontre. L'empereur nous passera encore une fois en revue le 12. de ce mois, probablement pour la dernière fois avant notre départ de Paris.

Erstes Postskriptum vom 8. Januar 1812.

Beaucoup d'occupations qui ne manquent pas à la formation d'une compagnie non instruite m'ont obligé de retarder le départ de ma lettre actuelle. Elle te parait peut être déjà trop longue, sans que j'y ajoute encore autre chose; aussi étais-je sur le point de la déchirer, lorsque la lettre que tu m'as envoyé par Mr Sulz-

berger venait me rassurer. Je t'en remercie infiniment et j'en vois que vous vous portez bien et que vous avez reçu ma dernière lettre. Vous agréez donc mes vœux sincères pour votre bonheur et vous me les rendez de bon cœur tout comme la famille aimable et chérie de mon excellent tuteur, M[r] Paur! C'est à lui que je dois tout ce que je suis; sans son généreux désintéressement, joint aux soins tendres et vraiment maternels de sa vénérable épouse, je ne serais pas là, où je me trouve à présent. N'oublions jamais, qu'ils m'ont fait goûter le bonheur le plus parfait d'un enfant de famille.

En réponse à ta lettre je t'assure que j'aiderai volontiers M[r] Sulzberger antant que je pourrai, comme j'ai l'habitude de le faire pour chacun qui en est digne. Il y a très peu d'espoir qu'il puisse entrer comme officier dans un de nos régiments Suisses, où l'on compte une quantité de jeunes gens protégés qui attendent d'être proposés à l'avancement; peut-être la campagne en vue facilitera leur placement à moins q'uelle ne prenne le goût pour la vie militaire à quelques uns de ces messieurs. Le malheureux frère de notre cher M[r] Paur est également arrivé aujourdhui; je le ferai entrer dans ma compagnie. D'après la manière dont il s'est conduit en route, il y a peu d'espoir de le voir corrigé de sitôt. Je le surveillerai de bien près et je le tiendrai sous une discipline sévère; cela, joint au bon exemple de ses camarades, qui sous tous les rapports sont sans contredit les plus braves soldats que l'on puisse voir, le feront devenir plus sage comme j'espère. Voudrait le ciel que je pusse ramener un jour à ce brave homme de M[r] Paur un frère dont il n'eût plus à rougir, me débarrassant comme cela d'une mince part des obligations que nous lui devons tous les deux et moi particulièrement. Je ne sais que trop bien qu'il n'acceptera jamais d'autre récompense et que je ne serai jamais en état de lui rendre les

nombreux sacrifices que dans sa qualité de tuteur il a fait pour moi. Que Dieu le bénisse avec toute sa famille pour tous les bienfaits qu'ils m'ont rendu!

Dis-moi, mon cher frère, ne suis-je pas un homme des plus heureux? Moi, à mon âge, sur le point de passer au grade de capitaine d'artillerie? Je sais fort bien qu'il ne faut pas jouir d'un bien avant qu'on le possède et que le ciel fait, souvent „einen Strich durch die Rechnung"! — Mais pense seulement! Mon premier capitaine proposé comme chef de bataillon, le second à le remplacer et moi-même à la place de celui-ci. Si cela n'avait pas lieu, le second capitaine passerait à l'artillerie-à-cheval ou bien il quitterait le service, de sorte que cela reviendrait au même pour moi. Si rien de tout cela n'arrivait je tâcherais de franchir ce pas de mes propres forces. Cependant il court un bruit qui pourrait facilement se vérifier, c'est de mettre notre compagnie sur le pied de l'artillerie des régiments français; dans ce cas ce serait moi qui commanderait la compagnie formée de trente artilleurs, de quarante soldats du train et des 52 chevaux dont nous venons de faire l'acquisition. Cette éventualité m'ôterait pour toujour l'espoir de l'entrée dans une école militaire et je ne pourrais jamais ou au moins très difficilement m'acquérir les connaissances nécessaires aux grades supérieurs; mais „kommt Zeit — kommt Rath" en attendant je reste à toujours

ton frère fidèle

Salomon Hirzel.

Zweites Postskriptum vom 18. Januar 1812.

Je suis sûr que tu verras finir avec plaisir une lettre qui ne vaut pas la peine d'être déchiffrée. Considérant cela, je me hâterai d'en venir au bout. Le 11. Janvier le prince Berthier nous a passés en revue aux champs Elysées; il visita les sacs de quel-

ques soldats et leurs comptes ouverts; trouvant tout en règle il paraissait être fort content de nous. Le 12. nous fûmes encore toute la journée aux Tuileries, où nous trouvâmes aussi le quatrième régiment Suisse qui arriva de Versailles. Peut-être ne devrais-je pas juger, lequel des deux régiments est le plus beau; mais il faut que je dise que le nôtre me le parait être de beaucoup. Le soir à 5 heures nous défilâmes devant l'empereur, en criant: «Vive l'empereur.» Puis nous sommes allés dîner chez le premier traiteur de Paris, où tout le corps d'officiers de la garnison de Paris, invité par le maréchal Mortier, se trouvait avec nous.

Le 13. Janvier à 9 heures du matin nous étions déjà hors des barrières de cette superbe ville. Je me livrai quelques moments à de sérieuses réflexions, content de moi-même d'en être sorti sans m'y être ruiné ni par le jeu ni par les femmes et de n'avoir rien négligé pour connaître Paris soit de son bon soit de son mauvais côté. Notre destination est Lüttich; de là nous irons à Wesel et ensuite nous entrerons sous les ordres de Berthier en pays ennemi. — Adieu, que Dieu soit avec vous!

S. H.

Brief Nr. 7.

An Herrn Schirmschreiber Baur in Zürich.

Lüttich den 13. Februar 1812.

Da ich überzeugt bin, daß Sie, verehrter Herr und Freund, mit Ungeduld auf einen Brief von mir warten, so wüßte ich nicht was zu meiner Entschuldigung vorbringen, wenn ich dieses Mal nicht mit Recht sagen könnte, daß es mir bis dahin unmöglich war, die mir seit der letzten Trennung von Ihnen so lieb gewordene Pflicht zu erfüllen, Ihnen zu schreiben. Die Briefe, welche Sie und Ihre lieben Kinder Ihrem

Bruder Jaques übergaben, habe ich richtig erhalten. Obgleich ich diesen letztern schon seit Langem erwartet und tausend Anreden und Ermahnungen an ihn studirt hatte, so bin ich doch kaum im Stande gewesen, ihn auch nur anzusehen. Die schlimmen Nachrichten, welche mir auf meine Erkundigungen hin über seine Aufführung in Besançon und auf seiner Reise nach Paris eingegangen waren, ließen mich beim Regiment nicht viel Gutes von ihm erwarten; aber Gottlob habe ich mich wenigstens bis dahin gänzlich in ihm geirrt. Jetzt weiß ich nicht das Geringste über ihn zu klagen, sondern muß im Gegentheil seine stille und gute Aufführung rühmen, so wie auch seinen Eifer, Französisch und Anderes zu lernen, ebenso die pünktliche Erfüllung aller seiner militärischen Pflichten. Trotz allem dem kann ich mich vor der Hand nicht entschließen, ihn zu einer Unteroffiziersstelle selbst zu empfehlen oder durch Andere empfehlen zu lassen. Sie ersehen aus seinem inliegenden Briefe, daß wie Sie selbst so auch er dieß sehr wünscht; allein die Zeit der Buße ist noch zu kurz. Der strengen Aufsicht und Haltung entledigt, welcher er jetzt unterworfen ist, könnte er allzu leicht wieder fallen und durch eine darauf folgende Kassation sich selbst wie Sie und mich kompromittieren. Ohnedieß wäre er mit Ausnahme einer Karporalsstelle zu jedem andern Posten noch unfähig. Wenn Sie auf seiner Beförderung zum Korporal sehr viel halten, so kann ich Ihren Bruder ohne die mindeste Schwierigkeit als Korporal in einer Zentrumskompagnie unterbringen; halten Sie dagegen mit mir das Gegentheil für besser, so verweisen Sie ihn zur Gedult und ermahnen Sie ihn, sich alle mögliche Mühe zu geben, die nöthigen Kenntnisse für sein Emporkommen zu sammeln. Jedenfalls, geehrter Herr, bemühen Sie sich nicht um die Empfehlungsschreiben, welche er sich von Ihnen erbittet. Es würde dies gar nichts nützen, indem unser Oberst Castella solche Schreiben nicht einmal liest.

Kaum finde ich Worte, um Ihnen meinen Dank für die Gewährung der Bitte auszubrücken, welche ich von Paris aus an Sie gerichtet habe; ich würde mich glücklich fühlen, Ihnen die tausendfachen Verbindlichkeiten, mit denen Sie mich überhäufen, in etwas vergelten oder Ihnen

wenigstens meinen guten Willen dazu darlegen zu können. Drei Tage nach meiner Ankunft hier in Lüttich habe ich Ihren Wechsel, wie Sie aus beiliegendem Empfangschein ersehen, richtig erhalten; er kam mir sehr gelegen, um die kleinen Schulden zu bezahlen, die ich gegen das Ende unsers Aufenthaltes in Paris und auf dem Marsche hieher habe machen müssen, ferner um meine Equipierung auf Kampagne-Fuß zu setzen und endlich zum Ankauf eines sehr schönen Pferdes Holsteiner-Race, wozu ich mich vor einigen Tagen auf mehrfache Ermahnungen hin entschlossen habe. Bis jetzt habe ich zwar ein einziges Mal die Zeit zur Besteigung meines Holsteiners gefunden. Unter den jetzigen Umständen werden Sie unfehlbar das Prädikat „sehr schön" für ein von mir benöthigtes Pferd etwas überflüssig finden. Wenn man indessen ein Pferd zum Gebrauche kaufen will, muß man auf dasselbe zuerst in jedem Falle zählen können, daneben aber thut man gut, es so auszuwählen, daß nach einigen Jahren noch etwas darauf zu gewinnen ist, insofern ihm kein Unfall zustößt; zu diesem Ende hin muß das Pferd ein schönes sein, das gut in's Auge fällt. Diese Eigenschaften vereinigt das Meinige im vollen Sinue des Wortes, ohne deswegen theuer zu sein; ich habe es nemlich von einer hiesigen Wittwe um 20 Louis d'or gekauft mit fünfwöchentlicher Garantie. In einem Jahr wird es fünfzig Louis d'or werth sein; sein Name auf der Kontrole ist „Péri"; in meinen Unterhaltungen mit ihm heiße ich ihn aber „Hans".

Was die politischen Neuigkeiten betrifft, so wissen Sie in Zürich wahrscheinlich mehr darüber als wir hier; noch nie lag für uns ein so dichter Schleier ob den politischen und militärischen Operationen wie dieses Mal. In Paris so wenig als bei der Armee weiß man, wohin alle die großen Anstalten, wie man deren noch niemals gesehen hat, zielen; über 100,000 Mann stark liegen wir hier enge beisammen. Unser Regiment macht einen Theil der zweiten Division des zweiten Armeekorps der « grande armée » aus; wahrscheinlich werden sämmtliche acht Schweizerbataillone, die im Marsch befindlich sind, diesem Armeekorps einverleibt werden. — Sind wir nur bestimmt Holland gehörig in Respekt zu halten

oder uns in Dänemark mit den nämlichen Absichten einzuschleichen, wie wir es einst in Spanien thaten, oder sollten wir endlich mit der Hauptarmee selbst operieren? Ueber alles das weiß noch Niemand Bescheid. Der größte Theil der Garde ist von Paris verreist und der Kaiser wird ihr gegen Ende dieses Monates folgen; somit können wir unsere Mantelsäcke in kürzester Frist schnallen.

Ich werde unfehlbar vor meiner Abreise von Lüttich noch an Frau Schirmschreiber und an meinen Bruder Hans schreiben und dann wohl über Alles eher Gewißheit geben können als heute. Leben Sie indessen wohl und grüßen Sie mir herzlich Ihre Familie und meine Freunde.

Salomon Hirzel.

P. S. Im Falle Sie die Güte haben wollten, mir zu antworten, so adressieren Sie den Brief nur hieher; ich würde ihn empfangen, wenn ich auch schon weit weg wäre.

Brief Nr. 8.

An Herrn Staatsschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld.

Nahe bei Polotzk an der Düna den 19. September 1812.

Ich halte es für meine Pflicht, lieber Bruder, Dir Deine Besorgnisse betreffend mein schnelles Avancement zu benehmen. Wie Du selbst aus der nun geschlossenen Kapitulation sehen kannst, ist meine Beförderung so ziemlich gehemmt; es macht dieß mir und gewiß allerdings in entgegengesetzter Richtung auch Dir neue Sorgen.

Es ist unstreitig für einen jungen Mann in meinem Alter schmeichelhaft, nach so wenigen Dienstjahren, wie ich sie zähle, von seinem Obersten zu einer Stelle vorgeschlagen zu werden, welche, wie ich erst nachher einsehen gelernt habe, eben so viele Kenntnisse erfordert wie manche höhere und zwar besonders deswegen, weil man ganz sich selbst überlassen ist. Weder Obere noch Kameraden kennen das Mindeste von dieser Parthie,

so daß man nirgends Rath oder Hülfe holen kann, während man doch den strengsten Untersuchungen ausgesetzt bleibt. Von meinem Obersten für einen solchen Platz auserlesen worden zu sein, war um so schmeichelhafter, als dieser Platz viel Vortheilhaftes zu bieten schien, folglich für einen Vetter oder Günstling nicht zu verachten gewesen wäre.

Würde die Artilleriekompagnie auf dem nämlichen Fuße geblieben sein, auf den sie die alte Kapitulation gesetzt hatte, so wäre ich nun unfehlbar Capitaine en second und hätte Hoffnung, nach beendigtem Feldzug mit einem rothen Bande auf der Brust Capitaine-commandant zu werden, eine Stelle, die ich nicht an diejenige eines Oberstlieutenants tauschen würde. Allein nun soll die Artilleriekompagnie des Regimentes nur durch einen Oberlieutenant kommandiert werden; ein solcher kann wohl, wenn die Reihe an ihn kommt, mit Avancement in die Linie zurück treten, niemals aber, sei es mit sei es ohne Beförderung, zur kaiserlichen Artillerie gelangen, so daß die Aussichten für ihn nicht sehr glänzende sind. Zudem, was ist das für Artillerie? Wie sehr ist zu wünschen, daß sie nach diesem Feldzuge entweder besser organisirt oder dann ganz abgeschafft werde. Zwei Dreipfünder-Kanonen mit 3 Munitionswagen für dieselben, sodann für jedes Infanteriebataillon ein Munitionswagen, eine Feldschmiede und vier Fourgons machen das Materielle von drei Kriegsbataillonen aus; zum Transport eines solchen Parkes sind nur 61 Pferde nothwendig. Das Regiment, das mit dem Ankauf dieser Pferde beauftragt ist, kauft nun erstens nicht diese Anzahl und kauft zweitens was an wohlfeilen und gemeiniglich sehr schlechten Pferden zu finden ist; obgleich die zu dem Zwecke bestimmten Fonds für den Ankauf schöner Pferde hinreichen würden. Viele Regimenter suchten für die Trainmannschaft noch die schlechtesten Soldaten aus, in der Meinung, daß sie für Fuhrleute gut genug wären. Bei meiner Kompagnie ist dies nicht der Fall; ich hatte freie Hand, die Trainsoldaten auszusuchen, wo ich wollte. Weiter ist man genöthigt, solchen armen Pferden den Hafer vom Maul wegzustehlen, um ihn durch die Pferde des Herrn Obersten oder Generals auffressen zu lassen. Bisweilen muß man sogar diesen Herrn,

damit sie der Fuhrlohn nichts kostet, ihre Kutschen und Küchenwagen nachführen; mit einem Wort, es scheint, als ob unsere Regiments-Artillerie nur zum Nutzen oder zur Kommodität dieser Herrn da wäre. Eine andere Unannehmlichkeit bei ihr ist, daß man niemahls das nöthige Geld zum Unterhalt des Materiellen erhalten kann, indem es immer für fremde Gegenstände verwendet wird, so daß, wenn Geld nöthig wäre, keines vorhanden ist. Was soll man erst dazu sagen, wenn eine solche Artillerie gar unter den Befehlen eines Brigadegenerals steht, der kaum schreiben und lesen kann, daher auch nicht die geringste Kenntniß unserer Waffe besitzt, ja nicht einmal die Regeln anzuwenden weiß, welche Jedem der gesunde Verstand eingeben sollte? So hat uns der Unsrige 15 Stunden marschieren gemacht ohne abzäumen zu lassen und als wir endlich an einem Orte angekommen waren, wo kein Futter zu haben war, den Trainsoldaten nicht einmal erlaubt, sich zu entfernen um solches zu suchen. Wenn dieß vor dem Feinde geschehen wäre, könnte man nicht viel dagegen sagen; allein es geschah, ehe wir nur wußten, gegen wen wir Krieg führen sollten. Uebrigens sollten auch vor dem Feinde Anstalten getroffen werden, um die Pferde zu ernähren, sofern man Nutzen aus der Artillerie ziehen und sie nicht verlieren will. Wirklich sah man auch, als man dem Feinde einmal nahe war, wenig Artillerie mehr bei den Regimentern aus dem natürlichen Grunde, weil die Pferde gänzlich fehlten oder nicht mehr gehen konnten. Später war man sogar genöthigt, die Regimentsartillerie zurück zu schicken, wenn man sich schlagen wollte, um sie nicht zu verlieren.

Ich hatte noch das Unglück, von einem Hauptmann kommandiert zu werden, der bisher die Kompagnie befehligte, aber weder von Pferden noch von Fuhrwerk einen Begriff hatte. Weil er mich deßwegen völlig machen ließ, ist es mir gelungen, von 50 Pferden die ich erhielt, 35 in gutem Stande zu erhalten und so aller andern Regiments-Artillerie Trotz zu bieten. Die meisten Trains haben zwei Drittel ihrer Pferde verloren; es gibt sogar viele, welche von den beim Beginn des Feldzuges angekauften Pferden kein einziges mehr haben.

Gesetzt aber auch, daß alles in bester Ordnung wäre, so verdient eine Kompagnie wie die meinige kaum Artillerie genannt zu werden, weil sie fast niemals, jedenfalls nur sehr selten, von wirklichem Nutzen sein kann. Wenn wir uns z. B. an die Russische Artillerie wagen wollten, so müßten wir uns derselben mit unsern kleinen Geschützen so sehr nähern, daß die Russen sie mit drei bis vier Schüssen demontieren könnten; diese führen nämlich nur großes Kaliber. In geordneten Linien-Schlachten, im Gebirge oder in dem Falle wo der Feind gar keine Kanonen mit sich führt, wären unsere kleinen Dreipfünder nicht zu verachten. Du wirst fragen, warum man uns denn keine größern Geschütze gegeben habe? Die Antwort lautet, weil solche dem Infanterie-Regiment, welchem sie zugetheilt sind, nicht überall hin und nicht schnell genug folgen könnten. Obgleich mir nun meine Artillerie als solche gar nicht gefällt, so bin ich dennoch in meinem Element; ich habe mir daher auch alle erdenkliche Mühe gegeben, um in meiner Parthie zu einem gewisse Grade von Vollkommenheit zu gelangen, d. i. im Materiellen, worunter man Alles versteht, was auf die Fuhrwerke und auf die Pferde Bezug hat. Es ist bei wirklichen Artillerie-Kompagnien eigentlich das Geschäft des Capitaine en second. Meine Aufgabe zu erfüllen war um so schwieriger, als sie mir nicht nur neu war, sondern weil ich mir auch nirgends Rath holen konnte. Vom Obersten erhielt ich immer sehr unbestimmte Ordre, weil er seine Unwissenheit in diesem Fache nicht an den Tag treten lassen wollte; mein Hauptmann gab mir die Versicherung, daß er sich ganz auf mich verlasse; die Unteroffiziere, bei deren Auswahl ich weniger auf Kenntnisse als auf natürliche Fähigkeiten, guten Willen und Redlichkeit gesehen hatte, wußten von Allem gar nichts. Wollte ich mir keine Blößen geben, so blieb mir nicht viel Zeit zum Schlafen übrig und wirklich kam ich auch sehr wenig dazu. Nachdem bei Eröffnung des Feldzuges meine Pferde angekommen waren, studierte ich Nachts in allen Reglementen, die mich über die vorschriftsmäßige Behandlung derselben belehren konnten, gab dann demzufolge am Tage meine Befehle, über deren genaue Ausführung ich wachte. Bei jedem Verband fand ich mich selbst ein und

zahlte dem Stabspferdearzt manche Flasche Wein, um ihn etwas mittheilsamer zu machen. Mit dem Fourage-Lieferanten war ich beständig im Streit, wohnte jeder Austheilung persönlich bei und ruhte nicht, bis vom Kriegskommissär im Beisein geschworner Pferdeärzte eine genaue Untersuchung seiner Leistungen angehoben wurde. Diese Untersuchung hatte zur Folge, daß dem Lieferanten über 4000 Zentner Heu in die Maas geworfen wurden und daß er nebst den erlaufenen Kosten noch Fr. 500 Buße bezahlen mußte.

Nächst der Sorge für die Pferde, die mir viel zu schaffen gab, lag mir bei der Mobilmachung ob, alle meine Leute kleiden zu lassen, die Komptabilität in Gang zu bringen, endlich auch noch meinen Artilleristen einige Instruktion zu ertheilen. Kaum war dieß Alles etwelcher Maßen in Ordnung, so traf uns der Befehl zur Abreise. Nach drei Tagen langten wir in Wesel an, wo wir die Geschütze und die übrigen Fuhrwerke in Empfang nahmen.

Der Weg von Wesel über Münster nach Osnabrück ist einer der schlechtesten, die ich jemals gesehen. Die leichtesten Postwagen wurden mit zwölf Pferden bespannt; die Artillerie bespannte ihre Fuhrwerke gewöhnlich mit sechszehn, achtzehn bis zwanzig Pferden; ich hingegen sah mich genöthigt, die meinigen nur mit dreien zn bespannen, weil ich einen Theil meiner 52 Pferde dem Oberst und dem General hatte abgeben müssen und von denen, die mir blieben, einige krank waren. Was ich dabei litt, kannst Du Dir kaum vorstellen; drei Male mußte man mich aus dem Kothe herausziehen, in den ich mich hinein gewagt hatte, um den versunkenen Wagen und gefallenen Pferden heraus zu helfen, bis ich zuletzt selbst versank. Doch gestehe ich, daß ich mich am Tage darauf durch die vielen Komplimente, welche mir der General bei der Revue machte, für meine Mühe reichlich belohnt fühlte.

Natürlich mußte ich mich in ein Studium einlassen, daß dem Artillerie-Offizier unumgänglich nothwendig ist, von dem ich aber noch keine Idee hatte. Weil ich nämlich über das Materielle gesetzt war, so hatte ich Schmid, Schlosser, Wagner und Sattler unter meiner Aufsicht.

Um diese zweckmäßig zu beschäftigen, wurde mir wenigstens eine oberflächliche Kenntniß dieser Handwerke zur Nothwendigkeit, um so mehr als ich sie mit dem nöthigen Werkzeuge versehen mußte. Wie es betreffend die Pferde der Fall war, so gelangte ich ziemlich schnell auch zu diesen Kenntnissen, wenn auch nicht ohne große Mühe. Immer wußte ich die Sache so anzugreifen, daß meine Unkenntniß nicht an den Tag trat, ja daß ich sogar Komplimente vom Oberst der Artillerie einerntete, der die Aufsicht über diese Parthie hat.

Auf unserer Reise durch Deutschland kamen wir durch einige sehr schöne Städte, wie z. B. Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Brandenburg und Stettin, während wir Berlin drei Stunden links von unserer Marschlinie liegen ließen. Auch Danzig, von dem ich über einen Monat nicht weit entfernt lag, konnte ich meiner vielen Geschäfte wegen nicht sehen. Preußen ist ein Ländchen, das mir sehr wohl gefiel; seine Bewohner waren besonders vor dem Kriege von 1806 sehr wohlhabend; äußerst gefällig gaben sie den unverschämten Franzosen, die von ihnen ernährt werden mußten, was sie nur aufbieten konnten, um dieselben zufrieden zu stellen, obgleich sie ihnen vorschriftsgemäß nur wenig schuldig waren.

Schon in Preußisch-Polen ging das Plündern an und man behandelte die armen Einwohner, wie man selbst Feinde nicht behandeln sollte. Da das Futter sehr rar war, deckte man auf 30 Stunden weit alle mit Stroh gedeckten Häuser ab; die wenige Frucht, die man vom vorigen Jahre her noch vorfand, wurde überall weggenommen; die Pferde ließ man allenthalben schon in der neuen Saat weiden. — Wie es indessen jetzt in Rußland hergeht, ist wohl noch niemals erlebt worden; man findet kaum mehr eine Spur von Ordnung und Mannszucht, ja sogar von bloßer Menschlichkeit. Die armen Einwohner, die freilich oft mehr dem Vieh als Menschen ähnlich sehen, haben ihre Dörfer verlassen und bewohnen nunmehr die Wälder; indessen sind sie auch so nicht sicher; wo man sie findet, nimmt oder zerstört man ihnen Alles, womit sie sich das Leben fristen könnten. Dennoch kann ein einzelner Mann gehen,

wohin er will, ohne daß ihm ein Leid geschieht; ruhig kann er selbst mitten unter den armen Leuten schlafen.

Bis jetzt hat noch Niemand großen Mangel an Lebensmitteln gelitten; wie es aber im kommenden Winter ohne Magazine in einem so total verheerten Lande gehen wird, weiß ich nicht, während man sich doch bei dem guten Willen der Einwohner Alles fast im Ueberfluß hätte verschaffen können, wenn einigermaßen Ordnung gehandhabt worden wäre. Was übrigens nicht dem höhern Adel angehört, der in diesem Lande nicht fehlt, scheint die Franzosen nicht gar ungern zu sehen und schon machen die Bauern Schwierigkeiten, ihren Herrn den schuldigen Frohndienst zu leisten, in der Hoffnung, bald aus ihrer Sklaverei befreit zu werden.

Was das Land selbst betrifft, so ist den Bewohnern entsprechend Alles noch sehr zurück; der unabsehbare Wald ist nur hie und da von Fruchtfeldern unterbrochen; dennoch ist die Gegend, in der wir uns befinden, zahlreich bevölkert; die Wohnungen der Bauern sind indessen sehr gering und stehen von den schönen Schlössern der Edelleute weit ab. Der Bauer nährt sich von schlechtem Roggenbrod, das er mit kurzem Stroh untermischt, von Milch und von Fleisch, wovon die stark betriebene Viehzucht genug liefert. Er gibt seine äußerst große Unterwürfigkeit durch Küssen der Füße und der Kleider, sowie durch eine Menge auf einander folgender Bücklinge zu erkennen. Diese Bauern sind durchschnittlich klein, schlecht gebaut, unreinlich und im höchsten Grade unwissend.

Die Städte, die wir bis jetzt gesehen haben, gleichen im besten Falle so ziemlich unserm heimatlichen Steckborn; sie sind meistens von Juden, wohl auch von einigen Edelleuten bewohnt. Wie überall sind diese letztern von verschiedenem Range; der vornehme Edelmann besitzt gewöhnlich mehrere Edelhöfe, die er an Standesgenossen geringeren Ranges verpachtet; diese machen dann die Bauern ungefähr arbeiten wie wir unsere Sträflinge, d. i. immer in Begleitung eines Aufsehers, der einen großen Stock in der Hand hält und drauf zuschlägt wenn es ihm gefällt. Meistens behandeln diese Individuen die Bauern auf sehr rohe, fast unmenschliche Art.

Nun wirst Du an meinem Schreiben genug haben, um Dir einen ganzen Monat hindurch die Zeit zu vertreiben; doch ist es ja besser, mein Brief sei zu lang als zu kurz; bin ich doch nicht immer zum Schreiben aufgelegt und kann ich es auch nicht immer thun, wenn ich schon dazu Lust hätte.

Ich erwarte täglich Briefe von Frau Schirmschreiber Paur und spare schon lange frs 3. auf, die ich doch manches Mal für Schnaps nöthig gehabt hätte, um das Briefporto bezahlen zu können. Grüße mir unsere Verwandten in Wigoldingen und die fröhlichen Gesellschafter in Frauenfeld, mit denen ich kaum mehr ein Glas leeren könnte, weil ich des Weines seit einem halben Jahre gänzlich entwöhnt bin. Lebe wohl und erinnere Dich von Zeit zu Zeit Deines Dich herzlich liebenden Bruders:

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 9.

An Herrn Doktor Johannes Hirzel in Steckborn.

Nahe bei Polotzk den 19. September 1812.

Meinem Versprechen gemäß hättest Du schon aus Lüttich einen Brief von mir erhalten sollen; obgleich ich nun keine Entschuldigungen vorzubringen weiß, die sich nicht widerlegen ließen, hoffe ich dennoch auf Deine Verzeihung, um so eher als Du in der Zwischenzeit Neuigkeiten von mir von unsern Freunden in Zürich hast erhalten können.

Du erwartest unzweifelhait, daß ich Dir nun recht viel Neues berichten werde, um die Scharte auszuwetzen; allein darin irrst Du Dich. Was ich Dir schreiben darf, wird in der Schweiz schon lange bekannt sein und gewiß den Thatsachen entsprechender als die Mittheilungen, die man uns bei der «Ordre du jour» macht. Ich beziehe dieß auf die große Armee des Kaisers, während ich betreffend unser von jener abgetrenntes Armeekorps schon etwas besser weiß, woran wir sind. Doch bin ich auch da nicht im Stande zu bestimmen, wie viel wir ge-

wonnen oder verloren haben. Wenn wir wirklich große Vortheile über die uns gegenüberstehende feindliche Armee davon getragen haben würden, so hätte man gewiß nicht ermangelt, uns dieselben durch ein Vergrößerungsglas sehen zu lassen und wir würden nicht so lange Zeit unter den Mauern von Polotzk liegen bleiben.

Seit dem Augenblicke, daß wir den Niemen passierten, war unser zweites Armeekorps unter Marschall Oudinot sowie auch das sechste unter General Saint Cyr, das jedoch jedes für sich agierte, dem Feinde auf den Fersen. Täglich ja stündlich glaubte man, daß dieser endlich ein Mal Stand halten würde; aber niemals gingen unsere Wünsche in Erfüllung; man hörte überall rufen: **Ces sacrés lâches!** u. dgl. und glaubte, die Russen wären nun bald in Petersburg; wenigstens wußte man sie auf der dahin führenden Straße. Wenn ich mich nicht irre, so war es am 17. Juli[1]) daß wir den ersten Widerstand vor Dünaburg fanden; seitdem ich mein Portefeuille verlor, in welchem alle Daten und Distanzen aufgezeichnet waren, kann ich leider nichts Bestimmtes mehr sagen. Das 26. Linienregiment sollte zuerst die Brücke über die Düna passieren, bekam aber in einem Augenblicke so viele blutige Köpfe, daß Jedermann die Lust zu weitern Versuchen verging. Am Nachmittag des folgenden Tages marschirte man rechts ab, um sich gegen Disna zu wenden; unterwegs war man jedoch einige Male anzuhalten genöthigt, um den frechen Kosaken mit klingender Münze die Mühe zu bezahlen, welche sie sich gaben uns zu begleiten.

Zehn Stunden flußabwärts Disna wurde unser Divisions-General einige Posten und ein großes Lager gewahr. Da er mit einigen andern Generalen etwa eine halbe Viertelstunde vorausritt, indem man keinen Feind in dieser Gegend ahnte, schickte er einen Adjutanten an die Düna, um zu fragen, welches Armeekorps hier lagere. Ein russischer Offizier antwortete in gutem Französisch, daß der französische Kaiser schon vor einigen Tagen die Düna passiert habe und daß seine Truppen in dieser

---

1) In Wirklichkeit der 13. Juli 1812.

Gegend lagerten; man werde auf der andern Seite des vorliegenden Waldes einen französischen Posten antreffen. Um den dort vermutheten Postenkommandanten desto rascher sprechen zu können, eilte der General mit seinem Gefolge vorwärts, wurde jedoch im Augenblick, in dem er das Gehölz verließ, von einer russischen Batterie begrüßt. So bald die Division eingetroffen war, gingen ein kroatisches und das vierte Schweizer-Regiment en tirailleurs vor und nöthigten den Feind, der an dieser Stelle nicht sehr stark und auch nicht gesinnt war sich lange zu halten, den Fluß zu passieren. Nach einer kleinen Stunde Weges stieß man auf ein russisches Lager, das aus einer Menge prächtig gearbeiteter und wohlgeordneter Redouten bestand, die unter sich durch kleinere Werke verbunden waren. Da das Lager nur durch einige Kosaken vertheidigt wurde, war man dessen bald Meister. Während zwei Tagen blieb man in demselben und bemühte sich, die Werke zu zerstören, eine Arbeit die zu ihrer Durchführung indessen einige Wochen Zeit benöthigt haben würde. Das dritte Schweizer-Regiment, welches während dieser Zeit immer im Feuer war, hielt sich sehr gut. In der dritten Nacht verließ die Division ihre Stellung, um Disna zu erreichen, theils um zu verhindern, daß die erste und zweite Division unseres Armeekorps, welche dort schon über den Fluß gegangen waren, von den Russen abgeschnitten werden könnten, theils weil man es nicht für rathsam fand, unsere 8000 Mann zählende Division länger in der Nähe von 50,000 Russen zu lassen. Zwei Tage nachher, d. i. am 26. Juli, passierten wir bei Disna ebenfalls die Düna unter beständigem Geplänkel mit Kosaken und russischen Husaren. Den 30. Juli überschritten die erste und die zweite Division die Dwina, einen kleinen Fluß, der sich in die Düna ergießt und gingen eben daran, Baracken zu erbauen, als sie vom Feinde heftig angefallen wurden. Obgleich das Gefecht ein sehr ungleiches war, hielten sich die Unsrigen dennoch bis zum Nachmittag des 31. Juli, mußten sich dann aber mit großem Verlust über den Fluß und noch drei Stunden weiter zurückziehen. Den 1. August Morgens überzogen die russischen Linien die ganze Ebene; sie waren mehr denn zwei Mal stärker

als unser Korps; zudem hatte sich unserer Armee der Schrecken bemächtigt, so daß unsere Lage eine ziemlich kritische war. Ohne eine bekannte Kriegslist wäre gewiß Alles in Unordnung gerathen. Im Augenblicke, da die Russen zum Angriff schritten und Alles überflügelten, so daß die Franzosen schon zu weichen begannen, ließ man das Gerücht verbreiten, der Kaiser sei angekommen. Von allen Seiten hörte man nun den Ruf: «Vive l'Empereur!» und «En avant!» Ehe man es sich versah, wurden einige russische Batterien weggenommen und der Feind auf allen Seiten zum Weichen gebracht. Man schlug ihn wieder über den Fluß zurück, konnte sich am rechten Ufer desselben jedoch unmöglich halten, weil der Feind allzu gute Positionen hatte und wir gegen seine zahlreiche Artillerie nichts ausrichten konnten; auf beiden Seiten der Straße befanden sich nämlich unwegsame Moräste, in die sich weder Artillerie noch Kavallerie wagen durfte. Den 2. August zogen wir uns auf der Straße von Polotzk zurück, ohne stark beunruhigt zu werden, passierten noch am nämlichen Abend mit aller Artillerie und dem größten Theil der Armee die Stadt Polotzk und überschritten die Düna. Den 4. August legte man sich wieder vor die Stadt und rückte am 8. August, nachdem man sich mit dem aus bayerischen Truppen bestehenden 6. Armeekorps vereinigt hatte, noch weiter dem Feinde entgegen. Den 13. August erfolgte eine heftige Kanonade und man sah ein, daß es nicht rathsam wäre, weiter vordringen zu wollen noch selbst zu bleiben, wo man war, zog sich also wieder in die am 4. August eingenommene Stellung in der Ebene vor der Stadt Polotzk zurück. Den 17. griff der Feind herzhaft an; obgleich man sich unter den alten schlechten Wällen der Stadt zusammen ziehen mußte, vertheidigte man sich doch eben so herzhaft. Am 18. blieb bis gegen Abends 4 Uhr Alles ruhig; dann aber hätte man glauben mögen, daß die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte; über 150 Kanonen ließen die Erde erzittern. Ein Offizier und 50 Mann marschierten ganz im Anfang der Kanonade en tirailleurs gegen eine feindliche Batterie, die ihnen gar zu viel Lärm machte. Eine Abtheilung von 24 Chasseurs-à-cheval bemerkte dieß; um sich den Ruhm der gehofften Wegnahme der

feindlichen Batterie allein anzueignen oder ihn doch wenigstens mit den 50 Mann Infanterie zu theilen, überholten die Chasseurs diese bald; als sie jedoch ein Detachement feindlicher Dragoner auf sich loskommen sahen, kehrten sie um, warfen sich auf die Infanterie und zusammen mit dieser auf eine französische Batterie. Da diese der eigenen Leute halber nicht schießen durfte, langten die russischen Dragoner fast im nämlichen Zeitpunkte wie die Flüchtlinge in derselben an und hieben die Kanoniere an ihren Geschützen zusammen. Dieser Erfolg belebte den Feind noch mehr; ein Regiment warf sich auf das andere, Freund und Feind vermengte sich und hinderte so die Batterien auf den Wällen von Polotzk Feuer zu geben; das ganze Armeekorps schien seinem Untergange nahe zu sein; denn Unordnung und panischer Schrecken hatten dasselbe ergriffen; doch noch standen das 1. und das 2. Schweizer-Regiment unbeweglich und einer Mauer gleich mit gefälltem Bajonet da, Freunden und Feinden gleicher Weise den Tod drohend, sofern sie sich noch um einige Schritte genähert hätten. So zwang unsere Brigade ohne einen Schuß zu thun sie alle, wieder den gleichen Weg zu nehmen, den sie gekommen waren; obgleich ihr vom Brigadegeneral, der in diesem kritischen Momente etwas den Kopf verloren haben mochte, Rechtsumkehrt kommandirt wurde, drehte sich doch kein Einziger um. Rasch wurden nicht nur unsere eigenen Batterien sondern auch einige feindliche den Russen abgenommen, worauf Ruhe eintrat. Diese Ruhe ist seither nicht unterbrochen worden. Die Zahl der Todten und Blessirten war in Anbetracht der kurzen Zeit, welche das Gefecht gedauert hatte, eine sehr große.

Am ersten Schlachttage, also am 17. August, blieb der bayerische General Leroi auf dem Schlachtfelde und es wurde unser Marschall Oudinot am rechten Arm verwundet. Etwa 50 Schritte von dem Ort, wo unsere Brigade stand, liegt eine ganze Reihe höherer Offiziere begraben und zwar jeder an der Stelle, wo er am 18. August fiel. Anstatt des verwundeten Marschalls Oudinot hat General St. Cyr das Kommando der beiden Armeekorps übernommen; dieser ist es auch, der

am 18. den Sieg davongetragen; der Kaiser hat ihn daraufhin zum Marschall erhoben.

Obgleich von der rühmlichen Haltung der beiden Schweizer-Regimenter wohl in keinen öffentlichen Blättern wird gesprochen werden, so hat ihnen doch St. Cyr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem er denselben persönlich wegen ihrer Kaltblütigkeit und ihrem Muthe Lobsprüche ertheilte.

Da der Kaiser schon am 16. August von Moskau aufgebrochen sein soll, um den Feind auf der Straße von Petersburg zu verfolgen, so glauben wir auch bald vorrücken zu können; dafürhin muß indessen die russische Armee, die uns hier gegenübersteht, freiwillig den Rückzug antreten; denn wir vermögen nicht, sie dazu zu zwingen.

Die russische Armee ist sehr schön und es wird strengste Disziplin in ihr gehandhabt; sogar die Kosaken müssen sich dieser Disziplin fügen. Die Gefangenen werden menschlich behandelt; sowohl dadurch als durch ihre Tapferkeit zwingen uns die Russen die größte Achtung ab.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß dieser Brief Dich und die Deinigen wohl antreffen möge, versichert Dich seiner brüderlichen Liebe:

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 10.

An Herrn Staatsschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld.

Polotzk den 22. September 1812.

„Dein letzter Brief vom 19. dieß war lange und langweilig genug und Du hättest weitere Nachrichten bis künftiges Jahr sparen können!“ wirst Du, lieber Bruder, bei Empfang meines gegenwärtigen Schreibens sagen und es wird Dir wunderlich vorkommen so bald wieder von mir zu hören; — noch wunderlicher aber, wenn Du vernimmst, um was es sich heute bei mir handelt. „Projektierter Rücktritt vom Militär zur Landwirthschaft“ möchte ich meinem heutigen Brief als Ueberschrift setzen; so vernimm den Näheres über diese Angelegenheit.

Du hast aus meinem jüngsten Brief gesehen, welche Aussichten ich als Militär habe; ich bleibe vielleicht bis in mein dreißigstes Jahr Lieutenant, um dann Hauptmann bei der Infanterie zu werden und dabei stehen zu bleiben, indem es unwahrscheinlich ist, daß ich in französischem Dienste, wo Protektion und Glück Alles entscheiden, zu einem höheren Grad gelangen werde. Da die neue Kapitulation die vier Regimenter, von denen jedes ursprünglich 36 Kompagnien zählte, nunmehr auf 22 Kompagnien reduziert und die Zahl der Offiziere auf altem Fuß beinahe komplet ist, so gelangen nun alle Ueberzähligen à la suite. Wird nun z. B. eine Hauptmannsstelle vakant, so wird sie durch einen Hauptmann de la suite besetzt; erst wenn einmal alle diese Hauptleute de la suite plazirt sind, beginnt man die ältesten Lieutenants zu befördern. Weil ich nun von mittlerem Dienstalter bin, so kommt die Reihe sehr spät an mich. Wäre es für uns Schweizeroffiziere nicht so schwer, in die französischen Linienregimenter einzutreten und würde ich nicht einen geheimen Widerwillen in mir verspüren, unter und mit Franzosen zu leben, so dürfte ich mit mehr Hoffnung in die Zukunft schauen; ein solcher Eintritt erscheint fast als eine Unmöglichkeit, wenn man nicht von unten auf gedient hat oder in einer Militärschule gewesen ist. Aus diesen Schulen wird man vom Ministerium zu den Regimentern geschickt, immer jedoch mit bloßem Unterlieutenants-Grad. Sobann könnte ich mich nur durch die Noth gezwungen dazu entschließen, mein Leben lang in der einförmigen Infanterie zu dienen oder vom 45. Altersjahr an, das zur Pensionirung berechtigt, ein unthätiges Leben zu führen und in spätern Jahren als Greis etwa gar noch Jemandem zur Last zu fallen.

Du merkst nun schon wo ich hinaus will, aber Du wirst mir antworten: „Es ist Deine eigene Schuld, daß Deine Lage Dich nicht befriedigt; Du hast es erzwungen Militär zu werden; so bleibe es nun „auch. Meinst Du etwa daß andere Berufsarten keine Unannehmlichkeiten „kennen? Zudem, wozu wärest Du jetzt noch tauglich? Oder wo wolltest „Du die Mittel zu einem neuen Etablissement hernehmen und wie dürften „wir erwarten, daß Du diejenige Sorge zu Deinen Sachen tragen würdest,

„welche jeder Beruf zum Gelingen erheischt, nachdem Du so viel Geld „unnütz verbraucht hast?“

Ich bekenne, daß es meine eigene Schuld ist, wenn ich in meinem jetzigen Militärstande nicht finde was ich zu finden hoffte; jung und unerfahren wollte ich klüger als Andere sein. Trotzdem bereue ich nicht, in diesen Stand getreten zu sein und ihn näher kennen gelernt zu haben; ich habe darin Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt, welche mir in jedem andern Berufe nützlich wo nicht unentbehrlich sein werden; daneben bin ich auch um Vieles klüger geworden. Was meinen Leichtsinn in ökonomischen Fragen anbetrifft, so ist er keineswegs so tief eingewurzelt, wie man zu glauben allerdings Grund hat; er ist vielmehr eine bloße Folge meiner Stellung. Wo ist der Offizier, der sich im Garnisonsleben nicht hin und wieder zu einer unnöthigen Ausgabe verleiten ließe oder der im Feld immer an die Zukunft denken würde, während sein Leben täglich in Gefahr steht? Ueberdieß könnte ich im Umgange mit guten Menschen oder unter gelindem Drucke des Pantoffels einer vernünftigen Gattin auch noch ein besserer Haushalter werden!

Du wirst auf das Gesagte hin begierig sein zu vernehmen, welches der Beruf ist, in dem ich mein Glück zu machen probieren wolle.

Wenn Du Dich erinnerst, wofür ich in früher Jugend zur Zeit meines Aufenthaltes in Ottenbach immer große Lust und Neigung zeigte und wozu ich auch später nicht untüchtig schien, bevor mich das Militärfieber ergriff, wird es Dich nicht befremden, daß ich den Landbau jedem andern Erwerbe vorziehen würde, um so mehr als auch meine jetzige Thätigkeit sehr viel mit derjenigen des Besitzers eines Bauerngutes gemein hat. Du magst vielleicht über meine Gedanken lachen und doch ist es mir dabei völliger Ernst und es ist nicht erst von gestern, daß ich sie ausbrüte; sie traten nur zurück, so lange mir, wie in den verflossenen paar Jahren, der Glückstern auf meiner militärischen Laufbahn leuchtete. — Ich habe auch reiflich alle Entbehrungen überdacht, die der Landbau mit sich bringt; sie schrecken mich aber von demselben nicht zurück, dagegen ist die Frage allerdings noch eine ungelöste, woher ich die Mittel

nehmen soll, um meinen Plan auszuführen. Die Lösung dieser Frage hat mich schon lange gequält und ich habe in meiner Verlegenheit deswegen auch noch mit Niemandem von der Sache gesprochen. Kaum darf ich auf Hülfe derjenigen meiner Freunde hoffen, die sich schon so beträchtlichen Verlusten mir zu liebe ausgesetzt haben; Andere werden kaum Lust bezeigen mir beizustehen und so dürfte mein Plan leicht scheitern. Nun ich werde mich, sollte dieß der Fall sein, als Mann in das Unvermeidliche schicken und muthig auf meiner einmal betretenen Laufbahn fortschreiten, auf die Gunst der Zeit hoffend.

Sei so gut, in einer müssigen Stunde über den Inhalt der vorliegenden Zeilen nachzudenken und mir vorurtheilslos und mit Deiner gewohnten Offenheit Deine Meinung über meinen Plan zu eröffnen, ohne zunächst noch mit Jemandem von der Sache zu reden, sofern Du nicht aus besondern Gründen das Gegentheil für gut findest. Selbst wenn mein Projekt weder bei Dir noch bei Andern auf Mißbilligung stoßen würde, bin ich doch ferne davon, einen übereilten Entschluß zu fassen, werde vielmehr den günstigen Augenblick zur Ausführung desselben abwarten. Lebe wohl!

S. H.

Brief Nr. 11.

An Herrn Schirmschreiber Paur.

Unweit Marienburg den 27. December 1812.

Es ist nicht lange her, daß ich zu zweifeln Ursache hatte, jemals wieder zu dem Glücke zu gelangen, mich schriftlich oder mündlich mit Ihnen unterhalten zu können; denn ich war nahe daran, den Beschwerden und dem Ungemach zu erliegen, welche alle meine physischen und moralischen Kräfte zu übersteigen drohten. Nur die Hoffnung, mein Vaterland und meine Freunde wieder zu sehen und im Vaterlande mit diesen leben und sterben zu können, vermochte mir Kraft und Muth genug zu verleihen zu dem Streben, mich einem fürchterlichen Tode oder einer schreck-

lichen Gefangenschaft zu entziehen. Ich darf mich nicht in die detaillierte Beschreibung der Leiden einlassen, welche nur so Wenige von uns überstanden haben; es wäre dieß jetzt noch nicht rathsam und ich fände auch die Worte noch nicht, die Ihnen auch nur einen annähernden Begriff von der Größe der ausgestandenen Körper- und Seelenqualen geben könnten. Es läßt sich dieß vielleicht bald in sicherer Weise als jetzt thun.

Ich zweifle sehr daran, daß Sie meinen Brief aus Orscha empfangen haben werden, weil der Kourier blos drei Tage vor der Ankunft des Kaisers in Orscha von diesem Orte abging und die Straße nach Wilna, die er einschlagen mußte, schon sehr unsicher war. Dennoch werde ich Ihnen nichts wiederholen von dem Treffen bei Polotzk am 18. Oktober, in welchem sich unsere Regimenter, und zwar besonders das meinige, so sehr zu ihrem Vortheil auszeichneten und in welchem so mancher brave Schweizer sein Leben oder seine Freiheit verlor. Unter den Gefallenen befinden sich leider auch die meisten meiner lieben Kameraden; an den Folgen seiner Wunden starb auch Kommandant Hartmann Füßli in Kovno, nachdem er noch zum französischen Reichsritter ernannt worden war.

Auch von dem ganzen unglückseligen Rückzuge werde ich Ihnen vor der Hand nichts sagen, indem ich mit den öffentlichen Nachrichten in vielen Punkten nicht übereinstimmen möchte und diesen doch, so lange ich dießseits der Weichsel bin, nicht gerne widersprechen würde. Genug, daß ich in ziemlichem Wohlbefinden hier angekommen bin und allem Anscheine nach hier auch einiger Ruhe genießen werde, da sich unser Armeekorps hier sammeln und in dieser Gegend die Winterquartiere beziehen soll. Wie Jedermann, so habe auch ich Alles verloren; es bleibt mir nichts als was ich auf dem Leibe trage. Glücklicher Weise verkaufte ich noch zu rechter Zeit drei Pferde, denen sonst ohne Zweifel das nämliche Schicksal zu Theil geworden wäre, das drei andere getroffen hat, welche ich zur Fortschaffung meines Gepäcks und kranker Soldaten behielt, und die bald darauf vor Hunger und Müdigkeit liegen blieben. Unter den erwähnten kranken Soldaten befanden sich unglücklicher Weise auch meine

zwei braven Bedienten, die mir so sehr anhänglich waren. Hätte ich nicht für meine drei Pferde etwas zu 40 Louis d'or erlöst, so wüßte ich wahrhaftig nicht, ob und wie ich mir hätte durchhelfen können!

Nunmehr muß ich ihnen einen Entschluß eröffnen, den ich allerdings ohne Ihr Vorwissen gefaßt habe und der Ihnen daher wohl unerwartet kommt, Ihnen aber doch natürlich erscheinen wird. Er geht dahin, einen Stand zu verlassen, in welchem man weder Ehre noch Menschlichkeit mehr kennt, in dem der Mensch zum Tiger werden muß. Zudem fühle ich, daß ich meine Gesundheit, so eisern sie auch zu sein scheint, sicher einbüßen würde, wenn ich noch einmal das Ueberstandene durchmachen müßte. Ich will mich überhaupt lieber allem unterziehen als länger in einer Armee dienen, bei der man die Mannszucht selbst dem Namen nach nicht mehr kennt und die man eher einer Räuberbande als einer reglierten Truppe zu vergleichen versucht wäre.

Ich bin überzeugt, daß Sie meinem Entschlusse beistimmen, ja sich über denselben freuen würden, wenn Sie nicht als Freund und Vormund über mein weiteres Fortkommen besorgt wären. Da ich indessen nicht ganz unbrauchbar bin, so hoffe ich, es werde mir die nämliche gewissenhafte Pflichterfüllung und die Thätigkeit, welche mir bisahin die Achtung und die Liebe meiner Vorgesetzten in hohem Grade zu Theil werden ließen, auch in einem andern Berufskreise von Nutzen werden. Mein Entschluß ist nicht erst von heute; ich habe ihn schon seit mehr als einem Jahre, als das Glück mir noch wohl wollte, im Innern mit mir herum getragen und nur die Gelegenheit abgewartet, um ihn auszuführen.

Ich bitte Sie, verehrter, treuer Freund, meinen Gedanken nicht von vorneherein zu verwerfen, sondern sich darüber mit meinem Bruder Heinrich in Frauenfeld zu berathschlagen, dem ich schon früher über die Sache geschrieben habe, — oder auch mit andern meiner Gönner. Ihrer Meinungs-Aeußerung sehe ich so bald als möglich entgegen.

Sobald sich Gelegenheit zeigt, werde ich Ihnen 25 bis 30 Louis d'or übersenden, theils um eine Obligation von 15 Louis d'or einzulösen, die Ihnen Herr Lieutenant Kürsner vorweisen wird, theils aber auch

um meinem Ihnen schon von Paris aus gegebenen Versprechen nachzukommen:

Ihr Ihnen stets dankbarer

Salomon Hirzel.

P. S. So eben erhalten alle Offiziere, die krank, verwundet oder ohne Truppen sind, den Befehl, nach Cüstrin zu gehen; folglich werden Sie die Güte haben, Ihre Briefe dahin zu adressieren.

Brief Nr. 12.

An Herrn Staatsschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld.

Quedlinburg den 4. Februar 1813.

Ich bat Herrn Schirmschreiber Paur in meinem letzten Briefe, die Antwort darauf nach Cüstrin zu adressieren, was er ohne Zweifel nicht lange hat anstehen lassen, um mich wieder ein Mal mit Nachrichten von sich selbst und seinen Lieben zu erfreuen. Das Verhängniß, welches seit einiger Zeit mich und meine Kameraden mit eiserner Hand drückt, hat mir auch diese Freude nicht gönnen mögen. Wir mußten nämlich wegen der starken Annäherung der Russischen Kosaken von Cüstrin schnell abreisen; wir hätten in der Festung nicht nur nichts genützt, sondern wären dort nur im Wege gewesen. Man schickte uns also von Cüstrin nach Berlin, wo wir zufälliger Weise ungeachtet strengen Verbotes zu einem Ruhetage gelangten. Der König Friedrich Wilhelm III hatte nämlich für seine Reise nach Breslau alle Postpferde in Anspruch genommen. Ich bin mit mir selbst nicht ganz zufrieden, daß ich Berlin als Königsstadt und Residenz eines der ersten Monarchen höchstens mittelmäßig gefunden habe, während ich doch für diese berühmte Stadt immer Vorliebe hegte. Wohl weiß ich, daß es Monate braucht statt eines einzigen Rasttages, um eine so ausgedehnte Stadt richtig beurtheilen zu können; dennoch fühlen wir Offiziere uns auf unser ewiges Herumziehen in der weiten Welt hin im Stande, dem ersten Anschein nach schnell und nicht

falsch urtheilen zu können. Es ist unbestreitbar, daß in Berlin die Breite der Straßen, die regelmäßige Bauart, die mit prächtigen Häusern eingefaßten Plätze dem Auge öfters imponiren; allein man findet denn doch hier nichts Außerordentliches wie der Tuilerienplatz und Garten, wie die schönen Brücken und besonders wie das Palais Royal in Paris, was Alles zusammen sich mit nichts in der Welt vergleichen läßt. Was mir am wenigsten in Berlin gefiel, ist die Todtenstille, welche in den Straßen herrscht. Wohl mögen der Krieg und die Abwesenheit des Hofes zu derselben beitragen; sie ist aber gegenüber Paris doch eine ganz außergewöhnliche. Was mir weiter auffiel, ist die Seltenheit schöner Magazine; man findet hier Vieles nicht, das man sucht, während in Paris für Geld Alles sofort zu finden ist. Am Tage meiner Ankunft besuchte ich die Oper, wo die „Vestalin" gegeben wurde; wäre ich in Paris nicht in der großen Oper gewesen, so würde ich vielleicht ganz entzückt nach Hause gekehrt sein, jedenfalls einen viel bessern Eindruck erhalten haben, als es jetzt der Fall war.

Am 24. Januar verreisten wir von Berlin und gelangten über Spandau nach Brandenburg wo wir wiederum aus Mangel an Postpferden einen Tag liegen blieben. Ich benutzte diese Zeit, um meine alten Bekannten sowohl in der Stadt selbst als in einem benachbarten Dorfe aufzusuchen, wo ich auf dem Hinmarsch nach Rußland mit meiner Kompagnie im Quartier gelegen war. Den 28. Januar erreichten wir Magdeburg, wo wir zwei Tage verweilten, in der Hoffnung, unsern seit Mai vorigen Jahres rückständigen Sold ausbezahlt zu erhalten. Unsere Hoffnung ging indessen nicht in Erfüllung. Wer von uns noch etwas Geld hatte, kaufte sich in Magdeburg Stiefel und Beinkleider, die sehr wohlfeil und gut zu haben sind. Von Magdeburg aus schickte uns der Festungskommandant nach Quedlinburg mit der Bemerkung, auf unsere außerordentlichen dem französischen Kaiser geleisteten Dienste hin sei uns Ruhe und Erholung zu gönnen. Und so befinden wir uns denn hier in Quedlinburg, 9 Offiziere und ungefähr ebenso viel Soldaten, von beiden fast alle krank oder blessiert; auf weitere Bestimmung wartend, allerdings

in der verheißenen Ruhe, von den Bürgern jedoch ziemlich schlecht genährt. Ich habe meine ganze Kompagnie bei mir; sie besteht nebst meiner Person noch aus einem Kanonier und einem Train=Unteroffizier, ist also im Ganzen noch 3 Mann stark, besitzt weder Pferde noch Fuhrwerke mehr. Unter den beiden Glücklichen, welche sich noch des Lebens und der Freiheit erfreuen von Allen, die in dem schrecklichen Feldzuge meinem Kommando anvertraut waren, befindet sich zu meinem größten Vergnügen der Soldat, dem ich schon in Spanien einst mein Leben zu danken hatte und der mir auch auf dem Rückzug aus Rußland mehr Liebes und Gutes erwiesen hat, als ich ihm je zu vergelten vermag. Beinahe ein ähnliches Lob kann ich übrigens den sämmtlichen Leuten meiner hingeschwundenen Kompagnie zollen. In der ganzen Armee gab es kaum eine schönere, sicher keine bessere als diese Kompagnie!

Obgleich ich weiß, daß man die Wahrheit höheren Ortes nicht gerne vernimmt und deßwegen auch einen ausführlichen Bericht des Feldzuges zu geben unterlasse, muß ich Dir dennoch zur Ehre unseres Regimentes mittheilen, daß von dessen Offizierskorps 46 Mann todt und gefangen, 20 blessiert und noch anwesend sind. Unter den Todten befinden sich die Bataillonskommandanten Von der Weyd von Seedorf, Schwager des Obersten Castella, und Hartmann Füßli; Castella selbst empfing zwei glücklicher Weise todte Kugeln und es wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Die andern Schweizer=Regimenter haben beinahe ebensoviel gelitten. Was uns Schweizern am meisten Ehre bringt, ist der Umstand, daß unsere Regimenter nicht nur in Folge des Elendes wie viele andere, sondern im Feuer vor dem Feinde auf ihr jetziges Nichts zusammengeschmolzen sind.

Abgesehen von heftigen Leibschmerzen, die einer Ruhr gleichen und mit häufigem Blutverlust verbunden sind, befinde ich mich wieder ziemlich wohl; das Fieber, an dem ich seit dem Eintritt in Preußen täglich litt, hat mich ganz verlassen; ebenso die Athembeschwerden, welche mich lange Zeit an jedem einiger Maßen andauernden Gehen hinderten und mich sogar dem Ersticken nahe brachten. Was mich am Meisten plagt, ist die

Ungewißheit über das Loos von Euch Allen, besonders auch über dasjenige unserer lieben Schwester Jeannette. Seit dem Monat April vergangenen Jahres habe ich keinen einzigen Eurer Briefe erhalten, was ich zwar unter den obwaltenden Umständen und bei meinem unstäten Leben leicht begreifen kann. Wenn Ihr auch die Briefe, welche Ihr von mir erhieltet, ohne Zweifel sogleich beantwortet habet, so bin ich eben nie lange genug an dem Orte geblieben, wohin Eure Briefe gerichtet waren; hernach gingen dieselben leider verloren.

Du wirst es kaum glauben, daß ich seit dem 19. Oktober 1812, dem zweiten Tage der Schlacht von Polotzk, bis zu meiner Ankunft in hier am 1. Februar 1813 nur 9 Ruhetage hatte und diese Ruhetage, wenn man sie so nennen darf, fallen alle in die Zeit seit dem 27. November d. i. seit unserer Ankunft in Marienburg. Vorher bin ich tagtäglich auf dem Marsche gewesen. Stelle Dir vor, was das zur Winterszeit bei einer Kälte von mindestens 18° Réaumur, ohne Lebensmittel, zur Nachtzeit unter freiem Himmel, oft ohne Feuer und den Feind im Nacken heißen will! Fürwahr, wenn ich daran zurück denke, was wir auszustehen hatten, so läuft es mir jetzt noch kalt über den Rücken. Es bedurfte dazu nicht nur einen eisernen Körper, sondern auch einen eisernen Muth; ohne diesen wäre jener unterlegen. Was meinst Du, was mir diesen Muth zu geben vermochte? Es war nicht Furcht, in feindliche Gefangenschaft zu fallen; wer bürgte mir dafür, daß dieses Loos später mich doch noch erwartete und daß ich, je näher der Rettung, um so weiter zurück in die Sklaverei wandern müßte. Mancher der wie ich versuchte, diesem Schicksal zu entrinnen, ist selbst nicht mehr weit von der preußischen Grenze in Feindeshand gefallen und beklagenswerther gewesen als jene, welche sich früher freiwillig gefangen gaben. Es war auch nicht die Furcht vor dem Tode, die mich zur Rettung antrieb; niemals habe ich eine Gefahr gemieden, welcher meine Pflicht mich aussetzte. Der Tod vor dem Feinde wäre übrigens als Wohlthat zu betrachten gewesen in einem Augenblicke, wo Tausend gegen Eins zu wetten war, daß man einer viel schrecklicheren Todesart, nämlich dem

Hungertode, nicht werde entgehen können. — Nein! es war einzig der Wunsch, mein Vaterland, meine Freunde wieder zu sehen, um weder das eine, noch die andern mehr zu verlassen, welcher mir den Muth gab, auch in der größten Gefahr, im äußersten Elend standhaft zu bleiben und mich ein Stück am Säbel gebratenes Pferdefleisch gut schmecken ließ. — Wird und kann dieser Wunsch in seinem ganzen Umfange erfüllt werden? Der Zweifel daran drückt mich oft darnieder. Wenn Ihr, sowohl Du als Herr Schirmschreiber Paur, meine Briefe aus Polotzk erhalten habet, so kennt Ihr diesen Wunsch schon und Ihr wisset, daß ich ihn schon lange gehegt habe. Falsche Scham und nicht ganz unbegründete Aussichten schlossen mir den Mund und hinderten mich, Euch früher mein Herz zu leeren. Schon im September 1812 war ich beinahe entschlossen, einen Stand zu verlassen, welcher mir bei näherer Kenntniß nicht mehr recht gefallen wollte; um wie viel näher muß mir ein solcher Entschluß im Februar 1813 liegen! Wie ich den Dienst verlassen kann, weiß ich schon; welchen andern Beruf ich aber ergreifen soll, um weder meiner Familie noch meinen Freunden jemals zur Last zu fallen, weiß ich nicht; vermögenslos und noch zu keinem solchen Beruf ganz tüchtig wie ich bin, ist dieß eine schwierige Aufgabe. Hätte ich Euch am 2. Januar 1806 gefolgt, statt meinen Willen durchzusetzen und in den mir in den glänzendsten Farben erscheinenden Militärdienst zu treten, so wäre meine Lage wahrscheinlich eine bessere; doch kommt die Reue zu spät und es gilt jetzt für mich zu handeln. Du kennst meine Vorliebe für die Landwirthschaft; ich verkenne nicht die vielfachen Schwierigkeiten, die sich mir dabei entgegenstellen, gebe aber die Sache noch nicht ganz auf; vielleicht hilft mir ein glücklicher Zufall zum Gelingen meines Lieblingsplanes. Uebrigens will ich nichts erzwingen, sondern stelle meine Zukunft Eurem wohlmeinenden und weisen Rathe anheim; überzeugt, daß Ihr mir diesen nicht versagen werdet. Bis ich Eure Meinung kenne, werde ich keinen entscheidenden Schritt thun; nur bitte ich Euch, mich gütigst dieselbe bald wissen zu lassen.

Nachschrift vom 5. Februar 1813.

Das, woran ich nicht zweifelte, geschieht nun. Auch hier sollen wir nämlich noch keine Ruhe finden, sondern erhalten soeben den Befehl, nach Erfurt abzureisen. Wenn Du allenfalls Lust zu einem schönen Pferd und 30 bis 40 Louis d'or zur Verfügung haben solltest, so kannst Du mir schreiben und das Geld schicken; der Transport würde nichts kosten, da ich täglich zu zwei Pferde-Rationen berechtigt bin.

Antworte mir doch bald und adressiere Deinen Brief poste restante nach Erfurt; im Falle ich von dort wieder verreisen müßte, bevor Dein Brief ankommt, so würde ich die nöthigen Anstalten treffen, um ihn dennoch zu erhalten.

Lebe wohl, mein Lieber, grüße mir tausend Mal alle meine Freunde in den Kantonen Zürich, Thurgau und Schaffhausen. Dein treuer Bruder

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 13.

An denselben.

Lauterburg im Elsaß den 28. April 1813.

Du wirst finden, daß ich etwas spät auf Deinen so lange gewünschten Brief vom 22. Februar antworte und Mancher, der mich weniger als Du kennen würde, möchte versucht sein, dieses lange Stillschweigen meiner Nachlässigkeit oder Trägheit zu zu schreiben; jedoch glaube ich Dich versichern zu dürfen, daß mancher Staatsminister nicht mit mehr Geschäften beladen ist, als ich es seit den ersten Tagen meiner Ankunft in Lauterburg gewesen bin. Was mich ferner und eigentlich noch mehr abhielt Dir zu schreiben, war der Wunsch, Dir den Bescheid der Militärbehörde auf den von mir gewünschten Urlaub für Herstellung meiner Gesundheit mittheilen zu können; vergeblich warte ich jeden Posttag auf die Bewilligung meines Gesuches.

Für Deine herzlichen Glückwünsche zu meiner Rettung danke ich Dir auf's Innigste und bin überzeugt, daß, hätte ich sie auch nicht in Deinem Briefe gelesen, sie dennoch in Deinem Herzen geschrieben ständen. Sei überzeugt, daß ich das Glück zu schätzen weiß, Geschwister und Freunde zu haben, die den armen, unglücklichen Bruder und Freund, der weder befördert noch mit einem Ordensband geschmückt worden ist, wieder in ihre Mitte zurück wünschen. Ich habe zwar das Bewußtsein, ein glänzenderes Loos verdient zu haben, als das mir zugefallene, sofern wenigstens pünktliche und redliche Pflichterfüllung, Standhaftigkeit im größtmöglichen Elende und Muth in immerwährender Gefahr zu solch' einem glänzenderen Loose berechtigen. Als einer der ältesten Lieutenants beim Regiment könnte ich bei der günstigen Stimmung meiner Vorgesetzten auf Beförderung rechnen; die Reduktion der 4 Regimenter auf ebensoviel Bataillone schließt nun aber jede Möglichkeit einer solchen Beförderung aus. Daraus, daß ich mich auf dem unglücklichen Rückzuge der Armee allen denkbaren Beschwerden und Gefahren blosgestellt habe, erwächst mir kein Vortheil, weil die Generale, unter deren Befehlen ich stand, sowie ihre Nachfolger im Kommando tod oder gefangen sind, so daß von dieser Seite nichts für mich zu hoffen ist.

Eben so wenig darf ich von Seite meines Regimentes etwas erwarten, indem ich nur am 18. Oktober, d. i. in der zweiten Schlacht von Polotzk mit ihm den Feind bekämpfte, später aber nicht einmal mehr mit ihm zur nämlichen Armee zählte, weil ich zur unglücklichen großen Armee stoßen mußte, um mit meinen Geschützen der Arrièrre Garde zugetheilt zu werden. Begreiflicher Weise werden die 16 Ordenskreuze, die der Kaiser meinem Regimente gibt, nur denen verliehen, welche sich bei letzterem selbst auszeichneten. Eine Dekoration wäre mir sehr erwünscht gewesen, weniger aus Eitelkeit, um ein rothes Bändchen im Knopfloch tragen zu können als um der Freude willen, die ich dadurch meiner Familie und meinen Freunden bereitet hätte. Auch in weitern Kreisen würde ein solches Ehrenzeichen mir Achtung erworben und in manchen Fällen auch als Rekommandation gebient haben.

Mein Plan, mich der Landökonomie zu widmen, scheint Euch nicht recht zu gefallen; da ich annehmen muß, daß Ihr triftige Gründe dagegen haben werdet, beharre ich nicht auf demselben; halte dagegen fest an meinem Entschluße, meinen jetzigen Stand zu verlassen; insofern dieß irgendwie möglich ist, ohne daß ich nachher Jemandem zur Last falle. Wie du wissen wirst, hatte Herr Schirmschreiber Paur die Güte, sich bei den Herrn Zeugherr Breitinger und Oberst Ziegler für die Stelle eines Instruktors der Zürcherischen Artillerie zu meinen Handen zu verwenden; bei dem Mißgeschick, das mich verfolgt, besorge ich aber, meinen Abschied aus französischem Dienste so lange anstehen zu sehen, bis jene Stelle vergeben ist. Außerdem hege ich Zweifel daran, derselben gewachsen zu sein; wenn es auch gegenwärtig kaum einen bessern Artilleristen in Zürich geben mag als ich es nach den in Rußland gemachten Erfahrungen bin, so weiß ich doch nicht, ob meine theoretischen Kenntnisse den Forderungen entsprechen, die man stellt. Sollte es sich um einen einfachen Drillmeister handeln, dessen einziges Bemühen dahin zu gehen hat, täglich die nämliche Litanei herzusagen und sich von dem halben Dutzend Menschen, die man immer zu ermüden genöthigt ist, verwünschen zu lassen, so gestehe ich, daß eine solche Stelle mir nicht zusagt und daß nur die dringendste Noth mich zu deren Annahme bewegen könnte. Beabsichtigt man dagegen die Errichtung einer Art von Artillerieschule, zu deren theoretischer und praktischer Leitung ich bestimmt wäre, so würde ich mir mit Freuden alle Mühe geben, den Erwartungen der Behörden zu entsprechen. Ich zweifle indessen daran, daß dies der Fall sein wird, weil man auf solche Dinge bei uns große Summen weder verwenden will noch kann. Ob unsere Regierungen in der Schweiz hierin das Richtige treffen, steht mir zu beurtheilen nicht an. Wie gesagt gebe ich mich nicht für einen fertigen Artillerie-Offizier aus; denn wenn ich auch einige Kenntnisse in der Artillerie-Wissenschaft besitze, so mangeln mir vielleicht andere Zweige derselben, welche von Leuten, die den Krieg nur im Zimmer führen, höher gehalten werden als die Kenntniß dessen, das zum Ausgang einer Schlacht beiträgt. — Ich gestehe, daß ich vom

Militärstande in der Schweiz für mein Fortkommen keine großen Hoffnungen hege, wird derselbe doch von den jungen Leuten gewöhnlich nur als ein Mittel zur Belustigung, von deren Eltern als das Grab aller guten Sitte angesehen und halten doch die Regierungen die Militär-Ausgaben für mehr oder minder überflüssig! Meine Meinung geht allerdings dahin, daß man auf richtige Art mit geringen Mehrkosten zu einem weit höhern Ziele gelangen könnte. Da ich also kaum hoffen darf, in meinem Vaterlande eine Anstellung als Militär zu finden, so suche ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, einen andern Beruf zu ergreifen, am Liebsten einen solchen, der irgendwie mit der Mathematik zu thun hätte. Sollte sich gar nichts für mich finden, so mag der liebe Gott meine enge Brust nur wieder hinlänglich erweitern, um in Seinem Namen nach Ablauf meines Urlaubs im Vaterland wieder dahin zu gehen, woher ich gekommen bin.

Meine hiesige Lage wird bald eine unangenehme werden; die wenigen meiner Kameraden die sich noch hier befinden und wie ich so glücklich gewesen sind, dem Tode oder der Gefangenschaft zu entgehen, werden nun Alle verreisen, um sich auf's Neue fragliche Lorbeeren und leere Mantelsäcke zu erkämpfen, oder aber um in Bädern von ihren Wunden zu genesen. Was den Reiz unseres hiesigen Garnisonsortes betrifft, so ist er nicht einmal mit demjenigen Frauenfeld's zu vergleichen; in letzterem ist viel angenehmer zu leben; es ist sogar noch größer als Lauterburg; Du kannst daraus einen Schluß auf die Annehmlichkeit meines gegenwärtigen Aufenthaltes ziehen. Bis jetzt wurde mir zwar täglich das Vergnügen zu Theil, reiten zu können; nun hat aber der Besitzer des Pferdes seine Ernennung zum Adjutanten des Obersten von Castella erhalten, so daß ich jenen Genuß bald missen muß.

Noch bleibt mir übrig, Dich wissen zu lassen, worin die großen Geschäfte bestehen, über deren Last ich im Eingange meines Briefes Klage führe. Ich kommandiere nämlich eine Kompagnie von hundert und etlichen Mann, die alle an Krücken gehen und künftigen Monat insgesammt in's Bad verreisen werden. Dieses Kommando ist unstreitig

ein ebenso mühevolles als undankbares, indem die Leute alle von den Kriegsbataillonen herkommen, ihre sämmtlichen Rechnungen und Effekten verloren haben, und mir nun obliegt, jeden von ihnen wieder damit zu versorgen.

Grüße mir herzlich unsern Bruder Hans und seine Familie; es wundert mich, ob er meinen Brief aus Polotzk vom Monat September vorigen Jahres erhalten hat? — Daß sich auch die fröhlichen Gesellschafter in Frauenfeld noch meiner erinnern, freut mich sehr; sie werden erstaunt sein zu hören, daß ich seit meiner Zurückkunft aus Rußland nur einen Schoppen Wein zum Mittagessen trinke, wenig mehr rauche und selten in's Wirthshaus gehe und zwar alles Dieses ohne verliebt zu sein. Bitte richte meine Empfehlungen an die Herren aus.

Tausend Grüße auch an meine übrigen Lieben.

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 14.

An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.

Lauterburg den 5. Juli 1813.

Es thut mir äußerst leid, durch unglückliche Umstände genöthigt zu sein, eine Bitte an Sie zu richten, deren Gewährung Ihnen Verdruß und Sorgen zuziehen muß, während das Gegentheil Sie bei Ihrer Freundschaft für mich ebenso sehr schmerzen als mich selbst beunruhigen würde.

Sie erinnern sich ohne Zweifel meines Briefes vom Ende des verflossenen Jahres aus der Gegend von Marienburg, in welchem ich Ihnen versprach, Ihnen mit erster Gelegenheit 25 bis 30 Louis d'or zu schicken. Damals wäre ich im Stande gewesen, dieß zu thun; die 300 Stunden betragende Reise von Marienburg bis hieher hat anfänglich meine Kameraden und mich oft genöthigt, aus Mangel an Requisitionspferden mit der Post zu fahren, um den Kosaken zu entwischen. Dieß und der Um-

stand, daß ich auf dieser Reise kaum eine gesunde Stunde hatte, verursachte Mehrkosten; dann bekenne ich auch freimüthig, daß die frohe Aussicht, bald in den Hafen der Ruhe zu gelangen, uns verleitet hat, hie und da einen Thaler mehr auszugeben, als eine genaue Rechnung ertragen hätte. Hier angekommeu, trug ich mein ganzes Gepäck auf dem Leibe, dazu noch in schlechtem Zustande, so daß ich gezwungen war, mich sogleich neu zu kleiden; darüber ging der Sold für die paar Monate, welchen ich zu fordern hatte wieder verloren. Der unvernünftigen Ordre, nach der Rückkehr aus dem Felde sich wieder eine neue große Uniform anzuschaffen, widersetzten wir uns vergeblich; unser Oberst drohte uns, im Weigerungsfalle dem Kriegsminister darüber Rapport zu erstatten. Als unnöthig könnte man strenge genommen auch einige Ausgaben bezeichnen, die man zur Bewillkommnung eines verloren geglaubten und wieder gefundenen Kameraden machte; sie sind zwar nicht von Bedeutung, aber schließlich summiert sich Alles höher als man glaubt.

Mit dem Allem wäre ich nicht genöthig, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen und Sie um Hülfe zu ersuchen, wenn mich nicht eine lange Krankheit hier in Lauterburg befallen hätte, die, wie ich hoffen darf, nun bald überstanden sein wird, aber mich unsäglich viel kostet. Während vierzehn Tagen hat mich der Arzt täglich drei Male besucht und auch einige Nächte bei mir zugebracht; der Apotheker will für seine Arzneien, worunter 7 Unzen Chinarinde, auch bezahlt sein; ebenso meine Hauswirthin für ein ihr verdorbenes Bett. Rechne ich Alles zusammen, so komme ich annähernd auf 25 Louis d'or, und diese Summe möchte ich mir von Ihnen, sofern es Ihnen möglich ist, in einem Wechsel auf Straßburg erbitten.

Nachdem ich Ihnen offenherzig die Wahrheit dargelegt habe, füge ich keine weitern Entschuldigungen bei; ich weiß bei Ihrer Güte gegen mich, daß Sie mir entsprechen werden, wenn Sie es können.

Ihr Ihnen ewig verbundener

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 15.

An denselben.

Lauterburg den 26. Juli 1813.

Meinem Versprechen zufolge ergreife ich die Feder, um Ihnen zu bestätigen, daß ich heute in acht Tagen in Baden eintreffen und wahrscheinlich in der Waag, vielleicht auch im Staadhof absteigen werde. Da ich vollkommen hergestellt bin und mich weiter nichts hier zurückhält, werde ich den 28. dß, also übermorgen, die so lange ersehnte Reise nach der Heimat antreten. In der freudigen Hoffnung, Sie und Ihre liebe Familie bald umarmen zu können, bleibe ich Ihr ergebenster

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 16.

An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.

Nyon, den 30. April 1815.

Es scheint, daß Ihre verehrte Frau das Billet, welches ich ihr von Lenzburg aus am 20. März übersandt habe, nicht erhalten hat; denn so viel ich von dem mit meinen Geschäften beauftragten Herrn Pestalozzi [1]) in Bern höre, ist ihm nichts von dem, was ich mir darin erbeten habe, zugekommen. Ich ersuchte Frau Schirmschreiber nämlich um zwei Bücher, welche ich indessen gegenwärtig bei meinem beständigen Herumziehen leicht entbehren kann. Ich bereise in Folge des von Sr. Exzellenz Hrn. General v. Bachmann erhaltenen Auftrages die ganze Linie von Genf bis nach Basel, um alles im Felde stehende Materielle zu inspizieren und zu schätzen. Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß mir

[1]) Hans Conrad Pestalozzi von Zürich, geb. 1784, Banquier in Bern, ältester Bruder des bekannten Ingenieurs Oberst Heinrich Pestalozzi vom eidgenössischen Quartiermeister-Stab.

dieser unter andern Umständen so erwünschte Auftrag und die damit verbundene Reise gegenwärtig sehr unangenehm sind. Alles, was ich sehe, erfüllt mich wechselsweise mit Besorgniß und mit Wehmut für mein Vaterland, zuweilen wohl auch mit Entrüstung. Ein weiterer Auftrag kommt für mich hinzu, derjenige nämlich, den Jura nach seiner artilleristischen Seite zu studieren. Die letzten drei Tagereisen legte ich fast immer im Schnee zurück und zwar so, daß mir meine Ohren völlig zufroren. Mein Geschäft ist also für mein körperliches Behagen keineswegs angenehm, abgesehen davon, daß ich bei Betreibung desselben auf traurige Wahrnehmungen stoße und in dieser Beziehung oft in peinliche Lage gerathe. Was mir die Sache erträglicher macht, ist die Wichtigkeit meiner Aufgabe; je größer die Unordnung ist, die im Ganzen herrscht, desto nützlicher und nothwendiger ist die mir überbundene Schätzung der Entschädigung für den Minderwert oder Verlust am Materiellen, der den einzelnen Kantonen in Folge des Feldzuges erwächst.

Meine Ansicht über unsere Lage will ich, da Sie von Anfang an die Sache minder schwarz ansahen als ich, nur kurz dahin zusammen fassen, daß man sich zu mehr als noch einmal so großen Opfern entschließen muß, als die bisher gebrachten sind, um auf einen glücklichen Erfolg hoffen zu können. Dabei setze ich allerseits reinen, ächten Schweizersinn und vollkommene Eintracht voraus, sowie rücksichtlich der Kommandirenden geradezu Wunder vom Himmel. Ich habe mich mit eigenen Augen überzeugt, daß so wie man jetzt Krieg führt, unsere Westgrenze unmöglich vertheidigt werden kann. Nun aber könnte man im Falle eines Angriffes von Seite Frankreichs auf einen großen Teil der Waadtländer nicht nur nicht rechnen, sondern müßte sogar Schlimmes besorgen. Es gibt selbst unter unsern zürcherischen Kantonsbürgern solche, die zur Unehre des Staates Epauletten tragen, welche aber niederträchtig genug sind, die Soldaten zu bearbeiten, sich zu weigern die Grenze zu überschreiten. Ich kenne einige von ihnen persönlich. „O der Schmach!“

So gerne ich Ihnen noch über Manches schreiben möchte, muß ich doch abbrechen. Meine achttägige, ziemlich beschwerliche Reise hat mich

ermüdet; ein falscher Alarm in der verflossenen Nacht ließ mich nicht zu der gehofften Ruhe kommen und so muß ich diese jetzt suchen, um morgen in der Frühe meine Reise nach Genf mit frischen Kräften fortsetzen zu können.

Zur Beruhigung meiner Schwester Jeannette füge ich bei, daß mir meine Reisekosten vergütet werden und daß ich auf Abrechnung bereits 20 Louis d'or erhalten habe. — Briefe für mich bitte ich fortwährend an Herrn Pestalozzi in Bern zu adressiren.

Viele Grüße an die lieben Ihrigen, welche sich hoffentlich Alle wohl befinden.

Ihr Freund:

S. Hirzel.

Brief Nr. 17.

An Herrn Staatsschreiber Hirzel in Frauenfeld.

Le Vallaronon im Jura den 20. Juli 1815.

Dein wertes Schreiben vom 10. dieß ist mir in der Wildniß, worin ich seit einigen Tagen lebe, äußerst willkommen und ich danke Dir herzlich dafür; es freut mich auch zu hören, daß Ihr mir mein etwas langes Stillschweigen gerne verzeiht. Ich will nicht behaupten, daß es mir unmöglich gewesen wäre, dasselbe früher und wiederholt zu unterbrechen; gewiß hätte es aber nicht geschehen können, ohne mich dem Dienste oder der mir sparsam zugemessenen und doch unentbehrlichen Ruhe zu entziehen.

Deine philosophischen Auslassungen über Frankreich und über dessen Beherrscher, der nun hoffentlich für immer gefallen ist, las ich mit Vergnügen; ebenso richtig mögen diejenigen über unser Vaterland sein. Wenn in diesem eine Krisis unvermeidlich ist, so ist es wohl besser, wenn sie nicht mehr lange ausbleibt und entscheidend wirkt.

Um auf Deine Frage, warum ich von der Tagsatzung noch nicht brevetiert worden sei, befriedigend antworten zu können, schrieb ich sogleich

nach Empfang Deines Briefes an Herrn Oberst von Luternau in dieser Angelegenheit. So eben erhalte ich seine Antwort, die dahin geht, Se. Excellenz der General sei bei der Tagsatzung noch um keine Brevets eingekommen, aus Besorgniß, die bedeutende Zahl von Artillerie-Stabs-offizieren möchte Aufsehen erregen. Schon zur Zeit als davon die Rede war, mir das Kommando der Artillerie einer Armee-Division zu übertragen, lag es in dem Plane des Obersten von Luternau, mir ein Osterstlieutentant-Brevet zu verschaffen; ich verbat mir aber damals seine dießfällige Bemühung aus guten Gründen. Seitdem hatte ich Gott sei Dank Gelegenheit, unserm Vaterlande wesentlichen Dienst zu leisten und so darzuthun, daß ich zur Bekleidung höherer Militärstellen in Zukunft nicht unwürdig sein dürfte. In Friedenszeit möchte es mir schwer fallen, selbst nach Erwerbung der nöthigen Kenntnisse und Erreichung eines reifern Alters auf einen Grad zu avancieren, der meinen Wirkungskreis zu einem ausgedehnteren machen und mir ermöglichen könnte, im Militärwesen noch mehr Gutes als bisher zu leisten. Aus diesem Grunde würde ich keine Schwierigkeiten mehr machen, gerade jetzt, wo es ohne Nachteil geschehen kann, anticipando einen höhern Grad anzunehmen. Auch in einem solchen fühle ich mich vor wie nach als Schuldner gegenüber meinem Vaterlande. Daran wird jedenfalls der Umstand nichts ändern, ob ich als Oberstlieutenant Epauletten à gros bouillons trage oder aber nicht. Meine Abneigung gegen den Soldatenstand hat auf Alles hin, was ich im Russischen Kriege erlebt habe, keineswegs abgenommen, wächst im Gegentheil mit jedem Tage; es schließt aber dieß nicht aus, daß ich mich sehr gerne der Militär-Wissenschaft widmen würde, sofern ich mich dadurch dem Vaterland nützlich erweisen und mein Brod finden könnte.

Ueber Politik mag ich Dir nicht schreiben; ich weiß davon übrigens auch nicht viel; wir wünschen allgemein, das Land, in dem wir uns befinden, bald verlassen zu können, spielen wir doch hier eigentlich keine würdige Rolle!

Solltest Du Lust bekommen, mich in unserm dermaligen Hauptquartier zu besuchen, so bitte ich Dich, die nothwendigsten Nahrungsmittel zu Deinem Unterhalte mitzubringen; Du könntest sonst um so eher merklich vom Fleische fallen, als Du Dein Bett mit zahllosen Blutsaugern theilen müßtest.

Zu meinem Leidwesen habe ich Ursache, mit dem Erfolg der vierwöchentlichen Kur, welcher sich mein Gaul in Bern unterziehen mußte, keineswegs so zufrieden zu sein, wie es der behandelnde Pferdarzt in Bern war; schon in Basel mußte ich mit Schmieren und Waschen von Neuem beginnen, glücklicher Weise nicht ohne Erfolg. Die Geschwulst wird zwar nie mehr völlig vergehen, ist aber von Jemandem, der nichts davon weiß, kaum mehr wahrzunehmen.

Grüße mir alle meine Freunde und lebe recht wohl!

Dein treuer Bruder

Salomon Hirzel.



Noch Einiges von und über den Apostel der Geniezeit
Christof Kaufmann von Winterthur.

Ueber das Verhältniß, in welchem Isaak Iselin von Basel und Christof Kaufmann zu einander gestanden, haben die Ephemeriden der Menschheit, Schmohls Urne Johann Jakob Mochels, desselben Reliquien Mochels und zuletzt zusammenfassend Heinrich Düntzer in seiner Kaufmannbiographie Bericht erstattet. Nicht so erschöpfend, daß, nachdem Herr J. Iselin-Bischof in Basel die hinterlassene Korrespondenz seines Ahnherrn der litterarischen Benutzung zugänglich gemacht, nicht noch das eine oder andere zur Klärung und Ergänzung beigebracht werden kann. Das geschieht in den folgenden Mittheilungen. Sämmtliche Briefe Kaufmanns an Iselin sind uns nicht erhalten worden, was aus der Anführung in Mochels Urne S. 139, wenn sie anders genau ist, sich sofort ergibt. Daß Kaufmann auch als Dichter sich bethätigt, ist meines Wissens bisher nicht bekannt gewesen. Das Stück, welches hier den Briefen folgt (Nr. X), zeigt ihn also von einer neuen Seite. Auch darin freilich erscheint die Gestalt des Mannes, der bei erstaunlich geringer Leistungsfähigkeit große Erwartungen wachzurufen und eine Zeit lang zu erhalten wußte, bis die Wundererscheinung dann wie farbiger Wellenschaum zerplatzte. Die Sturm- und Drangperiode hat mehr derartige Phänomene erzeugt und vernichtet.

Man wird es mir schwerlich verdenken, wenn ich weiterhin in Nr. XI noch eine längere Stelle aus dem Brief anreihe, welchen Johann Rudolf Sulzer, V. D. M., „in der Rektorei" zu Winterthur, durch seine 1777 geschriebenen „Brelocken an's Allerley der

Groß= und Kleinmänner" in der Litteratur bekannt, am 9. Nov. 1779 als Antwort auf eine Anfrage Iselins bezüglich der damaligen Lage Kaufmanns geschrieben hat. Schon in den Brelocken war hin und wieder von dem Genieapostel die Rede; hier wird uns sein Portrait unverschleiert vor Augen gestellt.

I.

S. T.

Morgen um 1 Uhr.

Durch Ihre freundschaftliche Zuneigung ganz ins Feür gebracht hätten wir unmöglich den Schlaf genießen können — Wir giengen also an die Cultur unserer Mißgeburt [1]), und haben nun daran gekünstelt, was wir armme schwache Geschöpfe nur immer könnten — ob es aber viel genüzt? können wir nicht entscheiden —

Wir wagen es jezt, sie Ihnen zu übergeben; zugleich aber bitten wir Sie Theürster Gönner! damit so zu verfahren wie Sie für gut finden —

---

[1]) Drei junge Straßburger, Johann Friedrich Simon, Johann Schweighäuser (beide sind später, nachdem sie bei Basedow die Erkenntniß des Guten und Bösen erhalten, tüchtige, um ihre Vaterstadt verdiente Erzieher geworden) und Johann Ehrmann, hatten mit Christof Kaufmann von Winterthur, der damals in Straßburg als Apothekergehülfe sich bethätigte, einen pädagogischen Bruderbund geschlossen und die Art und Weise, wie sie an der heilsbedürftigen Menschheit ihre menschenfreundlichen Pläne zur Ausführung bringen wollten, in einem längeren Aufsatz beschrieben. Isaak Iselin von Basel, ein damals wegen seiner auf eine Regeneration der Zustände abzielenden Schriften inner= und außerhalb der Schweiz (er war einer der Grüder der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach) mit Recht gefeierter Mann, war mit den Absichten der Viere bekannt geworden und hatte bei der Vorbereitung ihres litterarischen Erstlingswerkes für den Druck Rath und Beistand versprochen. Dasselbe erschien, von ihm herausgegeben, im Jahre 1775 unter dem Titel „Philanthropische Aussichten redlicher Jünglinge". Lavater nahm an der Publikation Anstoß, weil „die jungen Leute sich als künftige Erzieher schon itzt angekündigt, ihre Personen so früh ausgestellt haben". (An Iselin d. d. 20. November 1775.)

Herr Schweighäuser wird künftigen Mitwoch die Freiheit nehmen, und bei Ihnen anfragen, ob er den Aufsaz druken soll? wenn es geschehen soll, so wird er in 10 oder 14 Tagen fertig sein; nur getraut er sich nicht, wenn der Aufsatz seine Correktur paßirt, ihn gelten zu lassen. — Wünschen — aber zu bitten unterstehen wir uns nicht, daß sie auch noch einen Blik mit ihrem critischen Auge auf unsere unter der Presse vielleicht ganz ersterbende Mißgeburt werffen —

Meine Freunde haben das erste mal das Glük genoßen in dem Umgang eines Mannes zu sein deßen erhabner freier Geist und sein von wahrer Menschenliebe volles Herz uns ewig gleich schäzbar sein soll — Sie werden also mir leicht glauben daß ich [1]) nicht fähig bin dasjennige ausdrüken was meine Freunde für Sie bester der Menschen an hochachtungsvoller Dankbarkeit und reinem Gehorsam fühlen —

---

1) Zinngießer Daniel Weber von Zürich, später Amtmann zu Rüti (1751—1828) hatte am 30. August dem Iselin den „fleißigen, geschickten" Kaufmann empfohlen, „den würdigen Bruder unsers schäzbaren Schinznachischen Freundes, Herrn Rathssubstitut in Winterthur". „Er hat sich einige Zeit in Straßburg aufgehalten und daselbst mit rühmlichem Fleiß einigen Wissenschaften obgelegen; nun wünschte er bey seinem Aufenthalt in Basel Ihre erleuchtete tiefe Einsichten und patriotische Gesinnungen benuzen und Ihren weisen Rath über eine Sache von Wichtigkeit sich ausbilden zu können." Im September befand sich Kaufmann bei Iselin auf dessen Landgütchen Mayenfels. „Hieher ist ein ganz besonderer Jüngling mit mir gekommen, der in den Gedanken stehet, er könne einige Funken aus mir ziehen und der mich beständig elektrisirt sobald er meiner nur habhaft wird.... Ein ganz außerordentliches Genie, weit aussehend in seinen Entwürfen wie Basedow, feurig wie Lavater, kühn und dahinreißend wie Meyer [ein Luzerner, Mitglied der helvetischen Gesellschaft].... Die moralischen Angelegenheiten der Menschen sind die Gegenstände seiner Nachforschungen und seiner Entwürfe, und er ist nicht einzeln. Er hat in Straßburg noch drey Freunde, die alle von seinem Geiste beseelt sind. Muthige Kämpfer, die sich vorbereiten, in acht oder zehn Jahren der Unwissenheit und der Verderbnis große Siege abzugewinnen — und von denen wir es erwarten können, wenn nicht Uebereilung und allzugroße Zuversicht machen, daß es ihnen geht, wie den Spaniern vor Algier." (Iselin an Salomon Hirzel d. d. 22. September 1775.)

Mein gröstes Vergnügen wird allezeit darin bestehen, mich Ihrer liebevoller Gewogenheit würdig zumachen.

Ihr verpflichter und gehorsamer

Kaufmann.

Früh um 4 Uhr

N. S. Endlich habe ich Ihren Brief an Herrn Schlosser aus dem Bureau Kleindorfs [1]) erhalten Dankbarkeit und Schaam erfüllen mein Herz —

II.

Ich bitte ergebenst diesem Bedienten zu sagen wer die Paquet in 3 König [2]) abgenohmmen? es will Niemand etwas davon wißen — und ich muß sie doch Morgen früh haben — Leben Sie wohl Bester der Menschen — Leben Sie immer einzig in Ihrer Fammillien vergnügt und glüklich —

Nur In Ihnnen lebt glüklich

Ihr redlichster und ergebst

Kaufmann.

---

[1]) Name des Gastwirthes von Schinznach, wo die Helvetische Gesellschaft im Mai 1775 ihre Jahresversammlung abgehalten hatte. Johann Georg Schlosser, der Schwager Goethes, damals in Emmendingen als Beamter angestellt, ein Jünger Rousseau's, stand dem jungen Kaufmann rathend zur Seite. Seine Vorschriften deckten sich freilich nicht überall mit denjenigen Iselins. (Das Genauere in Kehrs Pädagogischen Blättern, Bd. XVII, Seite 424 ff.)

[2]) Der bekannte Gasthof in Basel. „Sie werden ohne Zweifel schon einen neuen Vorschlag erhalten haben, den ich auf Ersuchen seines Verfassers zum Druck befördert habe. Er ist mir durch den jungen Mann von Winterthur übergeben worden, von dem ich Ihnen letzthin geredet habe. Dieser Jüngling verspricht etwas recht großes zu werden, wenn sein Enthusiasmus ihn nicht allzufrüh entkräftet." (Iselin an Salomon Hirzel, d. d. 4. November 1775.)

N. S. Ein Gedanken muß ich noch sagen — vielleicht machts mir Erleichterung? Der Schmerz, (in meinem ganzen Hiersein die zärtlichste Gattin, sorgfältigste Mutter — und gefällige Freündin nicht zu sehen) ist verzweifelt stark — der Himmel weiß wie heftig — O Gott laße sie geneßen![1]) Auch ich hoffe in Zukunft noch Genuß davon —

III.

Erlauben Sie Verehrungswürdiger wohlthätiger Freund! daß ich auch noch wenige Worte zu meiner Erquikung an Sie schreiben darf, ehe ich in den Schoos meiner Famillien eile? Wie glüklich war ich noch, wie gesegnet die Stunden, die bei Schloßern[2]) zubrachte! O mein

---

[1]) Im nämlichen Briefe an Hirzel referirt Iselin, seine Frau sei „vor ungefähr zehn Tagen beynahe auf den Tod krank" gewesen; jezt erhole sie sich wieder.

[2]) Düntzer (Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit, S. 23) meint, Kaufmann sei „vielleicht auf Iselins Rath" zu Schlosser geeilt, wie er ebendaselbst S. 19 behauptet, es finde sich 1774 noch keine Spur einer Bekanntschaft zwischen Kaufmann und Lavater. Allein bereits am 14. April 1772 hatte Schlosser an Lavater gemeldet, Kaufmann habe ihm Lavaters Portrait überbracht. In dem Briefe, dessen Kenntniß ich der Güte des Herrn Antistes Finsler in Zürich verdanke, heißt es dann mit Bezug auf den Ueberbringer: „Mit Vergnügen habe ich Ihrem Freund alle mir möglichen Dienste angeboten, und es ist mir leid daß er mir keine Gelegenheit dazu eröfnet hat. Es ist Schade, daß Ihre Herren Landsleute so spat aus ihrem Vaterland kommen. Die meisten scheinen nur für eine Stadt gebildet zu seyn, und es gehört viel dazu, bis sie ihren Gesichtskreis erweitern. — Doch es geht bei uns nicht besser." — — Mit unserem Briefe will im fernern Düntzers Angabe nicht stimmen (Seite 21), wonach Kaufmann sich am 11. September in Schaffhausen befunden hätte. Stände statt des Septembers der November, so wäre für mich mancher Zweifel in Düntzers Referat, soweit es die Aufeinanderfolge der Thatsachen betrifft, gehoben. Am 20. November 1775 schrieb G. von Mandach von Schaffhausen aus an Iselin: er danke ihm „für die Gelegenheit, den wackern Herren Kaufmann kennen zu lehrnen, er hat uns allen unendlich viel vergnügen gemacht, und ich hätte nur gewünscht Ihme seinen aufenthalt bey uns so angenemm zu machen, als ein Genie von seiner art es wohl verdiente. er ist 5 Tag bey uns gewesen, die uns wie so viele Stunden verfloßen sind, die Lebhafftigkeit seines Geistes

bester Freund! unmöglich kann ich Ihnen den Nuzen schilderen, den ich empfinde — Vor 8 Tagen glaubte ich in meinen Ideen Mann zu sein — nun fühle ich daß ich noch ein Bub bin — Meine Seele ist falsch gestimmt — überspannt — ich zweifle, ob sie noch in Ordnung zu bringen ist — wenn nicht Iselin, Lavater (mehr fürs Herz) und Schloßer dieser armmen Seele helffen — Doch ich selbst will mir alle Mühe geben, zu versuchen ob ich noch fähig bin, den Menschen wie er ist und wie er sein soll kennen zu lernen — alle seine Situationen zu untersuchen — Ists nicht möglich, so will ich als ein ehrlicher Kerl nicht in Tag hinein handlen — denn kann ich mein warmmes schmachtendes Menschenherz, von dem Beruf Menschen zu reformiren befreien —

Fühlen Sie nicht schon aus diesen wenigen Zügen, daß der liebe penetrante Schloßer kräftige Arzneien (oder vielmehr ein herrliches Temperir Pulver) für meine Reformations Hize gehabt?[1]) Ja das hat er

---

findet immer Mittel genug, die Zeit auf die angenehmste und edelste Art zu verkürzen. er hat durch seine edle Denkungsart, und durch die Wärme und naivitaet, wormit er sie anderen mitzutheilen wußte, unsere dames ganz für Ihne eingenohmen, daß wenigstens meine Frau und meine Schwägerin im Thurn (Düntzer S. 21 und 30) ihne nicht ohne rührung verlaßen konnten. Ob ich aber so ganz nach seinem Wunsche mit seiner Seele Sympatisirte, darfür wollte ich eben nicht gut stehen, mich dünkt, er läßt sich offt von der Stärke seiner Empfindung hinreißen, und seine Idéen scheinen mir in manchen Sachen zimlich überspannt zu seyn, so ein rechtschaffnes Herz als dabey zum Grunde ligt, so daß es mir für Ihne überaus wichtig ist, daß er Sie, mein verehrungswürdigster Gönner zum Freund hat. und es ist ein Glück für Ihne, wenn er sich von einem Manne, der mehr Erfahrung und kälteres Nachdenken als er hat, leiten läßt. ich weiß nicht, wie er seinen Philanthropischen Plan wird ausführen können, so sehr ich es Ihme wünschte .... ich wünschte Herrn Kaufmann von ganzer Seele ein Glück und für sein warmes gefühlvolles Herz einen Würkungskreiß, der der Lebhafftigkeit und stärke seines Geistes angemeßen ist." G. v. Mandach war Mitglied der helvetischen Gesellschaft.

[1]) Düntzer S. 28 ff. Schlossers Briefe an Iselin sind verloren. Am 20. November 1775 schrieb Lavater an Iselin: „Ihr Plan oder Ihre Anweisung für Hrn. Kaufmann ist vortrefflich. Ich habe sie mit zwo Zeilen bestäthigt. Richter können Sie seyn, mein Lieber, denn gelernt hab' ich und bezahlt, daß ich Kaufmann mäßigen und im Zaum zu halten suchen

— ich sagte Ihm, er möchte Herrn Iselin und Lavater seine Gedanken wegen meiner Persohn schreiben.

Beiliegend empfangen Sie eine Abschrift der Arzneien, die er mir auf den Weg gegeben. Ehe ich solche gebrauche, wünschte ich Ihren besten Rath und Gesinnung zu wissen — Glauben Sie nicht mein Väterlicher Freund! wes äre gut wenn Sie Lavater liebreich erinnerten, daß er mich vor Schwärmerei verwahre, wenn ich Ihn suche —

Hätte ich niemals an eine Fürsehung geglaubt, so müste ich es jezt mit gerührtem Herzen gestehen, daß Sie ist, und sein wird. Seien Sie Theürster Menschenfreünd! fehrner mit Liebe gewogen

Ihrem ergebensten folgsahmen

Freiburg, den 9 8ber 75

Kaufmann,

der in 8 Tagen bei seinen Eltern ist —

N. S. Herr Schloßer und ich hatten im Sinn, zu Pfeffel [1]) zu reisen — Wißen Sie mir doch für alle Monath etwas, das einem Schloßer oder Iselin gleicht, um Winterthur herum — ohne das — werde ich wohl ein verderbter Kerl mit und [ohne] Loke — [2])

---

werde." — Kaufmanns Familie in Winterthur hatte von dessen Freunden in Straßburg vernommen, „sein Geist und Körper sei durch ungemäßigte Anstrengung und Ueberspannung der Kräften allzusehr ermüdet und seine Gesundheit geschwächt". (Johann Ulrich Kaufmann, der Rathssubstitut, an Iselin d. d. 6. Oktober 1775.) Sie erwartete ihn damals zuhause sehnsuchtsvoll und wußten nicht, ob er in Basel sich aufhalte oder in's Baden-Durlachische verreist sei. Zugleichen war ihnen unbekannt, „wohin seine Absichten und Neigungen zielen, öfters ließe er etwas von Erziehungs-Anstalten merken; inwieweit er aber Antheil daran nemmen würde, wollte er ohne Zweifel noch verschweigen, bis der Plan genauer untersucht und berichtigt seyn wird." (Ebendaselbst.)

[1]) Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) von Kolmar, der Fabeldichter, hatte daselbst im Jahre 1773 eine Kriegsschule (Ecole militaire) gegründet. Er stand in lebhaftem Verkehr mit Schlosser, Iselin und Lavater.

[2]) John Locke (1632—1704), englischer Philosoph, in mancher Beziehung für Rousseau und die nüchternere Hälfte der deutschen Sturm- und Drang-Männer Gewährsmann. Wo nur Schaum zu „temperiren" war, wie bei Kaufmann, bot freilich auch Locke nichts.

IV.

Verehrungswürdigster Gönner!
wahrer Menschenfreünd — also mein bester Freünd!

Ganz gleichgültig kann Ihnen doch einige Nachricht nicht sein von Ihrem jüngsten — und doch vielleicht grösten unüberlegten Schwärmer Kaufmann?

Seitdem ich den Verlurst Ihres mir so heilsamen Umgangs fühle, bin ich allein mit Schloßer ziemlich herumgeschwärmt, habe das in Strasburg, Colmar u. s. w. gesucht, was meine Seele erquikt — allein wie selten finde ich es! Doch ich lebe und kenne meine besten Fürsorger.

Bloß vor einer viertel Stund hat mich Schloßer und Lenz[1]) (die sich Ihnen gleich wie Herr Pfeffel, Gebler u. s. w. ergebenst empfehlen) verlassen, und nun werde ich Morgen früh ins Wittenbergische und Fürstenbergische auf den Mineralogischen Fang so weit verreisen, als es die Oekonomie erlaubt —

Nach Ihrer Zurükkunft von Bronbrut werden Sie bald von mir unartigen Schwäzer beunruhigt werden — Für mich aber wird es Balsam sein, wenn ich wiedrum bei Ihnen Verehrungswürdigster Freund! expectoriren darf, vielleicht kann doch nicht alles unangenehm für Sie sein — Herr Schloßer will sich meiner auch annehmen — Es ist ein Unglük, daß der Brief an Herrn Sulzer[2]) mir nicht aus dem Kopf will, ich glaube immer, man könnte Ihm diesen Aufsaz zum Lesen anempfehlen ohne Ihm zu beleidigen. Aber wie unartig ist mein Betragen! Nur Ihnen allein darf ich auf diese Art alle meine Empfindungen ohne Beleidigung entdeken: bei Ihnen allein darf ich Nachsicht hoffen, daß Sie bei allen wahrnehmmenden Schwachheiten deniennigen doch lieben den

---

[1]) J. M. R. Lenz hielt sich seit 1771 in Straßburg auf. Freund von Goethe, Schlosser, Lavater u. a.

[2]) Vermuthlich Johann Georg von Winterthur, der 1775 Gesundheits halber seine Reise nach dem Süden machte. Iselin hatte denselben im Herbste des Jahres in Basel gesprochen.

nichts so sehr als das Bewustsein freüt, einen Tag verlebt zu haben, in dem Ihrer Freündschaft werth war

Ihr gehorsam ergebenster

Kaufmann.

Freiburg d. 11 8ber 75

N. S. Wen ich bitten darf, die Segensvollsten Grüße und ergebensten Empfehlungen, an alle Persohnnen die mich Ihres Andenkens würdig achten —

Daß doch Herr Schweighäuser unser Manuscript bald fertig hat! — Herr Riegger und Huber[1]) sind nicht hier —

V.

An aller Heiligen 75 in Emmendingen!

Theuerster — gleich einem Vater ähnlicher Freund!

In die Arme meines Schloßers zu eilen — und Ihr Brief zu erbrechen — war eins. Aber werden Sie sich alle die verschiedenen, vielen Empfindungen lebhaft vorstellen können, die meine Seele durchwühlten, als ich Ihr bestes Schreiben las! — Wäre es möglich? O so würde Sie ein Schmerz anwandlen der der Hölle gleicht — O Gott! welche Vermischung von Freude nnd Traurigkeit! Sie sind krank gewesen — durch mich krank geworden, werden wieder gesund — meine Freunde in fataler Verfaßung — Ihr Schätzbahre Gattin befindt sich wiederum beßer — (dafür Schloßer und ich bei Gott ein warmmes Lobgesang anstimmen

---

[1]) Düntzer (S. 21) nennt „einen Professor H." in Freiburg, mit dem Kaufmann verkehrte. Der wird mit dem hier gemeinten zusammenfallen und beide mit dem „Abbee und Professor Huber, der der Normalschule, die zu Freyburg im Breisgau für die Vorderösterreichischen Lande angelegt ist, vorstehet". (Iselin an Hirzel d. d. 13. Februar 1776.) Iselin war mit diesem persönlich bekannt. Ueber die Persönlichkeit Rieggers weiß ich nichts beizubringen.

werden) läßt mich grüßen — und endlich das letzte Wörtlein ich soll Schöpsen Streich gemacht haben, und andere müßen mich armmen Schelmen! unrecht verstanden haben — Muß dies nicht Empfindungen erweken? — Doch zur Sache — Schloßer und ich haben beide nach Strasburg geschrieben, haben überhaupt Ihre Meinung bestätigt. Herr Schloßer hat Baßedow vor einem viertel Jahr geschrieben[1]) Ihm sein ganzes Herz wegen den Philantropins ausgeleert, z. E. auf mehr Muße gedrungen u. s. w. Baßedow hat ihm noch nicht geantwortet. Meine Freunde werden so frei sein, und Sie und Lavater um Besorgung einiger Empfehlungs Schreiben nach Leipsig bitten.[2]) Darf ich Sie ersuchen, daß Sie Ihnen bei diesem Anlas ein wenig zusprechen würden, daß Sie doch beständig bei allen Ihren Handlungen Ueberlegung gebrauchten —? Eine treffliche Arznei für die jetzigen Umstände![3])

---

[1]) Ueber die Philanthropine schrieb Schlosser manches beherzigenswerthe Wort in den Jahrgängen 1776 und 1778 von Iselins Ephemeriden.

[2]) Ohne Zweifel hatte Iselin den Straßburgern gerathen, statt direkt nach Dessau vorerst nach Leipzig zu reisen, „um von den dasigen einsichtsvollen Männern Unterricht .... anzunehmen, bestimmtere Nachrichten von dem Philanthropinum einzuziehen und nach weiterem Befinden der Umstände entweder Condition anzunehmen oder vielleicht Basedowen auf einige Zeit zu besuchen". (Simon an Iselin, 4. November 1775.) Basedow, der Ende 1774 im Vertrauen auf die Geldunterstützung des für seine pädagogischen Ideen bearbeiteten Publikums in Dessau eine Musterschule, das „Philanthropinum", gegründet, befand sich zur Zeit unseres Briefes in einer schlimmen Lage. „Ungeheurre, schier betäubende Lobsprüche schneit es von allen Seiten — aber Geld? fast nichts!" So ließ er sich unter dem 11. Oktober 1775 an Iselin vernehmen. Gleichwohl lud er jene Straßburger Jünglinge ein, bei ihm einzutreten; gehe sein Philanthropinum ein, so werden sie ihm doch theuer und nöthig sein. Iselin, der im Namen der Straßburger zu Dessau vorgesprochen, wurde daraufhin mit Recht bedenklich und wollte, bevor sie in der Lehranstalt einträten, einen mit der wahren Sachlage Bekannten gehört wissen. Zu dem Behufe wies er sie nach Leipzig, wo Georg Joachim Zollikofer von St. Gallen, Pfarrer der reformirten Gemeinde, ein sehr besonnener Mann und mit Basedows Verhältnissen wohl bekannt, genaue Auskunft geben konnte. Zollikofer war Iselins und Lavaters Freund.

[3]) Kaufmann maßte sich bereits ein entscheidendes Wort an über das Thun und Lassen seiner Freunde; in der Folge verfährt er ganz ähnlich auch Basedow und Iselin gegenüber.

Sie werden Sich doch wieder wol befinden —? Mein Herz wünscht jetzt nichts so sehr —

Bei Schloßern habe ich in den wenigen Genus schon vielen Herz stärkenden Nuzen gehabt — er hat seit dieser Zeit viel gearbeitet, [1]) das mir Vergnügen macht, er sorgte auch für die Defension der kleinen Republiken wider Abd.[eritische] Angriffe —

Heute erhielte er einen Brief von Herrn Zimmermann, darein er sehr viel schönes in Absicht seiner Kinder [2]) sagt — Wir haben uns mit einander unterredt — Schloßer glaubte Emmendingen Zürich oder Basel wären für des jungen Zimmermanns Geist und Herz gute Arzneien nach mehrerer Untersuchung fand er aber Basel am besten —

Sie theuerster Gönner! kennen mich? wie leicht ist es Ihnen also zu glauben, daß ich meine Fehler recht lebhaft fühlte? wie glüklich bin ich, wenn ich meinen Entschlüßen treu bleibe: denn ich sehe kein anderes Mittel, als wenig unter solche Menschen zu gehen, und so lang zuwarten, bis mein Feür mehr gedämpft, oder wenn es nicht anders möglich ist, doch sehr wenig zureden — Ich bin darin sehr unglüklich: nimmermehr hätte ich mir vorgestelt, daß ich durch mein Betragen bei Sarasin [3]) und Burkhardt unheil angestiftet. Ich untersuchte mich dieselbe Nacht sehr

---

[1]) Ende Oktober übermachte Schlosser sein Manuskript des „Katechismus der Religion" an Lavater und Pfenninger in Zürich. (Schlosser an Lavater d. d. 28. Oktober 1775.) Auch an dem „Schreiben an Herrn Rathschreiber Iselin über die Philanthropinen" (vgl. ob. Anmerk. 1) mag er damals schon gearbeitet haben. Er und Lenz rieben sich in dieser Zeit um die Wette an Wielands „Abderiten".

[2]) Dr. Johann Georg Zimmermann von Brugg, seit 1768 Leibarzt des englischen Königs in Hannover, hatte seine Tochter im Herbst 1775 aus der Schweiz abgeholt. Sein Sohn befand sich zu jener Zeit in Straßburg und war körperlich und gemüthlich leidend.

[3]) Jakob Sarasin (1742—1802), ein berühmter Seidenfabrikant, welchen Joseph II. bei Anlaß seiner Schweizerreise besuchte. Er stand mit mehreren oberdeutschen Schriftstellern, so mit Pfeffel und Schlosser und ihrem Kreis, in regem litterarischen Verkehr. In seinem gastfreundlichen Hause hielt auch Lenz eine Zeit lang sich auf. Burkhardt? Vgl. übrigens Düntzer a. a. O. S. 23.

scharf — ich wußte mich über diese 2 Artikel nicht den geringsten Vorwurf zumachen. Auch jetzt weiß ich mich nicht zu erinnern, als daß ich ohngefehr diesen Gedanken gesagt habe, vielleicht mit den gleichen Worten — „Ich habe meinem grösten Freund Herrn Rathschreiber auch darüber meine Empfindungen mitgetheilt welche jhm nicht ganz fremd waren“ — Soviel oder vielleicht weniger soll ich gesagt haben, sagt mein ganzes Ich — Behaubten andre, welches leicht möglich ist, daß ich mehr gesagt habe, so ist es ein Beweisthum, daß ich noch sehr wenig über mich Meister bin, daß ich in der Hize nicht mehr weis, was ich rede — oder aber daß andere Menschen aus der mittleren Claße, mein Geschwez nicht verstehen können — Auf alle Art ists ein Unglük für mich, welches ich vielleicht durch Hülffe mehrerer Menschenfreunde, die mich beobachten und zurechtweisen, doch in die Zukunft von mir abwenden kann — und jezt schmerzt es mich und wird mich noch lange schmerzen, daß ich ursache von Schaden gewesen bin, und daß selbst mein Wohlthäter dabei leidt —

Ich warte nur auf Jhren Befehl ob ich meinen Einfall ausführen soll an die Herren zu schreiben, daß Sie entweder mich nicht verstanden, oder daß ich die Sache unrecht erklärt — Ist der Schaden gros, so wird dies gut sein —

Diese beiliegenden 2 Stüke haben Schloßer und mir ein herrliches Nacht-Eßen gemacht — ich dachte es auch, Jhnen zu communiciren, ich habe Jhnen meinen Vater [1]) mehr von der üblen Seiten zu erkennen gegeben; aus diesem Brief sehen Sie die Liebens- und Hochachtungs-

[1]) Vgl. Archiv für Litter.-Geschichte XV, 162 (J. Bächtold). Ueber die Stellung, welche die Angehörigen Kaufmanns zu ihm und seinen Plänen eingenommen, orientirt ein Brief des Rathssubstituten an Iselin de dato 6. Oktober 1775: „Mein Bruder liese schon frühe von seinem Verstand und Herzen, Dank sey dem allmächtigen Gott dafür, recht viel gutes hofen; aber daß Sie seine Eigenschaften und Kenntnisse eines so entscheidenden Lobes würdig finden, übertrift alle unsere Hoffnung ... niemals wird er in seinem Entschluß, das überwiegende Gute auch außer seinem Vaterlandt zu befördern gehindert, gewiß aber auf alle mögliche Weise unterstützt werden, so wenig es auch der noch herrschenden Meinung von dem irrdischen Glück schmeichlen wird, und so sehr auch unsere Herzen sein Bleiben bei uns verlangen werden.“

würdige Seite. Bald will ich seiner zärtlichen Einladung Folge leisten — ich will sehen, ob er sein Versprechen hält oder ob es nur geschrieben ist, mich zu fangen. Ohne Zweiffel mag mein Bruder dazu verholffen haben — Ich habe ihm wieder von Freiburg aus den Ausflus meines Herzens geschrieben.

O wie glüklich werde ich sein, wenn er mich so liebt, wie ich ihn, wenn er mich so behandlet, wie es mein Wohl und andrer Glük erfordert — Darf ich Sie bitten, mit Gelegenheit, diesen Brief nach Strasburg zu senden —

Meckel [1]) hat sich in diesen Gegenden nicht gut aufgeführt — Schade für sein Feür, daß er auf eine französische Art verschwendet und seine Lebens Geister auch für die Zukunft geschwächt wird —

Nur Ihnen darf ich alles sagen —

Die herzbringendsten Segnungen und Grüße übergiebt Schloßer * für Sie — Ich aber bitte und beschwöre Sie aufs neue — fahren Sie fort, oder vermehren Sie vielmehr Ihre Bemühung, deniennigen zu beßern und zurecht zu weisen, der Sie unter allen Sterblichen am meisten und am redlichsten liebt und verehrt

Kaufmann.

* Diesen Augenblick sagte er mir, Wolfs beste Welt sei nicht die seinige, auch Leibnizens Theodice und Pope nicht, sondern das Evangelium Mathei und Consorten [2]) —

VI.

So sind Sie denn mein Verehrungswürdigster Freünd! unermüdet in Wohlthun gegen mich? 2 Brieffe von Ihnen waren mehr werth,

---

[1]) Wahrscheinlich der Iselin bekannte Studiengenosse des jungen Zimmermann in Straßburg.

[2]) Ueber Schlossers wechselnde Gemüthsstimmungen geben seine gleichzeitigen Briefe an Lavater ausgibige Nachricht.

als alles das was ich im ganzen Jahr in Winterthur hören werde. O bester Wohlthäter! auch Ihnen habe ich es zu danken, daß alles so meisterlich gut gehet — alles alles ist bereit dem jungen Herren seinen Aufenthalt angenehm zu machen, man hat Freude an dem jungen Burschen, man gaft, man spehrts Maul auf, man bewundert; schüttelt den Kopf, und sagt mit einer Amts-Mine — Nein — das hätte ich nicht gedacht — Kurz wenns so fortgeht, wird der junge Kaufmann ein 2 mal größerer Egoist als sein lieber Vatter — mein Reformations Geist zeigt sich wiederum, ich brüte Tag und Nacht Theater, Les Gesellschaften — u. s. w. in meinem Kopf aus. Wißen Sie doch kein Praeservativ, daß wenn ich lese, ich meine Schnell Kraft auf den Sinn des Autors lege — Sagen Sie doch meinem Freund [1]) (der in 14 Tagen wohl in Basel sein wird) was mir dafür nöthig ist — bis denn will ich noch mein Publikum befriedigen — mein Vatter lest ein Zimmer auszieren, worein ich meine Naturalien auskrahmen kann, da werde ich viel ähnliches mit dem Democrit in Abdra haben, jezt schon habe ich einen Vorschmak. — Kein Tag vergeht, wo nicht ein paar Fraubaasen, in die größte Verwunderung über meine Insekten Taflen ausbrechen —

Um diesem und andern Ueblen auszuweichen, habe ich bei meinem Bruder ein Zimmer ausgemacht, wo mein Ehrmann und ich sicher in Ruhe leben können. [2])

---

[1]) Ehrmann aus Straßburg. Am 27. November 1775 meldete er Iselin, er werde nach 14 Tagen bei ihm eintreffen. Er schloß ein Brieflein bei, „an unsern lieben Freund Kaufmann".

[2]) Wie man „unsern lieben Freund Kaufmann" in Winterthur im Jahr 1775 aufgenommen, erzählt Düntzer a. a. O. S. 30 ff. Zimmermann („Ueber die Einsamkeit" Bd. II, S. 7 f., Troppau 1785) hat das Facit gezogen: „Einer Anzahl Sprudelgeister erinnert man sich vielleicht, die vor einigen Jahren sich über alle Bande des Universums hinwegsetzten, die in mehr nicht als fünf genau gezählten Jahren (1776—1780) ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Anführung durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her und alle Zeitalter vor sich verdunkeln und überflügeln wollten. Sie nahten sich den Herzen der Menschen mit Sitten aus den Zeiten Knipperdollings, und ihrer Meinung nach herrschten sie schon von

würdige Seite. Bald will ich seiner zärtlichen Einladung Folge leisten — ich will sehen, ob er sein Versprechen hält oder ob es nur geschrieben ist, mich zu fangen. Ohne Zweiffel mag mein Bruder dazu verholffen haben — Ich habe ihm wieder von Freiburg aus den Ausflus meines Herzens geschrieben.

O wie glüklich werde ich sein, wenn er mich so liebt, wie ich ihn, wenn er mich so behandlet, wie es mein Wohl und andrer Glük erfordert — Darf ich Sie bitten, mit Gelegenheit, diesen Brief nach Strasburg zu senden —

Meckel[1]) hat sich in diesen Gegenden nicht gut aufgeführt — Schade für sein Feür, daß er auf eine französische Art verschwendet und seine Lebens Geister auch für die Zukunft geschwächt wird —

Nur Ihnen darf ich alles sagen —

Die herzbringendsten Segnungen und Grüße übergiebt Schloßer * für Sie — Ich aber bitte und beschwöre Sie aufs neue — fahren Sie fort, oder vermehren Sie vielmehr Ihre Bemühung, deniennigen zu beßern und zurecht zu weisen, der Sie unter allen Sterblichen am meisten und am redlichsten liebt und verehrt

Kaufmann.

* Diesen Augenblick sagte er mir, Wolfs beste Welt sei nicht die seinige, auch Leibnizens Theodice und Pope nicht, sondern das Evangelium Mathei und Consorten[2]) —

VI.

So sind Sie denn mein Verehrungswürdigster Freünd! unermüdet in Wohlthun gegen mich? 2 Brieffe von Ihnen waren mehr werth,

---

[1]) Wahrscheinlich der Iselin bekannte Studiengenosse des jungen Zimmermann in Straßburg.

[2]) Ueber Schlossers wechselnde Gemüthsstimmungen geben seine gleichzeitigen Briefe an Lavater ausgibige Nachricht.

als alles das was ich im ganzen Jahr in Winterthur hören werde. O bester Wohlthäter! auch Ihnen habe ich es zu danken, daß alles so meisterlich gut gehet — alles alles ist bereit dem jungen Herren seinen Aufenthalt angenehm zu machen, man hat Freude an dem jungen Burschen, man gaft, man sperrts Maul auf, man bewundert; schüttelt den Kopf, und sagt mit einer Amts-Mine — Nein — das hätte ich nicht gedacht — Kurz wenns so fortgeht, wird der junge Kaufmann ein 2 mal größerer Egoist als sein lieber Vatter — mein Reformations Geist zeigt sich wiederum, ich brüte Tag und Nacht Theater, Les Gesellschaften — u. s. w. in meinem Kopf aus. Wißen Sie doch kein Praeservativ, daß wenn ich lese, ich meine Schnell Kraft auf den Sinn des Autors lege — Sagen Sie doch meinem Freund [1]) (der in 14 Tagen wohl in Basel sein wird) was mir dafür nöthig ist — bis denn will ich noch mein Publikum befriedigen — mein Vatter lest ein Zimmer auszieren, worein ich meine Naturalien auskrahmen kann, da werde ich viel ähnliches mit dem Democrit in Abdra haben, jezt schon habe ich einen Vorschmak. — Kein Tag vergeht, wo nicht ein paar Fraubaasen, in die größte Verwunderung über meine Insekten Taflen ausbrechen —

Um diesem und andern Ueblen auszuweichen, habe ich bei meinem Bruder ein Zimmer ausgemacht, wo mein Ehrmann und ich sicher in Ruhe leben können. [2])

---

[1]) Ehrmann aus Straßburg. Am 27. November 1775 meldete er Iselin, er werde nach 14 Tagen bei ihm eintreffen. Er schloß ein Brieflein bei, „an unsern lieben Freund Kaufmann".

[2]) Wie man „unsern lieben Freund Kaufmann" in Winterthur im Jahr 1775 aufgenommen, erzählt Düntzer a. a. O. S. 30 ff. Zimmermann („Ueber die Einsamkeit" Bd. II, S. 7 f., Troppau 1785) hat das Facit gezogen: „Einer Anzahl Sprudelgeister erinnert man sich vielleicht, die vor einigen Jahren sich über alle Bande des Universums hinwegsetzten, die in mehr nicht als fünf genau gezählten Jahren (1776—1780) ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Anführung durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her und alle Zeitalter vor sich verdunkeln und überflügeln wollten. Sie nahten sich den Herzen der Menschen mit Sitten aus den Zeiten Knipperdollings, und ihrer Meinung nach herrichten sie schon von

Den Entwurf meines Studirens will ich alse verspahren, bis mein Freünd bei mir ist —

Als ich lesthin in der besten sogenannten gelehrten Gesellschaft war, hatte ich eine mir intreßante doch sehr kränkende Entdekung gemacht, die ich Ihnen communiciren muß: man zeigte mir einen Auszug eines impertinenten Briefs von Herrn Prof. Usteri, den er an Herrn Rathschreiber Iselin wegen den Philanthropinis [1]) geschrieben: man fragte mich, ob

Winterthur bis nach Astrakan über alles Volk wie über Hunde und gemein Vieh. Aber in weniger als fünf Jahren waren alle diese glänzenden Hofnungen bankrott! Die betrübte Erfahrung zeigte bald, daß diese aus dem Samen Rousseau's in sandigtem Boden gezogene Kraftknaben, wie in der Unterwelt der Ochsenträger Milon beym Lucian, nicht eine Fliege wegjagen konnten. Sie hatten das Aeußerste versucht. Aber sie waren weder Rousseaus noch Fränkline und in der menschlichen Gesellschaft, was ein Rad ohne Zähne in einem Uhrwerk, welches nirgends eingreifen kann und wo es anstößt, den ganzen Mechanismus verwirret."

[1]) Bereits in den Tagen der Jahreswende von 1774 auf 1775 hatte Iselin ein „Schreiben über die Philanthropinen in Dessau und in Graubünden" zuhanden seines Freundes Ulysses von Salis-Marschlins abgefaßt, worauf dieser, der Besitzer des rhätischen Philanthropins, über denselben Gegenstand sich auch vernehmen ließ und beide Schriftstücke vereinigt in die Presse gab. Es handelte sich dabei um eine laute Empfehlung der philanthropinischen Erziehungsmethode und der Marschlinser Anstalt insbesondere, bei welchem Anlaß denn die gewöhnliche, durch Haus und öffentliche Schule besorgte Erziehung übel genug wegkommen mußte. In Zürich fand man sich durch die Publikation höchlich verletzt. Heidegger, Breitinger, Usteri u. A. hatten mit ungemeiner Anstrengung und höchst anerkennenswerther Sachkenntniß das Schulwesen ihrer Stadt nach den Bedürfnissen der Zeit reorganisirt: nun thaten Iselin und Salis dergleichen, als ob alles, was bisher auf dem Gebiete der Schulverbesserung geschehen, im Verhältniß zu den weltumgestaltenden Wirkungen der philanthropinischen Bildung eitel nichts sei. Usteri griff zur Feder und schrieb den 6. Oktober 1775 im Hinblick auf das, was Zürich mit Thaten, und auf das, was Basedow und seine deutschen Freunde seit Jahren mit großen, aber meist leeren Versprechungen geleistet, an Iselin den entschieden und stolz, aber keineswegs impertinent gehaltenen Brief, von welchem Kaufmann hier in seiner Weise redet. Der Basler Rathsschreiber erkannte nun wohl, daß er allerdings ein zu feuriger Lobredner des Philanthropinismus gewesen und sein Schweigen von der Zürcher Schulverbesserung allerdings einem Tadel desselben sehr ähnlich sehe. Aber sein Gewissen war rein, und als kluger Mann schenkte er den Hetzereien Kaufmanns keine Aufmerksamkeit.

ich nichts gehört? allein ich fande gut nichts zu sagen, und nur durch Stillschweigen meine Verwunderung erkennen zu geben. Ist dies nicht ein verruchter Streich?

Mag seine beleidigte Ambition nicht Rache gesucht haben für den Brief, den Sie ihm geschrieben? Wollen Sie dazu still schweigen? es ist ein Student von Winterthur, der den Auszug von Zürich hieher geschikt hat —

Soll ich nicht im Lesen mit Loke den Anfang machen?

Herr Dutoit[1]) soll Profeßor in Lausanne sein —

Mich dünkt immer, daß meine Seele gar nicht so gestimmt, daß sie fähig ist, alles zu ertragen, ich glaube allezeit, daß wenn ich zu viel lese, ich im Kopf confus werde — doch will ich gewis ernstliche Versuche machen — ich will mich sistematisiren,[2]) so lange ich kann und so denn Ihrem Socratischen Rath ganz Folge leisten —

Hören Sie doch nicht auf, mit Liebe zugethan zu sein

Ihrem eilenden ergebensten

Kaufmann
jünger im Grauenhaus.

Winterthur d. 23 9ber 75.

Verzeihen Sie doch meine Eilfertigkeit, mein Vatter will mit mir an einem obrigkeitl. Schmaus prangen, und deswegen muß ich geschwind lauffen

Den Augenblik kommt noch mein Bruder, sagt mir, daß einige

„Herrn Usteri's Brief habe ich schon lang vergessen," schrieb er am 2. Januar 1776 an Salomon Hirzel. „Aus dieser Nacheiferung wird doch endlich viel Gutes entstehen und alle diese Dohrheiten werden endlich verschwinden."

[1]) Vermuthlich Johann Jakob Dutoit von Nydau, der in der Mitte der Siebzigerjahre einen „Plan einer Erziehungs-Anstalt" veröffentlichte und später (von 1778 an) in Dessau Sprach- und Turnlehrer wurde.

[2]) Wie neben Iselin auch Lavater dem armen Tropf angerathen hatten. Düntzer a. a. O. S. 27 ff.

verheürathete Frauenzimmer sich entschlossen mich zu ersuchen, alle Abend von 9 Uhr bis 10 Uhr Ihnen etwas vorzulesen — dieses freie Einfahl ist sehr artig — wenn ich nur Kräffte hätte —

Er fragt mich, ob er Herrn Rathschreiber schreiben soll, er müße förchten, daß dieser große Menschenfreund sich wiederum bemühe ihm zu antworten? ich gabe ihm zur antwort er soll es bleiben lassen, weil ich böser bub nur der Gegenstand seines Schreibens gewesen — Habe ich unrecht gehandlet? Meine Eltern und Brüdern segnen Sie öfters für Ihre Bemühung, und seüfzen daß Sie doch fortfahren möchten, mich mit Liebe zu züchtigen, und zahm zu machen —

VII.

Sie mein Verehrungswürdigster Freünd! aufs neüe zu überzeugen, wie sehr ich an allem, was Sie intreßirt, den stärksten Antheil nehmme, wäre gewis vergebens — Sie fühlten mein von Dankbarkeit — Hochachtung und reiner Freundschaft durchdrungenes Herz — Sie bemerkten, wie warmm es für Sie schlägt — Auch jezt empfinden Sie die Wollust, die mich bei der Hofnung, daß Ihre liebenswürdige Tochter glüklich sei — und immer bleiben werde, belebte — O daß doch Herr Preiswerk (der besondere Erzehlungen von mir alhier gemacht) den wahren Werth Ihrer Tochter deren Cörper schon ihre sanfte Seele zeichnet, recht fühlte — denn wird er in Ihr allein glüklich sein —[1])

Ehrmann habe ich Ihre gütige Nachricht von Basedow gemeldet — er wird sie an unsere Freunde unter den angenehmsten Empfindungen kommen laßen — wo jezt Simon und Schweighäuser sind? weis ich nicht, indem nach Ehrmanns Bericht die Briefe, welche von Ihnen Nachricht enthalten, verlohren sein müßen —

[1]) Am 7. Dezember 1775 meldet Iselin an Hirzel, seine zweite Tochter sei Braut mit einem jungen Kaufmann von vortrefflichen Sitten, von rechtschaffenen Gesinnungen und von guten Glücksumständen, dem jungen Preiswerk bei dem Kaufhause.

Daß ich doch Türkheim[1]) nicht wie Iselin, Lavater und Comp. beurtheilen kann — aber wie lest sich folgendes auflösen? — In Basel sagte er unter anderm Zeug auch dieses er wolle Iselins Schriften übersezen, in Zürich die Phisiognomik — und hier band er meinem Bruder Sachen auf, davon mir ekelt, z. E. er erzehlte Ihm, daß er der urheber einer Societet in Strasburg sei, die sich Philanthropen genannt ehe Basedow auf dieses Wort gekommen, — doch haben sie's beibehalten u. c. — Jeder von den Mitgliedern müße viel Geld für gute Anstalten verwenden — Er habe nun unter anderem eine Summe für mich Kaufmann ausgesezt damit ich gänzlich auf seine unköstten 2 Jahr bei Basedow studiren könnte — dies glaubte mein Bruder, bis ich hieher kamm. —

Ich verehre Sie ewig —

Kaufmann,
der in viele abder: Gesellschaften verwikelt wird —

N. S. Den Augenblik vernehmme von Herrn Schultheis Sulzer daß Herr Profeß. Sulzer[2]) sich in Hieres[3]) sehr wohl befindet so daß er Meilwegs gehen kann. Der Englische Consul in Nițe[4]) wünscht, daß er dorthin kommen würde. Diese Nachricht ist sicher, ich habe den Sulzerischen Brief gesehen —

---

[1]) Johann von Türkheim der Jüngere von Straßburg. In Iselins Nachlaß finden sich noch fünf Briefe von seiner Hand, deren erster vom 6. Januar 1776 datirt. Freilich hat schon ein Vierteljahr früher Pfeffel den jungen Mann dem Rathschreiber empfohlen. Im Dezember 1775 hatte Iselin ihn dem Ulysses v. Salis-Marschlins als „einen für die Verbesserung der Erziehung sehr eifrigen jungen Mann" vorgestellt.

[2]) Der oben bereits erwähnte J. G. Sulzer (1720—1779), Verfasser der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste".

[3]) Hières Stadt bei Toulon.

[4]) „Nițe" = Nizza.

VIII.

Winterthur den 2 Hornung 76

Verehrungswürdigster Mann!

Länger kann ich's nicht ausstehen, ohne Ihnen wieder ein mal zu sagen, daß ich Sie um Ihrer Güte [1]) willen ewig hochschäzen — ewig lieben muß — Ich wollte immer warten, bis ich Ihnnen die Zeit melden könnte, wenn ich zu Basedow gehe [2]) — Denn nach den lesterhaltenen Brieffen von Deßau ist es nothwendiger nach Deßau zu reisen — als zu leben —

Aller meiner Gönner und Freunden Meinung und Gründe habe ich in Bedacht genohmen, beherzigt — und bin von Ihren guten Gesinnungen gegen mich ganz gerührt — muß aber doch nach Deßau gehen, wenn ich ein ehrlicher Kerl sein will — nicht um zu lehren, sonder zu lernnen, zu sehen, obs möglich sei, daß ich mich noch in anderen Sprachen als im Deutschen vervollkomnen könne — von Basedow ein qst. sistematische Profeßors=Gelehrsamkeit zu krammen — durch gutes

---

[1]) Im Gegensatz zu Weisheit. Kaufmann sog bereits an anderen Brüsten.

[2]) Dünzer a. a. O. S. 32 ff. Schmohl, Mochels Urne, S. 140 ff. Bächtold im Archiv für Litteraturgeschichte XV, 166. Die beiden Straßburger Simon und Schweighäuser hatten noch vor Ende des Jahres 1775 bei Basedow in seinem Philanthropinum sich eingefunden. Manches, was sie hier antrafen, gefiel ihnen nicht, am wenigsten Basedow, dem zur Leitung einer Schulanstalt nichts weniger denn alles abging. Sie lebten der Ueberzeugung, Kaufmann wäre der rechte Mann, dem Philanthropinum aufzuhelfen, und äußerten sich dergestalt in Briefen an ihn. Johann Jakob Mochel ein Straßburger Freund Kaufmanns, rieth ihm nachdrücklich ab, nach Dessau zu gehen, ebenso Lavater und Schlosser. Aber gerade die Warnungen der letzteren zwei reizten ihn, und so festigte sich in ihm der Entschluß, das Philanthropinum als „Repraesentant der Menschheit", wie er sagte, zu untersuchen und auf sichere Grundlage zu stellen. Jenem ersteren antwortete er mit Beschimpfungen und Drohungen: er werde „ihm die Pfeife zerschmettern, nach der er ihn wolle tanzen lassen."

Beispiel Tugendgefühle bei Jünglingen zu erweken — durch meine natürliche Munterkeit den erschlagnen Basedow zu beleben — und meine Freünde aus Ihrer Verblendung wieder herauszureißen, und frei zu machen [1]) — u. s. w. Solche Beweg Gründe sind es, die mich heißen meine jeztige Lebens Art zu verlaßen — doch muß erst noch ein Brief von Basedow meinem Kopf den Ausschlag geben —

Ich bin im Gedräng von Famillien Geschäften — werde Ihnen wills Gott bald mehr sagen können —

Theüerster Mann! auch wieder bald einmal Zeichen Ihres Lebens, das Ihrem ergebensten Kaufmann so heilig ist.

IX.

Freiburg d: 18 Jully 1776

Unmöglich könnte ich aus diesen Gegenden wegziehen, ohne an Sie mein erster Theürer, wohlthätiger Freund! ein Wort reiner überfließender Dankbarkeit ergehen zu laßen. Sie, väterlicher Freund! waren der erste, der einige meiner Bedürfnisse befriedigte, Glauben Sie, daß ich Ihre Güte offentlich und im Stillen empfinde und immer mit gerührter Seele empfinden werde. Ihre Gesinnungen, Ihre Grundsäze haben vieles Licht über meine Seele verbreitet, es war mir manches dunkel, das mir jezt hell ist, obschon Ihre Grundsätze nicht ganz die meinigen werden können,

[1]) „Unser lieber Kaufmann ist wirklich in Zürich. Die mancherlei unüberlegten Schritte, welche man die Freunde in Dessau machen sieht, drängen und kränken ihn", schrieb Ehrmann an Iselin. (Winterthur den 29. März 1776.) — Düntzer a. a. O. S. 47 f. — In den „Brelocken" S. 171 erzählt J. R. Sulzer (s. d. Einl. zu dies. Br.), Kaufmann habe „bey seiner Durchreis in unserer Stadt von sich ausgegeben, er besolde zwey Lehrer im dessauischen Edukationsinstitut". Allerdings hatte er den beiden und Ehrmann in Straßburg 100 Louisd'or vorgestreckt, und sie befanden sich wohl noch jetzt in finanzieller Abhängigkeit von ihm. Er aber ließ sich, bevor er die Reise nach Dessau antrat, von der dortigen Bruderkasse 250 Thaler senden und borgte auf ihre Rechnung bei seinem Bruder weitere 200 Thaler.

so haben Sie sehr vieles in mir entwikelt, das durch nichts anders entwikelt worden wäre, kurz, Sie Bester! waren mir in den unvergeßlichen Stunden persöhnlichen Umgangs das, was mir Niemand gewesen ist, möchten Sie's immer bleiben, und nicht zweiflen, daß alles gut gehen werde. Iselin, Schloßer und Lavater sind einzig die Männer, deren Anregung mir wahrer, dauerhafter Nuzen war, jeder hat einen besondern Theil meiner natürlichen Fähigkeit in gesunde Gährung gebracht, möchte nur jeder glauben, daß nichts verlohren sei — Ich reise jezt könftige Wochen von dem weisen Schloßer weg, [1]) und nihm den Weg über Carlsruh, Darmstadt, Mannheim, Frankfurt, Weimar, Leipsig u. s. w. nach Deßau, kann ich Ihnen auf dieser Reise etwas angenehmes erweisen, so geben Sie mir nur einen Wink, oder können Sie mir Männer sagen, aus deren Umgang ich Nuzen und Vergnügen schöpfe, so werden Sie mich aufs neue verpflichten.

Ehrmann ist in Dessau, [2]) ziemlich vergnügt, hoffnungsvoll und zu=

---

[1]) „Kaufmann ist seit bald 2 Wochen fort und schreibt nicht, das ist unartig. Der Margg. [Markgraf Karl Friedrich von Baden] soll ihn sehr gnädig empfangen haben — gnädig!! o Menschen! Menschen!" (Schlosser an Lavater, Emmendingen, 10. August.)

[2]) Ehrmann und Kaufmann sind also nicht gleichzeitig nach Dessau gegangen. Die gewöhnliche Tradition, wonach der erste den zweiten, wie Sancha Pansa seinen Ritter von der traurigen Gestalt, auf der Reise begleitet haben soll, ist demnach so wenig glaubwürdig, als anderseits die Nachricht von dem mächtigen Barte Kaufmanns vor den Bildern Kaufmanns in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" bestehen kann. Von Lavater hatte Kaufmann einen „thränenvollen" Abschied genommen; Iselin zu besuchen fand sich keine Zeit mehr. In Karlsruhe ließ der Genieapostel sich vernehmen, er gehe jetzt nach Dessau, „um Basedows Kopf an seinem zu zerschellen und allen von oben bis unten hinunter eine Ader zu öffnen". Zu erzählen, wie er, getragen von dem Rufe eines „Sehers Gottes", in Dessau „reformirte", wie er dann bald schmählich Fiasco gemacht und von denen, die ihn kurz vorher als einen Uebermenschen bewundert, als „falscher Prophet" und „Spürhund Gottes" der allgemeinen Verachtung preisgegeben wurde u. s. f., gehört nicht hieher. Ueber die Stellung, welche der undankbare Mann später Iselin gegenüber eingenommen, gibt der folgende Passus eines Briefes des letzeren an seinen Freund Frey, d. d. 29. Mai 1779, unmißverständliche Auskunft: „J'ai reçeu

frieden, ich will jezt versuchen, wie es mir gehen werde? macht es Ihnen wahres Vergnügen, so werde ich von Zeit zu Zeit, so wol auf meiner Reise, als in Deßau, Nachricht geben von dem, was mir intreßant scheint. Ich bin gestern hieher gekommen, um unsere hiesigen Freunde zu besuchen, so viel es mich dünkt, ist alles wie im Spätjahr. In einer Stunde reise ich wieder nach Emmendingen, und bleibe noch 8 Tage daselbst, reist mit Pfenningern nach Straßburg für 1 oder 2 Tage und von da reite ich nach Carlsruh.

Leben Sie wol bester Iselin, empfangen Sie die wärmmsten Segnungen und Grüße für Sie und Ihre geliebte Fammillie, und wenn Sie können, so lieben Sie mich mit der alten Liebe, die ich noch immer zu verdienen hoffe

Ihr ergebstr.

Kaufmann.

Denke ich nicht immer gleich, so fühlt doch mein Herz gleich.

X.

An Tr—. [1])

Furchtbar schön und darniederblizend ist das Aug
Des bewafneten Mädchens wenn ihm Jünglings Muth

---

la semaine passée un paquet de Zimmermann [in Hannover] où il y a plusieurs morceaux assés piquants. Il y a en un où il m'honore singulièrement en me vengeant des sottises que Kaufmann a écrits contre moi. Le trait qui me fait le plus de plaisir c'est — mais c'est une sotte vanité de vous entretenir de cette misère — vous verrés cela en quelques mois." (Frey nennt in seinem nächsten Briefe den Kaufmann „ce cerveau brûlé".) Vgl. Hannöversches Magazin 1779, XL. Stück.

[1]) Die in diesem Stück besungene, ein Straßburgerin, „Jgfr. Treit..", wie Kaufmann sie nennt, hatte diesem eine Arbeit eingereicht, die sie kurz vorher, durch den Aufsatz eines Dritten (Iselin?) angeregt, niedergeschrieben und worin die Lehre des Helvétius: „Das Prinzip der Ethik ist die Selbst-

In der Seele glüht und das Taumelnde Schwerd
Die Kraftſtrozende weiße Fauſt füllt

Aber ſchöner iſts, Ehrfurchtſtralend, mächtig ſchön —
Wenn des Jünglings Gedanken Ernſt hinüberſtrömt
In des Mädchens reizvolles Lächeln, und wenn
Das ſanftſchmachtende Aug im Tiefſinn

Starrt. Seid ſtolz ihr bewährte Teutſchlandsdenker! Seht,
Seht! in Socrates Mantel hüllt ein Mädchen ſich
Wallt mit euch hinauf den geſegneten Pfad
Der hoch dort auf des Berges Spize

Zu der Wahrheit criſtallnem Tempel führt. O ſeht
Wie's mit ſichrem Tritt die Klipp erſteigt. Es faßt
Veſt der Wahrheit Arm, drängt durch Finſternis ſich
Und weicht trügendem Irrthum kennend

Aus. O Mädchen mit Ehrfurcht und heißem Dank
Dächt' den hohen Beruf des Menſchen ich, mein Aug
Blickt' nach jenes Bergshöh'n, ich ſammelte Kraft
Und ſtieg muthig hinan zur Weisheit

Und ich ſeh' deinen Tiefſinn wie du auch hinauf
Blikſt und wie dir dein Blik den Schritt verlängert, du
Mädchen mit der Mannsſeele, und mit dem recht
Und gut wallenden Herzen.

ſucht" geprüft worden war. Kaufmann legte jenes Schriftſtück für Iſelin bei. Wer die Straßburgerin geweſen? Vgl. Düntzer S. 18 und 30; vielleicht handelt es ſich um dieſelbe Perſönlichkeit.

Und es stieg eine Wollustzähre mir ins Aug
Stärke regt sich in mir. So komm denn, Mädchen, komm,
Steig hinan, auch wir! Seid gesegnet uns, ha,
Ihr kraftduftende Wollustschatten.

Kaufmann.

XI.

(Von J. R. Sulzer. Vgl. die Einleitung.)

(In Winterthur geschrieben.) „Kaufmann wird, wie ich ihn kenne, wohl nicht müßig seyn, aber was und wie er würke, weiß ich, weiß aus unserm Städtchen keine Seele nicht: Mit seinen Bekanntschaften rings umher hat er gebrochen, ob aus Stolz, daß wir ihn nicht faßten und er uns in seiner Allkraft nicht umbilden konnte, oder in der Absicht, sein Wirken auf den Kreis seines Hauses einzuschränken, muß die Zukunft aufklären. Männer, welche noch vor zwei Jahren in den kleinen Zirkel seiner vertrautesten Busenfreunde zu gehören vorgaben und glaubten, werden nun seiner Besuche, wenige nur selten, die meisten gar nicht gewürdigt, und wollen Sie zu ihm, so ist der Mann dahin, dorthin und überallhin: das deutsche Musäum scheint zwar anzunehmen, Er lauffe herum, um seiner überschwänglichen Kraft Luft zu machen, und er beweise seine Größe, wie ehedem die patriotischen Wirbelköpfe in Zürich ihre Schweizereinfalt, durch springen und rennen. Wie dem auch seye! Er hat am Bodensee ein Schloß [1]) in Pacht empfangen, hat letzthin eine adeliche Famillie aus Schlesien, die, wie es heißt, mit ihm zu leben und zu sterben entschlossen ist, hergehohlt, [2]) hat unter Ehrmanns Aufsicht

[1]) Glarisegg am Untersee. Vgl. wegen der in diesem Briefe vorausgesetzten Situation Kaufmanns den Artikel von J. Bächtold a. a. O.

[2]) K. v. Haugwitz und Familie.

Christliche Zusammenkünfte nach Hahns [3]) Modele, und landwirthschaftliche Unterredungen veranstaltet, hat große Absichten im Schild, und soll einst zu ihrer Ausführung hervorzutretten gesinnet seyn, wie Friedrich bey Roßbach zum Sieg.

Um zu entscheiden, ob man sich dessen gewarten könne oder nicht, kenne ich den Mann nicht genug. Wer Ihn gesehen hat, wird eingestehen müßen, daß er mit dem unbiegsamsten Eigensinn des Stolzes doch emporstrebenden Ehrgeiß, großen Scharfsinn, schnellen und tiefen Blick in alles und die Kunst, aus den Brosamen vom Tische der Reichen ein eigenes, auszeichnendes Gebäcke zu verfertigen verbindet; wird aber auch eingestehen müßen, daß es ihm an Ausdaurung, an anhaltender Thätigkeit, an abgemessnem Stuffengang mangelt, daß seine meisten wißenschaftlichen Kenntniße aufgehascht, unzusammenhängend, obenweggeschöpft und seicht sind, daß er alles mit Feuer und gespannter Kraft angreift und daß er bald und leicht ermattet. Inwiefehrne nun aus diesem Gemische eine nützlich wirksame Gährung entstehen könne; oder wie seine gegebene Lage entstehen werde, kann und will ich nicht bestimmen; aber zweiflen darf ich, und zweiflen wird jeder Menschenkenner, der alle Prophezeyungen über die Riesenkraft und Größe dieses Mannes gehört, geprüft und Sie alle in Staub sich auflösen gesehen hat. Meines Bedünkens wird Kaufmann durch eigene Thätigkeit wenig oder Nichts zu stand bringen; kömmt er dagegen in eine Lage, wo er für sich selbst umschweifen oder ruhig dasitzen, und durch Kopf und Herz auf andre Einfluß haben, das heißt seine Untergebnen und ihre Hände an seine Entwürfe hinketten und ihre Arbeit nach seinem Willen und nach seinen Einsichten verwenden und leiten kann, so läßt sich vieles und großes, wenigstens auszeichnendes von ihm erwarten; Er kann Feder in der Uhr werden, aber die Uhr selber verfertigt er gewiß nicht.

Daß er großen Aufwand macht und denselben aus erworbnem oder

---

[3]) Ph. M. Hahn († 1790), ein von Fr. Schubart gefeierter württembergischer Theologe biblisch-pietistischer Richtung.

angeerbtem Vermögen zu bestreiten nicht im Stande ist, mag auch Ihnen nicht unbekannt seyn. Bei seiner Rückkunft ins Vaterland streuten seine Freunde und Verwandten aus, Er genöße einer Pension von der großen Catharina der 2ten, dann wieder, sein gemachtes Glück seye von der Gunst großer Herren und von der Unterstützung guter Freunde gleich unabhängig. Kalte Zuschauer muthmaßeten auf ein Loos aus irgend einer Lotterie, noch andere glaubten, Er behölfe sich der Bruderkasse; allgemein aber nihmt man an, er habe sich, um mich des Ausdrucks einer seiner ehemaligen Lobposaunen und Gönners und Freundes zu bedienen, eines schwachen und reichen Kopfes, qu'il presseroit comme du citron, bemächtigt, und mit dessen Ochsen pflüge er seine Felder. Im ganzen ist die Sache ein Geheimniß, und Kaufmanns Stolz mag sich geschmeichelt finden, Sie immer unter der Hülle zu lassen. So viell glaube ich behaupten zu dörfen, daß wenn die Quelle seiner Ausgaben seiner Verdienste und Größe wegen flöße, er nicht schweigen würde, und Sie aufzudecken der Erste wäre; denn immer wüßte Er es zu veranstalten, daß seine Freunde und Verwandten sichs zur Ehre rechneten, Alles, was ihm schmeichelhaft seyn konnte, zu verbreiten.

Daß er auf Sie nicht mehr gut zu sprechen ist, daß er mit Lavater nichts mehr zu thun haben will, daß Pfeffel und Lerse Sachen und Thaten, die ihm nicht zur Ehre gereichen, auf seine Rechnung ausgesagt haben, ist allbekannt, und Sie mögen die Gründe am besten wissen. Mir und manch anderem sind sie verborgen. Aber verborgen ist uns nicht, daß Lavater im Irrthum war, als er Kaufmann die kindlichste Einfalt in Gefühlen und Thaten zuschrieb. Gerade ich wollt es durch Briefe und mehrere Zeügen beweisen können, daß er es für keine Sünde achtete, mir an eben dem Tage, da Er mich als einen schlechten Kerl auszischte, verhöhnte und vor einigen meiner Bekannten mit Schande zu brandmarken suchte, die wärmsten, heiligsten Versicherungen der Freundschaft und Achtung zuzuschreiben, und auf diese Art zu handeln beziehen sich einige Stellen in den Breloken. Vielleicht hätt ich schweigen sollen, wie Lavater schweigt, aber ich hatte mich gegen meine Vater-

stadt zu rechtfertigen, und hielt es für Pflicht, die Hülle aufzudecken, die man über ein Götzenbild geworfen hatte, das im Weyhrauchdampf den Weg nicht sah, den es einschlagen mußte, um ein brauchbarer, vielleicht großer Mann zu werden. Jedoch bin ich bereitwillig, jedes Wort, das gedruckt oder geschrieben ist, öffentlich zu wiederrufen, sobald ich überzeugt werde, daß ich mich betrog! Meinen Stolz mag ich haben, aber ich suche zu dessen Befriedigung so zu reden, wie ich denke und empfinde, und jedes Unrecht, das ich hatte, zu gestehen, und wo möglich gut zu machen."



Die älteste Züricher Zeitung.

Von Hans Bodmer.

Es ist noch nicht lange her, seit man den älteren Denkmälern des Zeitungswesens eine vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken begonnen hat. Die glänzende Entfaltung der Presse, welcher die Gegenwart den Rang einer geistigen Großmacht einräumt, und das Bedürfniß, auch die Vergangenheit, die Geschichte dieser immer noch werdenden und wachsenden Institution kennen zu lernen, lenkten zuerst den Blick wieder auf die beinahe verschollenen Vorfahren unserer heutigen Journale zurück. Allein die Entdeckung, welche man hier machte, war wenig erfreulich. Zeigte es sich doch, daß aus den vorigen Jahrhunderten nur spärliche, versprengte und verkümmerte Ueberreste von Zeitungen bis auf unsere Tage gekommen waren. Denn gleich wie diese ephemere Tageslitteratur nur allmälig sich entwickelte, so mußte auch das Ansehen, das sie heute genießt, erst gewonnen werden, und lange lag der Gedanke ferne, besondere Sammlungen von Zeitungen anzulegen. Auf diese Weise hat das Material starke Verluste erlitten, und das, was für die Geschichte übrig blieb, ist wenig umfangreich. Die Lücken machen sich namentlich in der älteren Periode fühlbar. Gerade die ersten journalistischen Unternehmungen sind heute nur noch urkundlich nachzuweisen, etwa in den Akten der Censurbehörden, mit denen die „Zeitungsteller" in beständigem Haber lebten, während die Journale selbst fehlen. Aus dem 17. Jahrhundert sind uns gewöhnlich nur einzelne Nummern und Zeitungsausschnitte meist zufälliger Weise überliefert. Systematisch von besonders fleißigen Händen gesammelte Jahrgänge gehören dagegen zu den Seltenheiten.

Unter diesen Umständen wird man einer Sammlung, wie sie sich auf der Stadtbibliothek in Zürich befindet, ihren hohen Werth rückhaltlos zugestehen. Die Bibliothek besitzt nämlich in den mit der Signatur Q 478—483 versehenen Bänden eine Kollektion von Zeitungen des 17. Jahrhunderts, welche in ihrer Art als eine besonders reichhaltige bezeichnet werden darf. Diese Incunabeln der politischen Presse stammen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und vermögen sowohl durch ihr Alter, als auch durch ihren Inhalt, in welchem sich eine noch unerschöpfte historische Quelle offenbart, unser Interesse zu erregen. Die Sammlung ist ferner durch ihre Mannigfaltigkeit bemerkenswerth, da sie in ihren Bänden Jahrgänge und einzelne Nummern von verschiedenen journalistischen Unternehmungen vom Jahre 1633 an vereinigt. Ihre Aufstellung im Schatzkästlein der Bibliothek wird daher nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Wie aus einer Publikation des Börsenvereins der deutschen Buchhändler hervorgeht,[1]) hat in den 70er Jahren Julius Otto Opel in Halle diese Zeitungssammlung, auf welche er von dem damaligen Oberbibliothekar Dr. Horner aufmerksam gemacht worden war, einer Untersuchung gewürdigt, deren Ergebnisse er in der genannten Publikation niederlegte. Im Anhange sind auch die Titelblätter von zwei in der Züricher Sammlung aufbewahrten Zeitungen in Facsimile-Druck wiedergegeben. Die erste ist die von Johann Carolus herausgegebene Straßburger Zeitung (Tafel III).[2]) Die zweite dagegen gewährt keine äußeren Anhaltspunkte für die Bestimmung und trägt in den Jahr-

[1]) Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. (Publikationen des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge.) III. Leipzig 1879. Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650. Von Julius Otto Opel. 268. S.

[2]) Die von dem Buchdrucker Joh. Carolus in Straßburg herausgegebene Zeitung gilt gegenwärtig für das erste politische Journal in Deutschland. Der älteste noch erhaltene Jahrgang, welcher auf der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, stammt aus dem Jahre 1609. (Opel a. a. O. S. 44 ff.)

gängen 1633 und 1634 verschiedene Titel, nämlich 1633 (Opel, Tafel III—V):

Zeitung Post:
Das ist/
Aller denckwürdigen/
namhafften vnnd fürnehmen Geschichten/ so sich hin vnd wider in der Welt
zutragen vnd verlauffen möchten/ einfalte/ vnpartheische
beschreibung/ auß allerhand glaubwürdigen anderstwo
getruckten Zeitungen/ vnd gewissen Sendbrieffen/ zusammen gesetzt/ vnd dem begierigen Leser mitgetheilt.

Alles gerichtet auff den Alten
Calender.

Auff das Jahr von der geburt vnsers
Seligmachers

M. DC. XXXIII.

Dagegen lautet der Titel des Jahrganges 1634 (Opel, Tafel VI):

Wochentliche Ordinari Zeitung:
Das ist/
Aller denckwürdigen/
namhafften unnd fürnehmen Geschichten/ so in der weiten Welt sich zutragen
und fürgehen möchten: einfaltige, vnpartheyische vnd
kurtze beschreibung vnd verlauff/ auß vielen glaubwürdigen Sendbrieffen/ vnd anderstwo durch den Truck
eröffneten Zeitungen dem begierigen
Leser zu gutem mitgetheilt.

Alles nach dem Alten Kalender
gerichtet.

Zeitung Post an Leser.

Durch d'Welt lauff ich/ vnd thun eynnemmen
Zeitungen vil/ darbey ich b'kennen/
Wie ich sie nemm/ so gib ichs auß/
Triffts nicht/ dir drumb darab nicht grauß:
Was nicht gschehen ist/ das gschehen kan/
Alles wahrnet ein klugen Mann.

Für
das Jahr von der frewdenreichen Geburt
des Heylands 1634.

Opel glaubt, diese Zeitung, mit welcher wir es hier ausschließlich zu thun haben, für eine Frankfurter Unternehmung halten zu dürfen. Auf Tafel III—VI erscheint sie daher als „unparteiische Frankfurter Zeitung vom Jahr 1633“ (bezw. von 1634), und auf Seite 100—115 sucht er den Beweis zu erbringen.

Es zeigt sich jedoch, daß die „Zeitung Post“ (1633) oder „Wochentliche Ordinari Zeitung“, wie sie 1634 unter verändertem Titel herausgegeben wird, nicht ein Frankfurter, sondern ein Züricher Journal ist, welches seit 1633 und vielleicht noch früher aus der Bodmer'schen Druckerei hervorgegangen ist.[1])

Die erste Schweizerzeitung hat J. R. Burckhardt nachgewiesen.[2]) Dieselbe erschien 1610 in Basel, fristete aber bis zu ihrer Unterdrückung

[1]) Ein Aufsatz von Reinhold Günther in den Basler Nachrichten (1890 Nr. 33) liefert das gleiche Ergebniß, wenn der Beweis auch mit unzulänglichen Mitteln unternommen ist. G. scheint weder das Buch von Opel noch die Studie von Burckhardt zu kennen, da er das Züricher Journal als „Die älteste Zeitung der Schweiz“ bezeichnet.

[2]) (Basler) Beiträge zur vaterländischen Geschichte. 1875. 10. Band. S. 215 ff.

durch die Regierung nur ein kurzes Dasein. Ueberreste haben sich keine erhalten. Das Züricher Journal ist somit das älteste von den heute noch bestehenden Denkmälern der schweizerischen politischen Presse im 17. Jahrhundert.

I.

Opel gründet seinen Beweis auf den Jahrgang 1634 der „Zeitung Post", welche, wie derjenige von 1633, in dem mit der Signatur Q 479 versehenen Bande der Stadtbibliothek [1]) in 53 Nummern lückenlos enthalten ist. [2]) Demselben sind nämlich noch eine Reihe von „Extraordinari Zeitungen" beigeheftet, welche neben den gewöhnlichen Wochennummern als Bestandtheile des gleichen Unternehmens erschienen. Dies zeigt deutlich nicht nur die äußere Uebereinstimmung, sondern auch der mehrfache und ausdrückliche Hinweis darauf, welcher sich in dem Hauptblatte selbst findet. [3]) Aus dem Umstande nun, daß diese Blätter zu wiederholten Malen den Titel tragen „Extraordinari Zeitungen auß Franckfurt am Mayn" u. s. w. zieht Opel den Schluß, daß Franckfurt der Druckort derselben, mithin auch des ganzen Journals sei. Ueber die Druckerei selbst, aus welcher die Zeitung allenfalls hervorgegangen wäre, kann indessen nichts Sicheres angegeben werden.

Wenn wir die Preßverhältnisse des 17. Jahrhunderts ohne Weiteres mit den modernen zusammenstellen, so muß dieser einfache Beweis einleuchten. Faßt man aber die historischen Thatsachen etwas näher in's Auge, so ergibt es sich bald, daß er auf falschen Voraussetzungen sich aufbaut.

---

[1]) Bei Opel trägt die „Stadtbibliothek" noch den Namen „Bürgerbibliothek".

[2]) Opel S. 101 ff. und Tafel III und IV.

[3]) Opel S. 104 f.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war die Thätigkeit des Journalisten von allerlei äußeren Zufällen abhängig, denn mehr als je blieben die Posten aus. Anderseits hat die allgemeine Unsicherheit der Lage, welche das Bedürfniß nach fortwährender Berichterstattung weckte, die Entwickelung des Zeitungswesens eher gefördert. Der „Zeitungsteller“ befand sich weit öfter in Verlegenheit, wie er dem Publikum die eingelaufenen Korrespondenzen mittheilen sollte, als daß es ihm jemals an Stoff gebrach. Wenn sich die Berichte derart häuften, daß sie in der gewöhnlichen Wochennummer keinen Raum fanden, wenn eine Begebenheit eine anschaulichere Darstellung, eine Depesche unverzügliche Mittheilung an die Abonnenten erforderte, so mußte er daher auf ein außergewöhnliches Mittel bedacht sein. Auf diese Weise entstand die „Extraordinari Zeitung“, in abgekürzter Form „Extraordinari“ [1]) genannt, welche zwischen zwei regelmäßigen, aufeinanderfolgenden Wochennummern erschien und an das moderne Bulletin erinnert.

Von den zahlreichen Bulletins, welche der Verleger der „Zeitung Post“ im Laufe des Jahres 1634 veröffentlichte, sind in Bd. Q 479 nicht weniger als 15 erhalten. Drei davon erscheinen ganz in der Form und im Stil der „fliegenden Blätter“ (Einblattdrucke), drei als „Beylagen“ und die übrigen als eigentliche „Extraordinari Zeitungen“. Die Titel von einigen mögen hier folgen:

[1]) Die Ausdrücke „Ordinari“ und „Extraordinari“ als Gegensätze kommen gleicherweise wie im Zeitungswesen auch im Postdienst des 17. Jahrhunderts vor. Unter „Ordinari“ versteht man hier die wöchentliche regelmäßige Postverbindung zwischen zwei Orten. So wurde 1645 die von Züricher Kaufleuten „angestellte Ordinari“ nach Genf in obrigkeitlichen Schutz genommen und den Boten die Stadtfarben zu tragen erlaubt. (Meyers Prompt. Staatsarchiv Zürich). In der Wochentl. Ordin. Ztg. 1634, X (Bd. Q 479) beginnt ein Bericht aus St. Gallen: „Wiewol keine Brieff von Augsburg dise Ordinari eynkommen“ u. s. w. „Extraordinari“ hieß dagegen die außerordentliche Courier- oder Eilpost. Es ist leicht möglich, daß Extraord. Ztg n. ursprünglich nur zur Verbreitung von Korrespondenzen, welche mit der Extra-Ord.-Post einliefen, bestimmt waren und daß die Bezeichnung vom Postwesen auf die Presse übergieng.

1. **Extra-Ordinari Zeitungen:**
Auß Franckfurt am Mayn vom
24. Junij Alten Calenders dises
1634. Jahrs. u. s. w.

2. **Extra Ordinari Zeitung:**
Auß vnderschiedenlichen Landen
vnd Orten.
Den 16. Julij Alten Calenders diß
1634. Jahrs. u. s. w.

3. **Extra-Ordinari Zeitungen vom 6. Julij Alten**
Calenders dises 1634. Jahrs.
Darinnen nicht nur folgen-
de gewiße Zeitungen begriffen:
Als .... u. s. w.

Aus mehreren Beispielen wie das erste der hier angegebenen hat Opel die Vermuthung geschöpft, daß nicht nur diese Bulletins, sondern auch die Zeitung selbst in Frankfurt gedruckt seien. Allein schon der Wortlaut des 2. Beispiels „Auß vnderschiedenlichen Landen“ widerspricht einer solchen Annahme. Das 3. Beispiel weist uns ferner darauf hin, daß das Wort „Zeitung“ [1]) im 17. Jahrhundert verschiedene

---

[1]) Der an diesem Worte sich vollziehende Bedeutungswandel spiegelt selbst ein Stück Geschichte des Journalismus wieder. Zunächst hängt es nicht mit „Zeit“ zusammen. Aus dem engl. to betide sich ereignen ist ein im älteren Deutschen nicht mehr vorkommendes Subst., das etwa „das plötzliche Ereigniß, die Begebenheit“ bezeichnete, zu erschließen. Dieses Subst. führt auf 2. Stufe zu einer Anzahl von Ableitungen, welche, wie altnord. tithindi, niederl. tijding, engl. tiding, spätmhd. zitunge, alle „Nachricht, Kunde“ (von einer Begebenheit) bedeuten. (Kluge, Etymol. Wörterbuch. 1. Aufl. S. 383.)

Im Anfang des 16. Jahrhunderts übersetzt demnach Luther das Wort „εὐαγγέλιον“ mit „gute Newe Zeitung“. Um die Mitte des Jahrh. läßt sich Felix Platter die neuesten „Zeitungen“ aus Basel durch seinen Vater nach Montpellier schreiben. Auch Shakespeare hat das Wort oft in

Bedeutungen besaß und in „Extra-Ordinari Zeitungen" dem Begriff „einzelnes Zeitungsblatt", in der Verbindung „folgende gewisse Zeitungen" aber dem Begriff „Kunde, Nachricht von

---

diesem Sinne: „And yet we hear no tidings from the king!" (King Richard II. II, 4.) In der diplomatischen Sprache ist „Zeitung" im 16. und 17. Jahrh. für „einlaufende Kundschaft" sehr gebräuchlich. Die Archive, auch die schweizerischen, besitzen reiche Sammlungen von solchen „Zeitungs-Schreiben". Noch 1669 werden in Zürich „die Herren Geistlichen und die Knaben im Hoff" aufgefordert, des „Zeitungs-Schreibens" sich zu müßigen. (Stadtschreib. Manuale 13. Sept. 1669.) Schon im 16. Jahrh. vollzieht sich aber nebenbei der Uebergang zur 3. Stufe, indem die Bezeichnung „Zeitung" auf die „Nachrichten" der fliegenden Blätter, jener eigentlichen volksthümlichen Tageslitteratur übertragen wird, worauf auch bald diese gedruckten Blätter selbst „Zeitungen" heißen.

In Folge dessen hat das Wort „Zeitung" bei den politischen Organen des 17. Jahrh. mehrfache Bedeutungen angenommen. Dies zeigt sich auch in unserem Journal. Hier ist unter „Zeitung" zu verstehen:

1. Die einzelne Korrespondenz. Z. B. „Zeitung auß Schweden vom 2. 12. Januarij" (Bd. Q 480. Jahrg. 1635, XI); „Zeitung auß Gravenhaag vom 3. 13. Martij" (Q 480. 1635, XIII) u. s. w.

2. Die einzelne Nummer des Journals. Z. B. „Beylag zur XXXIX. Zeitung des 1634. Jahrs" (Q 479); „Beylag zu der 2. Zeitung 1635" (Q 480) u. s. w. Dieser Sing. mit ganz konkreter Bedeutung ist an Stelle des abstrakten Plur. „Zeitungen" getreten, welcher die Gesammtheit der Korrespondenzen einer einzelnen Wochennummer und deshalb auch die Nummer selbst bezeichnete. Uebrigens trägt noch 1635 jede einzelne Nummer unseres Journals den Titel „Ordenliche Wochen-Zeitungen".

3. Das ganze Journal als öffentliche Institution. Z. B. „Wochentliche Ordinari Zeitung: .... Für das Jahr .... des Heylands 1624" (Q 479), ein Titel, den auch sämmtliche Nrn. von 1637 (Q 480) tragen. Wenn nämlich „Zeitung" die einzelne Nr. bezeichnete, so faßte man unter „Ordentliche Wochentliche Zeitungen: Für das Jahr / .... Christi 1635" die Gesammtheit der Nummern, den ganzen Jahrgang in konkretem Sinne zusammen. Hieraus entwickelte sich hinwiederum der abstrakte Sing. „Zeitung" zur Bezeichnung des Journals als Organ des öffentlichen Lebens.

Diese drei Bedeutungen des Wortes „Zeitung" gehen in unserem Journal fortwährend in einander über, so daß in jedem einzelnen Falle, in welchem das Wort erscheint, erst erschlossen werden muß, ob man eine einzelne Korrespondenz, oder eine einzelne Wochennummer (bezw. ein Bulletin), oder Journal selbst darunter zu verstehen habe.

einer Begebenheit“ (bezw. „Korrespondenz“) gleichkommt. Fügen wir das Wort „Zeitung“ in dieser zweiten Bedeutung im 1. Beispiel nach dem Doppelpunkt in Gedanken noch einmal ein, so werden wir den technischen Ausdruck des 17. Jahrhunderts „Extra-Ordinari-Zeitungen: Auß Franckfurt am Mayn“ u. s. w. dem Sinne nach etwa folgendermaßen übersetzen „Bulletin der Zeitung Post mit Korrespondenzen aus Frankfurt am Mayn.“ Nur die Korrespondenzen also, nicht aber die Blätter selbst stammen aus Frankfurt, und nur der Korrespondent, nicht aber der Drucker und Herausgeber der Zeitung, wie Opel meint, ist in dieser Stadt zu suchen.

Auch noch andere Gründe sprechen gegen die Annahme, daß Frankfurt der Druckort unseres Journals sei.

Die Anfänge des Journalismus gehen auf das Postwesen zurück. Wie in unseren Tagen ohne genügende Postverbindung keine Zeitung möglich ist, so konnten die ersten regelmäßigen Blätter nur da entstehen, wo verschiedene Postlinien sich kreuzten und ein Zusammenfluß der mannigfaltigsten Nachrichten auf natürliche Weise sich ergab. Die ersten Postverbindungen waren wöchentliche und die ersten Zeitungen daher Wochenblätter. Die Periodizität, dieses Hauptmerkmal des Journals, war demnach keine Erfindung der ersten Zeitungsverleger, sondern sie ergab sich von selbst aus dem damaligen Postverkehr. Die Anfänge der Presse fielen auch in eine Zeit, da in deutschen Landen durch die Freiherren von Taxis und ihre in den Hauptstädten ansäßigen Postmeister — in Schaffhausen Klingenfuß, in Bern die Fischer von Reichenbach — das Postwesen einen neuen kräftigen Aufschwung nahm, und es kam nicht selten vor, daß in einer Stadt gerade der Mann, bei dem die Nachrichten von auswärts zuerst eintrafen, nämlich der städtische Postmeister, sich auch im Besitze des Zeitungsregals befand.

Diese Abhängigkeit der Presse von den postalischen Einrichtungen bestimmte vollständig die Rolle der Zeitungen im damaligen Verkehr. Sie waren nichts anderes als Lokalblätter im engsten Sinne des

Wortes, Organe, durch welche das Publikum der Stadt von den mit der wöchentlichen, regelmäßigen Post von außen her einlaufenden Nachrichten („Zeitungen") in Kenntniß gesetzt wurde und deren Wirksamkeit im Anfange nicht über das Weichbild hinausreichte. Sie traten an die Stelle des öffentlichen Ausrufers und bedeuteten einen heute kaum mehr berechenbaren Fortschritt. Durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und bis tief hinein in's 18. blieben die politischen Zeitungen dieser ursprünglichen, vermittelnden Rolle treu. Die Besprechung der lokalen Verhältnisse, eine Aufgabe, die später zuerst anderen publizistischen Organen zugedacht war, fand darin keinen Raum, und die Zeitungen brachten nichts vom Druckorte selbst, wenn nicht außerordentliche Umstände vorlagen. Wo ein Zeitungsverleger von dieser Regel abzuweichen sich erlaubte, da trat die Censur in's Recht, die über den Zeitungen ebenso strenge waltete, wie über den Büchern. Noch 1767 wurde, um aus einer Menge von Zeugnissen nur eines und wahrscheinlich das späteste hervorzuheben, zwischen Schaffhausen, Bern und Zürich ein Abkommen getroffen, demzufolge in allen Zeitungen „die Nachrichten über einheimische Geschäfte unterlassen, und was darauf einfluß haben könnte, mit aller Behutsamkeit verhandlet werden solle". [1])

Diese Ausführungen sollten genügen, um darauf hinzuweisen, daß eine Zeitung des 17. Jahrhunderts, welche regelmäßige Berichte „Auß Franckfurt" enthält, wie die unsrige, vor allem kein Frankfurter Journal sein kann. Der einzige Jahrgang 1633 der „Zeitung Post" zählt in seinen 52 Wochennummern mehr als 40 Frankfurter Korrespondenzen, welche überdies, wie es die Daten beweisen, immer erst geraume Zeit, oft erst drei Wochen nach ihrer Abfassung zum Drucke gelangt sind.

Die „Zeitung Post", bezw. „Wochentliche Ordinari Zeitung" ist somit nicht in Frankfurt gedruckt. Wir müssen den Druckort anderswo suchen.

---

[1]) Manuale des Stadtschreibers im Züricher Staatsarchiv, 17. Dez. 1767.

II.

Einen Anhaltspunkt für die Bestimmung von Zeitungen des 17. Jahrhunderts, welche, wie die gegenwärtige, weder über den Herausgeber noch über den Druckort unmittelbare Angaben enthalten, gewährt offenbar die Herkunft der Berichte. Nach dem Früheren muß der Druckort in einer Gegend liegen, aus welcher man zwar nach der Zusammensetzung des Journals Nachrichten erwarten darf, aus der sie aber ganz fehlen oder nur in besonderen Fällen und in besonderer Form vorhanden sind. Dagegen wird die Umgebung des Druckortes mit besonders häufigen Berichten vertreten sein, da das Nähere immer ausgibiger und vollständiger herangezogen werden kann, als das Fernere.

Das wichtigere Criterium liefert aber die Datirung der Korrespondenzen. Der Druckort liegt natürlich denjenigen Plätzen am nächsten, deren Berichte das jüngste Datum tragen.

Schwieriger ist dagegen ein auf die sprachliche Form der Korrespondenzen sich stützender Beweis, da die Berichte in den seltensten Fällen vor dem Drucke eine den lokalen Verhältnissen angemessene Redaktion erfahren haben.

Die Untersuchung unserer Zeitung auf Grund der angegebenen Merkmale weist uns nach Süddeutschland. Daraufhin deuten namentlich zahlreiche, beinahe regelmäßige Korrespondenzen aus dem Elsaß, aus Schwaben und einer Reihe von kleineren Ortschaften, welche sämmtliche in der Gegend des Bodensees und am Oberrheine liegen. So finden sich Nachrichten aus Constanz, aus Radolfszell, aus Lindau, aus Zell am Untersee, ferner vom hohen Twiel, während von Mitteldeutschland nur die größeren Städte und von Norddeutschland auch diese nicht einmal mit regelmäßigen Berichten vertreten sind.

Was die Datirung betrifft, so läßt hier unser Journal einen um so sichereren Schluß zu, als der Herausgeber sämmtliche Korrespondenzen

nach dem alten Kalender gerichtet hat.[1]) Die ältesten und jüngsten Daten in einigen Nummern mögen hier zur Vergleichung einander gegenübergestellt werden.

Jahrgang 1633 (Q 479).

Ältester Bericht.		Jüngster Bericht.
	Num. 7.	
Preßlau 15. I.	(Venedig 28. I.)	Schwaben 10. II.
	Num. 9.	
Pariß 1. II.	(Venedig 11. II.)	Ab hohen Twiel 25. II.
	Num. 26.	
Rom 11. V.	(Mayland 16. VI.)	Elsaß 19. VI.
	Num. 38.	
Rostockh 5. VIII.	(Venedig 7. IX.)	Zell 16. IX.

Jahrgang 1634 (Q 479).

	Num. V.[2])	
Preßlaw 1. I.	(Venedig 18. I.)	Thurgöw 25. I.
	Num. VIII.	
Prag 15. I.	(Rom 25. I.) (Mayland 8. II.)	St. Gallen 16. II.
	Num. XXIX.	
Lippstadt 21. VI.		Lindaw 8. VII. Lauffenburg 12. VII.
	Num. XLVI.	
Francken 19. IX.	(Vom Rheinstrom 23. X.)	Italien 1. XI.

---

[1]) „Alles gerichtet auff den alten Calender." (1633. Titelblatt.) Q 479.

[2]) Die Zeitungsblätter von 1634 an tragen römische Ziffern.

Obschon erst eine umfassende Vergleichung zu einem sicheren Schlusse berechtigt, so zeigen doch schon wenige Beispiele, daß es meistens Korrespondenzen vom Oberrheine, vom Bodensee und selbst solche aus der Schweiz sind, welche das jüngste Datum tragen. Man möchte den Druckort beinahe am Oberrheine selbst suchen. In Num. XLVI. (1634) stammt die jüngste Nachricht aus Italien. Die italienische Korrespondenz gehört überhaupt, wie aus der obigen Zusammenstellung erhellt, zum Neuesten, was jede Nummer der „Zeitung-Post“ bringt, ein Umstand, der die Annahme nahe legt, daß die Druckerei nicht weit vom Nordfuß der Alpen zu suchen ist.

Durchgeht man die Jahrgänge der Zeitung aufmerksamer, so fällt einem auf, daß die Berichte von Bodensee und Oberrhein ausschließlich vom rechten Ufer stammen, während aus den schweizerischen Städten und Städtchen beinahe keine Korrespondenzen kommen. Wir treffen Nachrichten aus Lindau, Ravensburg, Buchhorn, Constanz, Zell, Radolfszell und vom hohen Twiel, aber keine aus Stein, Schaffhausen, Eglisau. Die österreichischen Waldstädte sind mit Berichten vertreten, während aus Basel ein einziger sich findet. Jedenfalls kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Zeitung nord- oder südrheinischer Herkunft sei.[1])

Während deutsche Zeitungen in ihren Spalten häufige Korrespondenzen „Auß der Schweitz“ oder „Auß der Eydgnoßschaft“

---

[1]) In den beiden Jahrg. 1633 und 1634 vertheilen sich die Berichte von beiden Ufern des Rheines folgendermaßen:

Deutsches Ufer: Elsaß 49 (1634: 41); Schwaben 29 (27); Zell am Untersee 20 (4), die verhältnißmäßig große Zahl von Berichten aus dem Jahr 1633 erklärt sich daraus, daß Zell während der Belagerung von Constanz (1633) zum Kriegsschauplatz gehörte; Bodensee 4 (2); Lindau 3 (2); Radolfszell 2 (0); Twiel 1 (2); Constanz 2 (0); Ravensburg 0 (2); Allgäu 0 (1); Buchhorn 0 (1); Lauffenburg 0 (1); Müllhausen 0 (1).

Schweizerisches Ufer: 1633: Zurzach 4; Bünden 1. — 1634: Thurgau 1; St. Gallen 1; Basel 1.

zum Abdruck bringen,[1]) begegnen wir in unserem Journal neben den regelmäßigen Berichten aus Schwaben und aus dem Elsaß nicht einem einzigen Artikel mit dieser Ueberschrift. Der Jahrgang 1633 enthält überhaupt nur fünf und derjenige von 1634 gar nur drei Nachrichten aus schweizerischen Gebieten. In den betreffenden Nummern tragen dieselben von allen andern das jüngste Datum. Die Meldungen vom rechten Ufer des Rheines erwähnen endlich fast durchweg Ereignisse, die sich auf deutschem Gebiete zugetragen haben. Ganz gleich die schweizerischen Sendbriefe, ein Beweis dafür, daß die Nachrichten von Norden her zusammenlaufen.

Alle diese Beobachtungen führen zu dem Schlusse, daß die „Zeitung Post" bezw. „Wochentliche Ordinari Zeitung" schweizerischer Herkunft ist.[2])

Diese Annahme wird schon durch die in Num. XIII, Jahrg. 1635, sich findende Bemerkung des Herausgebers bestätigt: „Dise Wochen sind keine Brieff auß Teutschland eynkommen."

Nachdem unser Journal sich als schweizerisches Erzeugniß erwiesen hat, erhebt sich die Frage, welche schweizerische Stadt als Druckort zu bezeichnen ist. Nur eine reformirte kann in Betracht kommen, da die Zeitung nach dem alten Kalender rechnet, und die Frage wird sich in Folge dessen auf Basel, Bern, Schaffhausen und Zürich beschränken.

Basel besaß allerdings die älteste Schweizer Zeitung. Dennoch ist nicht daran zu denken, daß die „Zeitung Post" aus einer Basler Druckerei hervorgegangen sei, da die Elsäßer Berichte die bischöfliche Stadt sehr oft erwähnen. Ueberdies empfängt die Zeitung Korrespondenzen aus Basel oder bringt wenigstens solche zum Abdruck. Z. B.

[1]) Vgl. z. B. die „Ordentliche Wochentliche Zeitungen" 1633/34 im Bd. Q 478 der Züricher Stadtbibliothek, nach Opel a. a. O. S. 94 ff. ein Frankfurter Journal.

[2]) Auf das immerhin unzuverläßige Zeugniß der Sprache braucht nicht einmal besonderes Gewicht gelegt zu werden, obschon einzelne lautliche und [illegible]alische Eigenthümlichkeiten ausschließlich schweizerisches Gut verrathen.

„Auß Basel vom 4. Martij" in „Zweyfache gantz bedenckliche Zeitungen", einem nach Num. XV 1634 in Bd. Q 479 eingehefteten Bulletin.

Bern, welches um diese Zeit noch an keiner der die Schweiz durchziehenden Hauptpostlinien lag,[1]) erhielt erst im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts eigene Zeitungen. Wenigstens scheint nichts Früheres bekannt zu sein. Einzelne Nummern der französischen «Gazette de Berne» aus den Jahren 1687—1689, wahrscheinlich von dem damaligen Berner Drucker Samuel Kneubühler herausgegeben, finden sich auf der Züricher Stadtbibliothek.[2]) Im Berner Staatsarchiv konnte weder über dieses Journal, an welchem der berühmte Antoine Teissier (1632—1715) in den Jahren 1689—1691 Mitarbeiter war,[3]) noch über ein früheres etwas Sicheres in Erfahrung gebracht werden. Auch Bern muß daher als Druckort außer Betracht fallen.

Anders verhält es sich mit Schaffhausen, welches vermöge seiner Lage an der Grenze von jeher einen Hauptpunkt des Verkehrs bildete, an welchem mehrere Postkurse zusammenliefen. Die „Zeitung Post" enthält auch keine direkten Berichte aus Schaffhausen, eine Thatsache, die ebenfalls für die Annahme, daß sie daselbst gedruckt worden wäre, spricht. Auf Grund einer handschriftlichen Notiz kann jedoch eine Schaffhauser Zeitung erst im Jahre 1668[4]) nachgewiesen werden, und die Akten des dortigen Archivs scheinen weder über diese noch über eine frühere Auskunft zu ertheilen; auch ist von Schaffhausen und von allerlei Vorgängen daselbst in deutschen Korrespondenzen unseres Journals so oft die Rede, daß man ohne triftigere Gründe über eine bloße Vermuthung nicht hinauskommt.

---

[1]) Ch. Hoch, Die ersten Posteinrichtungen in der Schweiz. Bern. Taschenbuch 1884. Bd. 33, S. 68 ff.

[2]) u. [4]) Diese Notizen stammen aus einem Manuscripte des Hrn. Staatsarchivar Dr. Paul Schweizer in Zürich, welches dem Verfasser in freundlicher und verdankenswerther Weise zur Verfügung gestellt wurde.

[3]) Gaullieur, Etudes sur l'Histoire Litéraire de la Suisse française. Genève et Paris 1856, pag. 25.

Ein besonders glücklicher Zufall weist uns nach Zürich.

Schon Opel hat die Vermuthung ausgesprochen, daß die ganze hiesige Zeitungssammlung aus Journalen bestehe, welche „wahrscheinlich der Herausgeber eines Züricher Blattes aus Deutschland, England und den Niederlanden zu beziehen pflegte". [1]) Diese Vermuthung wird durch den Inhalt von Bd. Q 478, den wir einer genaueren Prüfung unterziehen müssen, bestätigt.

In Fragmenten sind hier vier verschiedene Journale vereinigt, nämlich:

1. Die „Zeitung Post". [2])

2. Die „Straßburger Zeitung" [3]) (von Joh. Carolus). [4])

3. Die „Ordentliche Wochentliche Zeitungen". [5]) Opel hält dieselbe für eine „Frankfurter Postzeitung", welche vermuthlich von dem taxischen und später königl. schwedischen Postmeister Johann von den Birghden (1582—1654) herausgegeben wurde. [6])

---

[1]) Opel S. 43.

[2]) Jahrg. 1633: Num. 1—48, 50—52 & ult. — 1634: Num. 40. — 1635: Num. 1—3, 6—9, 11—15, 17, 19—21, 25—30, 32, 33, 37, 38, 40—45, 49, 50. — 1636: Num. 6, 8, 10, 12, 13, 18, 52. Einzelne Num. sind in zwei Expl., Num. 12 (1635) sogar in drei Expl. vorhanden. Zu diesen Num. kommen noch die vollständigen Jahrgänge 1633—1638 in den Bdn. Q 479 bezw. Q 480 hinzu.

[3]) 1633: 3 Num. — 1634: 32 Num. — 1635: 39 Num. — 1636: 42 Num.

[4]) Vgl. S. 176.

[5]) 1633: keine Num. — 1634: 57 Num. — 1635: 35 Num. — 1636: keine Num. Auch einzelne Num. dieser und der Straßb. Ztg. sind doppelt vorhanden.

[6]) Opel S. 94—100. Die O. W. Z. ist wirklich ein Frankfurter Journal. Der Beweis kann geleistet werden. Auf dem Titel der nach „Ztg. Post" 1635 Num. XXV eingehefteten „Advisen" werden u. a. die in „Franckfurt im Truck publicierten Novellen" als Quelle angegeben. Ein in den Advisen abgedruckter Artikel „Auß Staßfurt" (28. April, 8. Mai) stammt aber aus den „O. W. Z." 1635, Nr. 24 und 25, wie die handschriftlichen Zeichen in den letzteren beiden Nrn. zeigen. Die „O. W. Z." müssen daher nothwendig selbst jene Frankfurter „Novellen" sein.

4. Die „Ordentliche Wochentliche Post Zeitungen"; [1]) nach Opel wahrscheinlich „die kursächsisch-leipziger Postzeitung". [2])

Alle drei ausländischen Journale verrathen sich auf den ersten Blick als Redaktionsexemplare durch den Umstand, daß die einzelnen Blätter an vielen Stellen mit Strichen, Korrekturen, ganzen Bemerkungen u. s. w. in Rothstift, Blei oder Tinte versehen sind. Der Gedanke drängt sich auf, ein mit Schere und Stift arbeitender „Zeitungsteller" habe hier seines Amtes gewaltet und die fremden Journale, wie es das primitive Handwerk seiner Zeit mitbrachte, als ausgibige und wahrscheinlich beinahe ausschließliche Quelle für sein eigenes Unternehmen benützt. In der That muß das neue Organ, welches auf diese Weise sich bildete, nicht weit gesucht werden, denn es ist kein anderes als die „Zeitung Post". deren schweizerische Herkunft sich soeben herausstellte.

Die Vergleichung des Journals mit den in Bd. Q 478 enthaltenen fremden Blättern zeigt, daß es durchaus von den letzteren abhängig ist. Einige Beispiele mögen dies beweisen.

1.

Straßburger Zeitung. 1636, Num. 12.	Zeitung Post. 1636, Num. XIII.
Auß Marckirch/ vom 10. 20. Martij.	Auß Marckirch vom 14. 24. Martij.
..... vnd der Marquis de la Force/ so abwesend seines Herren Vatters/ die Frantzösische Armee der Ohrten Commandirt/ es in er=	Nachdem Marquis de la Force/ so abwesend seines Vatters/ die Frantzösische Armee der orten commandiert/ in erfahrung gebracht/

[1]) 1633: keine Num. — 1634: keine Num. — 1635: 8 Num. — 1636: 9 Num.

[2]) Opel S. 185—189. S. 189: „Damit würde dann auch das an verschiedenen Stellen der Titel-Ueberschrift befindliche C seine Erklärung „C(hursächsische)" gefunden haben."

fahrung gebracht/ hat er die gründliche Marche zu erkündigen/ den Obristen Gassion mit ohngefehr 600. so Teutschen/ als Frantzösischen Reuttern voran geschickt/ vnd ist er selbst mit 2000. außerlesenen Mußquetierern vnd ohngefehr noch 1500. Pferdten gefolgt . . . . . .

Es geben aber etliche Lothringische Bauren/ so diesem jhrem Vnglück nicht fern gewest/ fast einhellig für/ als ob der Obriste von den Croaten Todt geblieben/ der Coloredo aber selbsten neben viel andern hohen Officierern gefangen were/ davon man aber eines mehrern grunds/ von andern Orten erwarten muß.

das Coloredo mit den Croaten im auffbruch/ hat er die grundliche marche zu erkundigen/ den Obristen Gassion mit vngefehr 600. so Teutschen/ als Frantzösischen Reutern voran geschickt/ vnd ist er selbs mit 2000. außerlesenen Musquetierern vnd ohngefehr noch 1500. Pferden gefolgt . . . .

. . . . der Obriste von den Croaten ist todt geblieben/ Coloredo aber selbs neben viel andern Officierern gefangen/ vber 1600. Mann geblieben/ vnd 10. Cornet erobert worden.

2.

Frankfurter Zeitung.
29. Extraordinarj. 1635.

Extract Schreibens auß Dantzig vff Hamburg/ vom 3. 13. Maij.

. . . . Dieweil der König mit vielen guten Remonstrationen sich zu dem Evangelischen/ vnd folgends dem Teutschen wesen/ nicht wenig geneigt bezeige/ und dadurch dem alten Schwedischen Eyffer vnd vn-

Zeitung Post.
1635. Num. XXV.

Extractschreibens auß Dantzig auff Hamburg vom 3. 13. Maij.

. . . . Dieweil der König mit vielen guten Remonstrationen sich zu dem Evangelischen/ vnd folgends dem Teutschen Wesen nicht wenig geneigt bezeige/ vnd dardurch dem alten Schwedischen Eyfer vnd Vn-

willen in vielem mercklich benommen/ also das man auch nun mehr wegen deß Königl. Tituls vnd Prætension vff die Cron Schweden fast stützig vnd das Kupffer etwas wolfeyler gibt/ vnd eins vor alles/. allen denen discrepantien vnd mißverständen reciprocâ assecuratione & stipulatione abgeholffen werden möge/ nemblich hâc lege & conditione/ Jhn den König pro Rege Sueciæ zu agnoscirn vnd anzunemen/ wann er sich gäntzlich zu der Evangelischen Religion der alten vnveränderten Augsburgischen Confession bekennen/ der Schwedischen Händel im Teutschen Reich so bald annehmen/ dieselbe wie von König Gustavo höchstseeligster Gedächtnus angefangen/ fortsetzen vnnd zu ende bringen..

willen in vielem mercklich benommen/ also das man auch nunmehr wegen des königlichen Tituls vnd Pretension auff die Cron Schweden vast stützig/ vnd das Kupffer etwas wolfeyler gibt/ vnd eins für alles/ allen denen mißverständen abgeholffen werden möge/ namlich Jhn den König anzunemmen/ wann er sich gäntzlich zu der Evangelischen Religion bekennen/ der Schwedischen Händel im Teutschen Reich so bald annemmen/ dieselbe/ wie von König Gustavo/ höchstseligster Gedechtnuß angefangen/ fortsetzen/ vnd zu end bringen . . . .

3.

Leipziger Zeitung.
1636. Num. X.

Auß Thüringen/ vom 18. 28. Febr.

Newes hat man jetzo/ Nachdem die Schwedischen hin und wieder gestreifft/ vnd biß eine Meil

Zeitung Post.
1636. Num. XI.

Auß Thüringen vom 19. 29. Februarij.

Nachdem die Schwedischen hin vnd wider gestreifft/ vnd biß ein meil von Erfurt/ in etlichen Er=

von Erffurt/ in etlichen Erffurtischen auch Chur Sächsischen Dörffern/ Pferd vnd Vieh weggenommen/ in Meynung solches wegzubringen/ so haben sie es doch nicht zu Werck richten können/ . . . . Das Schwedische Volk ist in dieser Kälte sehr durchgangen/ vnd erfroren/ haben vberall so vbel gehausset/ ärger als niemals einiger Feind . . . .

furtischen auch Chur Sächsischen Dörffern/ Pferd vnd Vieh hinweg genommen/ in meynung solches hinweg zu bringen/ so haben sie es doch nicht zu werck richten können . . . .

Diese drei zur Vergleichung herangezogenen Stellen sind in den ausländischen Journalen theils mit Strichen, theils mit handschriftlichen Korrekturen versehen. Ein Strich am Rande sollte offenbar dem Setzer andeuten, daß der daneben stehende Artikel in die neue Zeitung aufzunehmen sei, während umgekehrt das, was dem Herausgeber nicht gefiel, wiederum zur Wegleitung des Setzers in der Vorlage einfach getilgt wurde. Alle oben gesperrten Worte sind in den Blättern, denen sie entstammen, gestrichen und fehlen daher in der „Zeitung Post".

In der Straßburger Zeitung finden sich überdies neben der unter 1. angegebenen Korrespondenz am Rande folgende handschriftliche Bemerkungen:

„a. nachdem.

b. das Coloredo mit den Croaten im vff=[1]) [bruch: weggeschnitten!]

c. vber 1600 man gebliben 10 cornet erobert worden."

---

1) „vffbruch", der gedruckte Text hat „auffbruch". Neben dem ebenfalls handschriftl. „bylag" (Frankfurt. Ztg. 1634, 67 u. a. a. O.), welches in dem gedruckten Titel (Zeitg. Post 1634, XLIX), in „Beylag" übergeht, beweist diese Form genügend die schweiz. Herkunft. Sie kennzeichnet jene Uebergangsstufe im Anfang des 17. Jahrh., da man in der Schrift zwar dem heimischen Vokalismus treugeblieben war, im Druck aber schon die modernen

Der Text der „Zeitung Post“ hat sich thatsächlich um dieselben erweitert, wie aus der Vergleichung hervorgeht.

Diese Beispiele, welche sich in beliebiger Zahl vermehren lassen, genügen, um die Abhängigkeit der Schweizer Zeitung von den fremden Journalen zu kennzeichnen. Es handelt sich also nicht um eine gemeinsame Quelle, wie man vermuthen könnte, sondern um einfachen Nachdruck.[1]) Die in Bd. Q 478 erhaltenen Fragmente sind demnach Ueberreste der Straßburger, der Frankfurter und der Leipziger Zeitungen, welche die unmittelbare Quelle der schweizerischen „Zeitung Post“ bildeten.[2])

Nunmehr läßt sich auch die Frage nach dem Druckort beantworten.

Etliche Nummern der Frankfurter Zeitung tragen theils neben, theils unter dem Text die deutlich mit Tinte geschriebene Randbemerkung

---

Diphthonge angenommen hatte. (Vgl. Kluge, Von Luther bis Lessing. Straßburg 1888. S. 70 ff.) Weitere mundartliche Merkmale bieten die Uebergänge vffm: „Zeitg. Post“ auffm; Fourage: Fuoter; nach: naher; Keyser: Kayser; abgefertigt: abgefertiget; verschieden (part. perf.): verscheiden; Fähnlein: Fendlein; Neutralität: Neutralitet; davon: darvon; Himmelfahrt: Auffahrt; vnter Weges: vnderwegs. Da wir nun die Vorlage, nach welcher der Herausgeber der „Zeitg. Post“ arbeitete, kennen und die redaktionelle Thätigkeit selbst annähernd genau zu umschreiben vermögen, gewinnt der sprachliche Beweis an Sicherheit. Jene lautlichen, flexivischen und lexikalischen Veränderungen, wie sie oben angedeutet sind, konnte aber nur ein schweizerischer Herausgeber vornehmen.

1) Opel scheint die Frage offen zu lassen. Vgl. S. 256.

2) Für die Jahrgänge 1633—1638 wurden allem Anschein nach keine englischen und niederländischen Journale benützt, wie aus der S. 190 zitirten Bemerkung von Opel etwa hervorgehen könnte. Die letztere bezieht sich auf „Europische Saterdaeghs Courant“ (1644), ein Amsterdamer Blatt von Mathijs van Meininga, auf „Courante uyt Italien ende Duytschlandt“ ꝛc. (1644), ebenfalls eine Amsterdamer Zeitung von Jan van Hilten, „Ordinaris Dinghs-daegsche Courante“ (Amsterdam 1646) von Jooſt Broersz, endlich auf „Le Mercure Anglois“ (London 1644/45) von Robert White, später von Nicholas Bourne, welche wahrscheinlich der Fortsetzung der „Zeitung Post“ als Quelle dienten und in Bd. Q 481 in einzelnen Nummern erhalten sind.

„**Zürch**".[1]) Dieselbe kann, so unvermittelt wie sie auftritt, nur als **Post-Adresse** oder wenigstens als **Leitvermerk** aufgefaßt werden. Dafür spricht schon die kontrahirte Form „Zürch", welche von einem ausländischen Schreiber herrühren muß und am Druckort des Journals offenbar bekannt war, da sie auch im Text verwendet wurde.[2]) Einzelne Blätter einer Zeitungssammlung der Züricher Kantonsbibliothek, welche mit Tinte geschriebene Adressen am Rande tragen, mögen beweisen, daß man in der That schon im 17. Jahrhundert Journale auf diese Weise der Post übergab.[3]) Die Bemerkung scheint ferner zu einer gewissen Zeit (Herbst 1634) regelmäßig geschrieben worden zu sein; wenigstens findet sie sich zwei Mal in aufeinander folgenden Nummern und zudem in allen zwischen den Nummern 54 und 59 in Bd. Q 478 erhaltenen Blättern der Zeitung mit Ausnahme der Doubletten. Endlich rühren die Schriftzüge nicht immer von der nämlichen Hand her; so stammt der Name „Zürch" in Nr. 68 von einem andern Schreiber als in den übrigen. Sie gehen aber auch nicht auf den Urheber der übrigen handschriftlichen Bemerkungen zurück, welche einen ganz andern Charakter verrathen. Die Annahme, daß die Bemerkung **später** in die Zeitung gekommen wäre, ist ebenfalls ausgeschlossen, da sie in Nr. 65 auf der innern Seite des Randes angebracht ist und in den Falz des Einbandes hineinreicht. Wie hier wird sie daher auch an den andern Orten auf die losen Blätter geschrieben sein, zu einer Zeit, da der Band Q 478 als Ganzes, welcher der äußeren Erscheinung nach der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehört, noch nicht vorhanden war.

---

[1]) 1634 Num. 54, 55, 58, 59, 65, 68. Die Bemerkung würde sich in mehr Nrn. finden, wenn nicht häufig der Rand weggeschnitten wäre.

[2]) Jahrgang 1634 Num. 42 (Bd. Q 478) „Auß der **Schweitz**/ vom 6. 16. Julij ... Es haben kurtz verwichener Zeit zu **Zürch** dem Bapstthumb abgesagt" u. s. w.

[3]) „An Junkher von Waldkirch in Rheinau" (Bde. Rn 112—118, 120, 125). Ferner: „Pater Göldi, Kuchimeister in Rheinau" (Bd. Ri 117). Die aus der Rheinauer Bibliothek stammenden Bände enthalten Zeitungen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Randbemerkung „Zürch" in der Frankfurter Zeitung läßt daher kaum eine andere Erklärung zu als die, daß sie die Post-Adresse oder wenigstens einen Bestandtheil derselben bildete. Die Frankfurter Zeitung gelangte nach Zürich, ihrem Bestimmungsort; mit ihr die Straßburger und die Leipziger Zeitung. Die drei Journale befanden sich von jeher in zürcherischem Besitze. Hier benützte sie auch der Herausgeber als Quelle für sein eigenes publizistisches Unternehmen, und mit ziemlicher Sicherheit kann die „Zeitung Post" daher als Züricher Druck bezeichnet werden.[1])

---

1) Der Katalog der Züricher Stadtbibliothek gibt für die „Ordinari Wochenzeitung" in Klammer mit Fragezeichen Zürich als Druckort an. P. Schweizer hält es nach einläßlicher Untersuchung hauptsächlich der jüngeren Jahrgänge, wobei zum Theil andere Gesichtspunkte als hier maßgebend waren, für wahrscheinlich, daß die „Ordinari Wochenzeitung" in Zürich erschien. (Vgl. auch Quellen zur Schweizer Geschichte. Vierter Bd., S. XXV, Anm. 2: „Die Ordinari Wochenzeitung, welche vermuthlich in Zürich erschien" u. s. w.

— Merkwürdig ist, daß Opel nicht auf diesen Gedanken kam. In seiner Darstellung des gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses der in Bd. Q 478 enthaltenen Zeitungen haben sich übrigens einige Irrthümer eingeschlichen, welche eine Berichtigung erfordern.

1. Zu Opel S. 255 ff. Die drei Berichte aus Eger über die Ermordung Wallensteins in der Straßb. Ztg. (1634, 10), in der Frankf. Ztg. (1634, 12) und in der „Zeitg. Post" (1634, XI) stimmen wörtlich überein. Die Bemerkung von Opel, daß in dem Bericht der Frankf. Ztg. nach „Lawenburg" die Worte „des Abends" fehlen, ein Umstand, der gegen eine Entlehnung der „Zeitg. Post" aus der Frankf. Ztg. sprechen würde, ist unrichtig. Die Worte „des Abends" fehlen nicht. Wahrscheinlich druckten sowohl die Straßb. Ztg. als die „Zeitg. Post" die Frankf. Ztg. nach. Wenigstens sind Num. 10 der Straßb. Ztg. (letzt. Datum 13. III. n. St.) und Num. XI der „Zeitg. Post" (letzt. Datum 4. III. a. St.) offenbar nach Num. 12 der Frankf. Ztg. (letzt. Datum 24. II. a. St.) erschienen. Sicher hat „Zeitg. Post" Num. XI den Bericht aus Frankf. Ztg. Num. 12 entlehnt, da er in der letztern roth angestrichen ist. Ebenso die Korrespondenzen aus Haag, Weyden, Wunsiedel, die sich in der „Zeitg. Post" Num. XI finden.

2. S. 257: „Wir bemerken zugleich, daß in beiden Blättern [Frankf. Ztg. und „Zeitg. Post"] entlehnte Artikel durch kleinere Schrift bezeichnet werden." Für die „Zeitg. Post" in dieser Allgemeinheit unzutreffend! Die kleinen Lettern, welche aus andern Gründen verwendet wurden, bilden hier kein Criterium für die Entlehnung. Z. B. erscheinen in „Zeitg. Post" 1634, LIII & ult.

Die ganze Zeitungssammlung, die sich schon äußerlich als ehemaliges Besitzthum des Zeitungsverlegers darstellt — man beachte die gleichmäßigen Einbände, den tadellosen Zustand, in welchem sich die offenbar ungebrauchten Blätter befinden, endlich das Vorkommen von Doubletten — kann kaum auf anderem Wege in unsere Stadtbibliothek gekommen sein als aus dem Nachlaß einer zürcherischen Druckerei. Die Frage erhebt sich, welche von den damaligen Druckereien in Betracht kommt.

Leider besitzen wir zur Stunde noch keine Geschichte des zürcherischen Bücherdruckes. Wir müssen uns mit einer Reihe von zerstreuten Abhandlungen, von Monographien, Neujahrsblättern, Gelegenheitsschriften behelfen, während das umfangreiche Material noch einer litterarischen Verwerthung harrt.

Aus den Akten geht hervor, daß in Zürich 1631 zwei Druckereien

---

die aus Straßb. Ztg. 1634, 51 entlehnten Berichte „Aus Wormbs; auß Speyer; auß Colmar; vom Rheinstrom" in gewöhnlichen Lettern, während umgekehrt Originalkorrespondenzen, z. B. „Auß Zell" (1634, X); „Auß Lauffenburg" (1634, XXIX); „Ab hohen Dwiel" (1634, XXVII) in kleinerer Schrift gesetzt sind. — Wie kann ferner Num. XXIV „Zeitg. Post" 1634 „ungefähr um den 5. Juni veröffentlicht sein" (Opel S. 258), wenn der jüngste darin sich findende Bericht das Datum des 8. Juni trägt?

3. S. 258 ff. Bei der Besprechung der handschriftlichen Bemerkungen in Bd. Q 478 fällt Opel auf, daß der Leser in Num. 39 (Straßb. Ztg. 1635) das Wort „Schweitzer" in „Eydtgenossen" verwandelt. (Opel S. 260.) Auf einen schweizerischen Leser scheint ihm auch die Notiz „Bylag" (Frankf. Ztg. 1634, 67) hinzuweisen. Die Bemerkung „Zürch" führt ihn endlich zu folgendem Schlusse:

„Alle diese Rothstiftbezeichnungen und Randbemerkungen machen es wahrscheinlich, daß die jetzt in Zürich befindlichen Reste deutscher Zeitungen ganz oder zum Theil die Restbestände der Redaktionsexemplare bilden, welche von dem Herausgeber eines züricher Blattes gehalten wurden. Wir werden annehmen dürfen, daß die Zeitungen in der durch die Correcturen veränderten Form ausgeschrieben und dann wahrscheinlich gedruckt wurden." (Opel S. 260.) Vgl. auch Opel S. 43. Anm.

Opel hätte demnach ebenfalls die „Zeitg. Post" für ein Züricher Journal erklärt, wenn ihm nicht entgangen wäre, daß gerade diese Zeitung den Text der andern drei Blätter „in der durch die Correcturen veränderten Form" aufgenommen hat.

bestanden, die Bodmer'sche und die Hamberger'sche.[1]) Die erstere gehörte damals den Erben des früheren Goldschmieds Hans Jakob Bodmer, welcher, nachdem er die Offizin im Oktober 1626 von Schultheiß Wolff, dem Nachfolger Froschowers, erworben hatte, schon gestorben war. Sie besaß Rang und Titel einer Züricher Haupt- oder „Kanzlei-, Kirchen- und Schul-Truckerey". Die zweite Druckerei war 1629 gegründet worden und befand sich um diese Zeit im Besitze von Meister Georg Hamberger.

Im gleichen Jahre 1631 wurden beide Druckereien von den Züricher Nachgängern, das heißt von den verordneten Censoren einer gründlichen Inspektion unterworfen, wobei es sich herausstellte, daß nur die Bodmer'sche Offizin auf der Höhe der Zeit stand, während Hamberger eine

---

[1]) Dies und das Folgende aus Akten vom 15. Okt. 1626 und 18. Sept. 1631 (Züricher Staatsarchiv. Relig. und Schulsachen 1. Mappe). Noch 1643 (Februar) und 1660 (Censurordnung vom 22. Okt.) besaß Zürich nur diese beiden Druckereien. Die Hamberger'sche wurde 1709 nach Konstanz verkauft (Denkschrift der Museum-Gesellschaft in Zürich. 1840. S. III.) Die Geßner'sche Druckerei, von Andreas und Hans Jakob Geßner auf Antrieb des Dr. Conr. Geßner gegründet, starb 1564 in der Pestzeit aus und wurde erst Anfangs der 60er Jahre des 17. Jahrh. wieder eröffnet. (Zürich. Staatsarchiv a. a. O. Supplikation der vereinigten Buchdrucker. 1714 ohne Datum.) Auch die Hardmeyer'sche Druckerei, 1609 durch Joh. Hardmeyer gegründet, scheint daher zwischen 1631 und 1660 nicht mehr bestanden zu haben. Erst unter Michael Schaufelberger, welcher die Wittwe Hardmeyers heirathete, und seiner Tochter Barbara, die eigentlich als ledige Weibsperson „nach alten Gebräuchen keinen eigenen Rauch führen viel weniger gesind fürderen" durfte, muß die Offizin wieder zu Ansehen gekommen sein. (Züricher Staatsarchiv a. a. O. Supplik. von 1714.) Michael Schaufelberger erscheint 1666 wegen eines Preßvergehens vor Gericht (Zürich. Unterschreibermanuale. 1666. 6. Dez.), muß aber Ende des nämlichen Jahres oder Anfangs des folgenden gestorben sein, da bereits im Sommer 1667 seiner Wittwe und der hinterlassenen Tochter zugestanden wird, daß ihre Verlagswerke in Zürich fürder nicht nachgedruckt werden dürfen. (Züricher Staatsarchiv a. a. O. Aktenstück vom 3. Heumonat 1667.) Die Schaufelberger'sche Druckerei besaß das Privilegium der älteren „Freytagszeitung", welches 1698 sammt der Offizin auf die Brudersöhne der Barbara Schaufelberger, Rudolf und Christoph Hardmeyer als nächste Erben überging. (Züricher Staatsarchiv a. a. O. Aktenstück vom 13. Dez. 1698.)

ganz klägliche Einrichtung besaß. Der Inspektionsbericht an den Rath, welcher das ganze Schriften- und Pressenmaterial der beiden Druckereien namentlich aufführt, gehört zu den werthvollsten Dokumenten der zürcherischen Buchdruckereigeschichte des 17. Jahrhunderts. Bei der nämlichen Gelegenheit wurden auch zwischen beiden Druckereien die ererbten Privilegien auf's neue geschieden. Gegenüber Hamberger war die Partei der Wittwe und der unmündigen Kinder Bodmers vor Gericht durch den Zunftmeister Hans Heinrich Bodmer vertreten.

Wenn wir nunmehr nach diesen Aufschlüssen die unmittelbare Herkunft der „Zeitung Post" zu bestimmen suchen, so wenden wir uns, da die Ausstattung des Blattes auf eine bedeutendere Druckerei weist, zuerst nach der Bodmer'schen Offizin. In der That offenbart sich durch die Vergleichung eine so auffallende Verwandtschaft zwischen dem Journal und gleichzeitigen Bodmer'schen Drucken, daß der Schluß nahe liegt, das erstere sei ein Erzeugniß der Bodmerschen Werkstätte. Allerdings muß ein auf die typographische Aehnlichkeit sich aufbauender Beweis für die Zeit, da das Material, dem Verfalle der Kunst gemäß, im allgemeinen einförmig war, von vorneherein problematisch erscheinen; denn auch die Zeitungen bewegten sich in gewissen herkömmlichen Formen, die nicht stark von einander abwichen. So findet sich beispielsweise die Randverzierung auf dem Titelblatt der „Zeitung Post" (s. Opel Tafel III und VI), welche bis und mit Num. 14 (1633) auf den einzelnen Blättern und später auf Beilagen auch als Kopfleiste erscheint, noch bei zwei andern Journalen, nämlich bei der Straßburger Zeitung, so lange wir dieselbe in Bd. Q 478 verfolgen können, und bei einer auf der königl. Bibliothek zu Stuttgart aufbewahrten Zeitung (Jahrgänge 1619 und 1624—1627), welche Opel für ein süddeutsches und zwar für ein Augsburger Organ hält.[1]) Dagegen ist die Ausstattung der „Zeitung Post" in anderer Hinsicht originell genug, um eine Reihe von weiteren, den

---

[1]) Ueber eine bisher unbekannte südd. Zeitg. Mit 3 photographischen Abbildungen. (Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, X, 207 ff.)

Schluß rechtfertigenden Merkmalen zu ergeben. Einige Beispiele mögen dies zeigen.

Bis Anfang 1636 ist die Zeitung in Fraktur (Cicero) gedruckt. Mitten in Num. IV (1636) erscheint aber ein Bericht „Auß dem Elsaß" in Schwabacher Lettern, welche von da an willkürlich mit Fraktur abwechseln. Neben diesen Sorten wird fortwährend eine Nonpareille-Schrift verwendet. Mit Zier- und Titelschriften scheint die Offizin ebenfalls wohl ausgerüstet gewesen zu sein. Größere verzierte Initialen erscheinen z. B. in den Bulletins von 1634.

Charakteristisch für die „Zeitung Post" ist aber vor allem die bereits erwähnte Verzierung. Dieselbe besteht in ihren kleinsten Theilen aus drei Arten von Stöckchen, welche je eine quadratische Druckfläche von 25 mm² besitzen. Diese Stöckchen wurden in verschiedener Weise zu Rand- und Kopfleisten zusammengesetzt und zum Druck verwendet. Gerade durch die Mannigfaltigkeit, womit dies geschah, zeichnet sich das Journal vor andern, welche die Verzierung gleichfalls besitzen, aus. Die Verzierung bot den Vortheil, daß Räume von beliebiger Ausdehnung und Form damit ausgefüllt werden konnten, je nachdem man eine Anzahl von Stöckchen der Länge und der Breite nach aneinander reihte. Auf diese Weise entstanden die arabeskenartigen Bänder auf den Titelblättern von 1633 bis 1636 und den Nummern 1—14 (1633). Indem die Stöckchen einer Art (später von zwei Arten) in eine Reihe zusammengeschoben wurden, erhielt man ferner die 5 mm. breite Kopfleiste, welche das Kennzeichen der „Zeitung Post" von Num. 15 (1633) bis Num. 52 (1638) ausmacht. Endlich fügen sich die Stöckchen auch zu kreuzförmigen Ornamenten zusammen, welche in den Beilagen von 1634 zuweilen den Abschluß einer Seite bilden.

Je mehr solcher Merkmale vorhanden sind, desto größere Sicherheit gewinnt das Resultat der Vergleichung.

Es ist kein Zufall mehr, wenn die angegebenen typographischen Eigenthümlichkeiten der „Zeitung Post" auch in annähernd gleichzeitigen Drucken der Bodmer'schen Offizin sich nachweisen lassen. Die „Non-

pareille"-Schrift hatte schon 1631 vermöge ihrer Feinheit und Zierlichkeit die Verwunderung der Züricher Scholarchen erregt, wie der Bericht ausdrücklich betont.[1]) Die Initialen und das bekannte Ornament sind überall zu finden; das letztere gehörte seit dem 16. Jahrhundert zum Material der Werkstätte, da es schon in Wolff'schen und Froschower'schen Drucken auftritt.[2]) Sogar der gleiche Rahmen, wie bei den Titelblättern der „Zeitung Post", wird für eine Denkschrift des großen Züricher Antistes verwendet.[3]) Ein Umstand vor allem läßt sich nur dadurch erklären, daß das Journal aus dem Bodmer'schen Druckhause hervorging. In den nach den Nummern XV, XXI und XXX (1634) eingehefteten Bulletins der „Zeitung Post" findet sich auf der letzten Seite als Abschluß ein größeres dreieckiges Ornament, das sich u. a. auch in Num. 8 (1635) der Straßburger Zeitung zeigt. Die Abdrücke desselben in der „Zeitung Post" sind aber, im Gegensatz zum Straßburger, durch zwei schwarze Flecken, in der Setzersprache „Spieße" genannt, entstellt, welche offenbar von den Nägeln herrühren, mit denen das Cliché auf dem Holzstock befestigt war. In der ganz gleichen Form, ebenfalls durch die Nagelspuren verunstaltet, finden wir jedoch das Ornament in zwei Bodmer'schen Drucken[4]) wieder, Beweis genug dafür, daß es hier wie dort vom nämlichen Stocke herrührt.

---

[1]) „In der Teütschen Sprach hatt man noch ein sonderbare kleine vnnd reine Schrifft, wirt genembt Nonpareilles, die Herr Truckerherr Bodmer Selig von newem gießen vnnd mit derselbigen die Bibel in einem gar kleinen format wellen trucken laßen." (Züricher Staatsarchiv a. a. O. Bericht der Censoren von 1631.)

[2]) Auch Oporin in Basel verwendet das Ornament, das sich einer besonderen Beliebtheit erfreute.

[3]) J. J. Breitinger, Trostschrift an das Hauß Wildegg ꝛc. Zürich, J. J. Bodmer, 1628. 8.

[4]) Vgl. J. J. Breitinger, Gemeinschafft Des Leibs vnd Bluots vnsers lieben Herren vnnd Heylands Jesu Christi u. s. f. Zürich, J. J. Bodmer, 1627. 8. Ferner vgl. vom nämlichen Verfasser: „Verstendliche anleitung Wie man in Statt vnnd Landschafft Zürich außrechnen solle die Freundschafft. Zürich, Jacob Bodmer, 1626. 8.

Die „Zeitung Post" stammt demnach, wie die Untersuchung mit Sicherheit ergibt, aus der Druckerei der Bodmer'schen Erben in Zürich.

Schließlich bleibt die Frage zu beantworten übrig, welche Stellung die „Zeitg. Post" unter den Züricher Journalen des 17. Jahrhunderts einnahm.

Im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek (1841) hat J. Horner die zürcherischen Zeitungen bis 1683 zurück verfolgt. In diesem Jahre erschienen in Zürich zwei Zeitungen, die „Montägliche Wochen-Zeitung" in der Geßner'schen und die „Ordinari-Wochenzeitung" in der Schaufelberger'schen Druckerei. Während das zuerst genannte Journal wahrscheinlich Anfangs der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts eingieng, besteht das zweite nach Horner in der Züricher „Freitagszeitung" bis auf den heutigen Tag. Am Eingang einer Darstellung der zürcherischen Presse wies G. Meyer von Knonau sodann darauf hin, daß die „Montägliche Zeitung" schon 1673 herauskam, daß es aber bereits 1666 in Zürich eine Zeitung gegeben habe.[1]) In dem früher erwähnten Schweizer'schen Manuscripte findet sich der Nachweis der Schaufelberger'schen „Ordinari Wochenzeitung" bis 1776. Auch ist darin Meyers Nachricht von der „Montäglichen Zeitung" nicht nur bestätigt, sondern es zeigt sich, daß dieselbe 1773 nur die Fortsetzung eines früheren Journals bildete. Das nämliche Manuscript gewährt auch die Anknüpfungspunkte für den weiteren Verlauf der Untersuchung.

Zunächst sind wir auf urkundliche Belege angewiesen.

Daß Zürich schon 1670 eine eigene Zeitung besaß, geht aus einer Depesche des französischen Gesandten Mouslier in Solothurn an den Minister Lionne hervor.

„1670. Mars 14. Soleure. Mouslier à Lionne.

..... Le canton de Zurich a souffert, qu'on ayt mis dans leurs gazettes imprimées, que les Anglois, Suédois

---

[1]) G. Meyer von Knonau, Der Kanton Zürich. St. Gallen und Bern. 1844/46. II, 102 ff.

et Hollandois alloient déclarer la guerre à la France . . . . Un père capucin m'a dit après avoir vu cette gazette, qu'il savoit il y a longtemps, que les Espagnols travailloiént à susciter le plus d'ennemis qu'ils pouvoient à la France.

Mouslier." [1])

Im Jahr 1667 wird sodann dem Zunftmeister Bodmer [2]) aus vielfältigen und erheblichen Ursachen „der Calender und Zythungsdruckg" als Privilegium bewilligt. [3])

Allein bereits 1666 wurden in Zürich Zeitungen gedruckt. In diesem Jahre sah sich nämlich die Behörde veranlaßt, dem Rathsprocurator Michael Schaufelberger, welcher eine „Extra Ordinari Wochenzeitung" aus Regensburg herausgegeben und wegen einer Ungehörigkeit das Mißfallen des Rathes und der Nachgänger erregt hatte, den ferneren Zeitungsdruck zu untersagen. Denn ganz abgesehen von den unnöthigen Kosten, die daraus erwachsen, so sagt der Bericht, sei es weder anständig noch zulässig, daß in Zürich zweierlei Zeitungen erscheinen. Es möge daher mit der „Ordinari Wochen Zeitung", welche „die Zythen vnnd Jahr hero" in der Bodmer'schen Druckerei herauskomme, sein Bewenden haben. Der Bericht läßt auch deutlich die Absicht durchschimmern, den Inhabern der letztgenannten Offizin durch die Unterdrückung eines Konkurrenzorgans einen Beweis des Wohlwollens zu ertheilen. [4])

---

[1]) P. Schweizer, Correspondenz der französischen Gesandtschaft in der Schweiz 1664—1671. Basel 1880 (Quellen z. Schweiz. Geschichte. Vierter Bd.), S. 289, Nr. 493.

[2]) „J. J. Bodmer, Druckerherr, 1663 Zunftmeister bei den Zimmerleuten, 1668 Vogt in Meilen, Turmherr bei St. Peter, 1669 Pfleger der Stift, 1674 oberster Meister, 1675 Obervogt im Neuamt, gest. 26. Mai 1676. Liegt zu St. Peter begraben." Bächtold, Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. Anmerkungen S. 143. Bodmer ist der Sohn des ersten Inhabers, welcher die Druckerei 1626 von Wolff erwarb.

[3]) Züricher Staatsarchiv a. a. O. Aktenstück vom 8. August 1667.

[4]) Züricher Staatsarchiv a. a. O. Aktenstück v. 6. Dez. 1666 und Unterschreibermanuale 6. Dez. 1666. Hieraus scheint Meyer von Knonau seine Nachricht zu schöpfen, daß 1666 in Zürich die erste Zeitung erschien.

Die Behörde, welche die loyale Haltung des einzigen städtischen Journals auf diese Weise zu belohnen wußte, mochte demselben nicht ganz ferne stehen. In der That scheint es offiziöse Geltung besessen zu haben, da der französische Resident in Solothurn sich kurz vorher genöthigt sah, seinen Minister auf eine in dem Bodmer'schen Journal befindliche Nachricht aufmerksam zu machen.

„1666. Juin 18. Soleure. Mouslier à Lionne.

..... Ceux de Zurich ont mis dans leur gazette de la semaine dernière, que les Espagnols traitoient de faire une levée ....“ [1])

Zum ersten Mal begegnet uns die Bodmer'sche Druckerei mit dem Privilegium des Zeitungsdruckes ausgerüstet im Jahre 1660, da in einem Prozeß gegen Heinrich Hamberger, den Sohn des Georg, den Brüdern Hans Jakob und Heinrich Bodmer, seit 1631 Inhaber der Hauptdruckerei, das alleinige Recht „Psalmenbücher, Zeugnußen, Calendern und Zeitungen“ zu drucken eingeräumt wird. [2])

Weitere archivalische Belege für die Bodmer'sche Zeitung zu gewinnen, ist bis heute nicht möglich gewesen.

Dagegen findet sich im Manuale des Unterschreibers das Protokoll einer Rathssitzung vom 14. Juli 1622, nach welchem um diese Zeit den beiden Züricher „Truckerherren“ untersagt wurde, künftig Zeitungen im Druck ausgehen zu lassen, sie wären denn von den Herren Censores ordentlicher Weise censiert worden. [3]) Dieses Verbot bezieht sich offenbar

---

[1]) Schweizer, Correspondenz S. 107, Nr. 136. Vgl. auch a. a. O. XXV, Anm. 2.

[2]) Stadtschreibermanuale 22. Okt. 1660.

[3]) Das Dokument mag hier als Beitrag zur Geschichte der Züricher Censur im Wortlaute folgen:

„Sontags den 14. July. Prsbs. Herr Holtzhalb [Burgermeister Heinrich Holzhalb, geb. 1617, erwählt 1637], vnd beide Reth.

Demnach myn gnedige Herren das trucken der nüwen Zytungen von der Zyt uß beweglichen Vrsachen abgestelt habend, hetten sy sich versehen, das man

nicht auf ein regelmäßiges Journal, sondern auf Relationen, fliegende Blätter, Einblattdrucke, wie sie damals massenhaft zu Tage gefördert wurden. Immerhin ist die Thatsache bemerkenswerth genug, daß schon 1622 der zürcherische Rath den Zeitungsdruck der Censur unterstellte.[1])

Bisher war bloß von den Jahrgängen 1633—1638 der „Zeitung Post" die Rede. Das Bodmer'sche Journal läßt sich indessen in der Sammlung der Stadtbibliothek von 1633 bis 1668, selbst bis 1671 verfolgen und mit den angeführten urkundlichen Zeugnissen in Zusammenhang bringen.

Wie die modernen Unternehmungen hat das Organ zwar im Laufe der Jahre vielfache Veränderungen erlitten. Auch Unterbrechungen mögen stattgefunden haben, während denen Zürich ohne Zeitung war. Dennoch ist es, wie die erhaltenen Fragmente beweisen, nur ein Journal, welches sich über diesen Zeitraum erstreckt.

Die Veränderungen des Titels veranschaulicht folgende Uebersicht:

Jahrgang 1633 (Bd. Q 479).

(Num. 1) Haupttitel siehe S. 177. Auf der Rückseite die Ueberschrift: „Die erste Zeitung dises 1633. Jahrs."

(Num. 2—15). Num. 2.[2])

---

demselben gentzlich nachgangen were. Diewyl vnnd aber syderhar Inn beiden Truckeryen alhie der Zytungen eben vil getruckt worden, daryn man dann etliche sachen, die Inn geheimb blyben söllen, setzen laßen, welliches nun nachgentz Inen mynen gnedigen Herren zuverantworten stohn möchte, Als ward, demme nach gebür zubegegnen, beiden Herren Statthalteren Balber, vnd Maagen, deßglych Herrn Obmann Grebel, beuolchen, das sy von nüwem beide Trucker-Herren [Wolff und Joh. Hardmeyer. Vgl. S. 199] alhie beschicken, vnd Inen mit ernest zusprechen söllind, das sy nun fürterhin by Ir myner gnedigen Herren straff vnd Vngnad dheine Zytungen mehr Im truck vßgohn laßind, vnd ouch dheine wyteren tractetlin zetrucken annemmind, sy syginb dann zuvor von den Herren Censoribus ordenlicher wyß censiert worden."

[1]) Vgl. dazu den posthumen Aufsatz von G. Meyer von Knonau, Geschichte der Censur in Zürich. Monatsschrift des Wissenschaftlichen Vereins in Zürich. 1859. Vierter Jahrg. S. 1—16.

[2]) Bis Num. 14 (1633) breite, dann bis Num. LII (1638) schmale Verzierung.

Newe
Vnpartheyische Zeitung vnnd Relation/ auß allerhand
glaubwürdigen Sendbrieffen dises 1633. Jahrs/
gerichtet auff den alten Calender.

(Num. 16—52 & ult.) Num. 16.

Zeitung dises 1633. Jahrs/ gerichtet auff den alten Calender.

Jahrgang 1634 (Bd. Q 479).

(Num. I.) Haupttitel siehe S. 177 f. Auf der Rückseite wie Num. 16 (1633). Alle übrigen Nummern des Jahrgangs wie Num. 16 (1633) Römische Ziffern.

Jahrgang 1635 (Bd. Q 480).

(Num. I) Haupttitel:

Ordentliche Wochentliche Zeitungen:
Für das Jahr/
Von der gnadenreichen vnd heyl=
samen Menschwerdung Jesu
Christi 1635.

Das ist/

Kurtze/ einfaltige vnd
vnpartheysche Beschreibungen/ al=
ler denckwürdigen vnd namhafften Geschich=
ten/ so vnderschiedenliche/ glaubwürdige Sendschreiben
vnd Zeitungen/ von mehrtheils Orten der Welt eynbringen/
den Weltlauff darauß zu vernemmen: Auff beyde
Calender gerichtet.

Zeitung-Bott an günstigen
Leser.

Von meiner Wahr muß ich außsagen/
Das ich zugleich herumb thu tragen/
Was frölich und was trawrig ist/
Mit ungleichem wirdt die vermischt:
Nun weil Ich ungleich wirdt geladen/
Ungleichs umß Ich auch abladen/
Gfallt dir die Wahr/ ald aber nit/
Was mir auffglegt/ das theil ich mit.

M. DC. XXXV.

(Num. II—LII):

Num. II. Ordentliche Wochen Zeitungen. 1635

Jahrgang 1636 (Bd. Q 480).

(Num. I) Haupttitel:

Ordinari-Wochen-Zeitung/
Für
Diß/ auß Gottes gna-
den/ von der Geburt unsers Erlösers
auß der Ewig-reinen Jungfrauwen
eyngetrettene
M. DC. XXXVI.
Jahr/ das Gott reichlich mit Frieden/ Wol-
feile und Gesundheit gedeye:
Das ist/
Aller denckwürdigen/ Wunder- und
Namhafften Geschichten/ so sich in Teutsch- und
Welschen Landen begeben werden/ kurtze und unpar-
theysche erzehlung/ Gottes des höchsten Regenten
Gnaden- ald Straff-hand darauß
zu erkennen.

MERCURIUS.

Jch bin/ Jch b'kenns/ ein Wunder=Gast/
Der rühmbt mich sehr/ der schilt mich vast.
Des acht ich nichts/ vnd lauffen fort/
Wann man schon meiner Zeitung spott:
Das ist fürwar ein alberer Mann/
Der nicht vbern Zaun sehen kan.
D'Welt ist ein jmmerwährends Spil'
Wer weißt/ was jhm bstimpt für ein zil.

(Num. II—LII):

Num. II. 1636.

Jahrgänge 1637 und 1638 (Bd. Q 480).

(Num. I—LII) ohne Haupttitel.

Num. I Wochentliche Ordinari Zeitung/ für 1637.

Jahrgänge 1644—1651 (Bd. Q 481).

Num. XIX. Wochentliche Ordinari Zeitung/ für 1644.[1])

Jahrgänge 1655—1668 (Bde. Q 481 bis Q 484).

Num. XLIX. Ordinari Wochenzeitung. 1655.[2])

Jahrgang 1671 (Kantonsbibliothek Zürich Rn 115). Die einzige erhaltene Num. 29 stimmt äußerlich mit 1655—1668 überein.[3])

Diese Uebersicht zeigt auch, daß das ganze Journal nur in Fragmenten erhalten ist. Band Q 481 ist wieder, wie Q 478, ein Sammel=

[1]) Andere Verzierung als früher, nur 2 mm. breit, findet sich gleichfalls in Bodmer'schen Drucken.

[2]) Abermals veränderte Verzierung, 2 mm. breit, welche in den Bodmer'schen Bibeldrucken von 1667 häufig verwendet wurde.

[3]) Schweizer'sches Manuscript.

band, der sich durch handschriftliche Bemerkungen als Redaktionsexemplar kund gibt. Er enthält neben der einheimischen Zeitung die Fortsetzung der Straßburger Zeitung (älteste Num. 41 [1643], jüngste Num. 14 [1649]) [1]), ferner eine dem Verfasser unbekannte süddeutsche Zeitung [2]) und endlich die früher citirten holländischen und englischen Journale. [3]) Das Züricher Blatt ist nur mit wenigen Nummern darin vertreten. [4]) Dennoch lassen sich hinsichtlich seiner Abhängigkeit wieder die gleichen

---

[1]) Vgl. auch Opel S. 63 f.

[2]) Opel bezeichnet diese Zeitung (S. 99 f.), ohne Beweise geben zu können, als Fortsetzung der Frankfurter Postzeitung (Vgl. S. 190). Daß hier jedoch ein ganz anderes Unternehmen vorliegt, geht aus Folgendem hervor:

1. Die äußere Erscheinung stimmt mit der Frankfurter Zeitung nicht im Mindesten überein.

2. Die Zeitung bekommt, im Gegensatz zu der Frankfurter Zeitung in Bd. Q 478, regelmäßige Berichte aus Frankfurt, z. B. Num. 2 (1643) „Auß Franckfort/ den 28. Dito" [Dez.]; Num. 13 (1643) „Auß Franckforth/ den 10. Dito" [März], in der gleichen Num. „Aus Franckforth/ den 13. Dito" u. s. f.

3. Die Zeitung rechnet nach dem neuen Kalender. Vgl. z. B. die Berichte aus Mailand, Lyon, Prag, Wien in der Straßburger Zeitung Num. 41 (1643) mit den übereinstimmenden, wahrscheinlich aus gleicher Quelle stammenden in Num. 42 (1643) der hier besprochenen Zeitung. Die Daten jener haben ausdrücklich die Bemerkung S[tyli] N[ovi], welche somit auch denen der andern zukommt. Die Frankfurter Zeitung rechnet dagegen nach b e i d e n Kalendern.

4. Die sprachliche Form der Berichte deutet auf bayrischen Ursprung. Vgl. Glickstadt; Premmen; Linenburg (Lüneburg); Lüfflandt; Frölin; Hörtzog; verfördigen; Virtelstund; geblindert; hiniber; Cardagena; verraist; naigen; Leypsig; Schlösien; Prissel; geschitz; miessen (müssen); fiehrn (führen) u. s. f. Im Gegensatz zu der Frankfurter Zeitung verräth das Journal durch seine mundartliche Färbung, durch viele Druckfehler und durch eine auffallende Unbeholfenheit in der Orthographie der Fremdwörter überhaupt einen wenig gebildeten Herausgeber.

[3]) Vgl. S. 195.

[4]) Jahrgang 1644: Num. XIX. — 1645: Num. XIII; XVIII; XXV; XXVI; XXXIX; LII. — 1646: Num. VIII; XII; XIII; XVI; XVII; XIX; XX. — 1648: Num. XXIV. — 1651: Num. XVII; XVIII. — 1655: Num. XLIX. — 1656: Num. XXVI; XXVII; XXIX; XXXI; XXXVII; XLI; LII.

Beobachtungen wie früher anstellen, die auch zum nämlichen Ergebniß führen. Wiederum bilden die fremden Zeitungen mit ihren handschriftlichen Notizen die Vorlage für das Züricher Organ und auch die Grundsätze, nach welchen der Herausgeber bei der Redaktion verfährt, sind gleich geblieben.

Daß die „Zeitung Post" bezw. „Ordinari Wochenzeitung", wie sie in den späteren Jahrgängen (1655—1671) sich nennt, in der That das nach den urkundlichen Zeugnissen in den 60er Jahren zu Zürich bestehende Journal ist, mag noch folgende Uebereinstimmung beweisen. S. 203 f. und 205 wurde auf Depeschen des französischen Residenten Mouslier hingewiesen. Derselbe macht darin auf zwei Stellen der Züricher Zeitung, welche für die französische Politik von Interesse sind, aufmerksam, und seiner Angabe nach sollen sich diese in einer Märznummer des Jahrgangs 1670 und in einer Juninummer des Jahrgangs 1666 finden. Nachdem aber der Beweis geleistet wurde, daß die „Zeitung Post" bezw. „Ordinari Wochenzeitung" ein Züricher Journal ist, können die angezogenen Stellen nur hierin enthalten sein, weil in Zürich damals bloß ein öffentliches Blatt heraus kam (vgl. S. 204). Leider ist der Jahrgang 1670 der „Ordinari Wochenzeitung", wie die Uebersicht S. 209 zeigt, nicht erhalten und wir vermögen deshalb nur die Stelle des Jahrgangs 1666 aufzufinden. Mouslier hatte Lionne mitgetheilt, daß nach der Zeitung die Spanier den Versuch einer Truppenaushebung unternehmen („que les Espagnols traitoient de faire une levée", s. S. 205). Wirklich lesen wir in einer Korrespondenz „Auß Italien / vom 29. Mai" („Ordinari Wochenzeitung" 1666, Num. 22): „Spania aber laßt aller orten werben und sich versehen; man traktiert[1]) auch, frische Eidgenössische Völker zu haben." Auch der Ausdruck „dans leur gazette de la semaine dernière" bei Mouslier stimmt genau, da die 22. Wochennummer auf die Woche vor dem 18. Juni neuen, 8. Juni alten Styls fällt und Mouslier nach dem ersten rechnet.[2])

---

[1]) „traktiert", Mouslier schreibt „traitoient".

[2]) Schweizer, Corresp. der franz. Gesandtschaft S. 107, Anm. 2.

Die „Zeitung Post“ bezw. „Ordinari Wochenzeitung“ ist demnach mit dem von Mouslier citirten Bodmer'schen Journal in Zürich identisch.

Die letzte bis jetzt nachgewiesene Nummer der „Zeitung Post“ ist

A°. 1671. Ordinari Wochenzeitung. N°. 29.[1])

Schon 1672 begann in Zürich die Geßner'sche und 1676 die Schaufelberger'sche Zeitung zu erscheinen, wenigstens sind aus diesen Jahren zuerst einzelne Nummern der beiden Journale erhalten.[2]) Obschon dieselben im Titel „Ordinari Wochenzeitung“ mit dem Bodmer'schen Organ übereinstimmen, ist es dennoch zu bezweifeln, daß das letztere in eines der neuen Blätter übergegangen sei. Abgesehen davon, daß die Bodmer'sche Offizin, welche erst 1723 an Heidegger und Rahn kam,[3])

---

[1]) Schmale Verzierung wie 1655.

[2]) Von der Geßner'schen Zeitung finden sich eine Anzahl Nummern des Jahrgangs 1772 in einem Zeitungssammelband der Züricher Kantonsbibliothek (Kn 116). Ebenda (Bd. Kn 120) Num. 49, Jahrg. 1776 der Hardmeyer'schen Zeitung.

Einen Beitrag zur Verskunst der Züricher „Zeitungsteller“ im 17. Jahrhundert liefert folgendes Gedicht, das sich auf dem Titel der Geßner'schen Zeitung Jahrgang 1673 (Kantonsbibl. Zürich, Bd. Kn 117) findet:

Wer den Lust darin will büssen/
Daß er gerne möchte wüssen/
Wie die Sachen in der Welt
Eigentlichen sind bestellt/
Der kan hier berichtet werden/
Was passiert auf diser Erden.
Wann er ein Verlangen hatt
Zu vernemmen/ wie ein Statt
Werd dem Feinde abgetrungen/
Vnd ein Flott zur See bezwungen/
Wie gelifert werd ein Schlacht/
Vnd was mehr die Kriegesmacht
Pflegt für Händel anzurichten/
Deß kan ihm die Zeitung brichten.

Fallt ihm diß nicht angenehm/
So ist anders ihm bequem:
Freuden-Spil und Hof-Gepränge
Finden sich in grosser Mänge.
Was die wunderliche Zeit
Bringet aller Gattung Streit/
Was die Mutter aller Dingen
Pfleget selzams für zubringen/
Was für Wunderding die Kunst
Mag erdenken/ und was sunst
Herz und Sinn mit Nutz berühret/
Das wird fleißig eingeführet.
Doch die Wahrheit ist mein Zil/
Darbey ich verbleiben wil.

[3]) Denkschrift der Museum-Gesellschaft S. II.

keine Veranlassung zur Uebergabe ihres Journals hatte, scheinen die neuen Zeitungen vielmehr selbständige Schöpfungen ihrer Verleger gewesen zu sein. Noch 1714 betonen die Besitzer der Geßner'schen Druckerei, David Geßners hinterlassene Söhne, ihr Großvater habe vor etwa fünfzig Jahren die Offizin auf's neue begründet und er sei es gewesen, „der dann sonderbar die Monntags Wochen Zeithung uß Hocher vergünstigung" und „mit großen Cösten eingerichtet" habe.[1]) Aus einem andern Aktenstück geht hervor, daß eine Zeit lang die Geßner'sche und die Schaufelberger'sche Zeitung mit einander neben der Bodmer'schen in Zürich erschienen. Im Jahre 1698 ersucht nämlich der Buchdrucker Rudolf Simmler den Rath, die „Freytägliche Wochenzeitung", „welche eigentlich der verrühmten Bodmerischen Truckerey zustendig, mit Verwilligung aber domohligen HH. Censorum alß die drite Zeitung ist zugelassen worden", statt den Erben der Barbara Schaufelberger ihm für einige Zeit zu überlassen, damit er sein Stück Brod besser gewinnen könne.[2]) Auch die Hardmeyer'sche Zeitung wäre demnach selbständig begründet worden.

Wenn diese Berichte zuverlässig sind, bestanden in Zürich um die Mitte der 70er Jahre des 17. Jahrhunderts nebeneinander drei Zeitungen, die Bodmer'sche, die Geßner'sche und die Schaufelberger'sche; aber nur kurze Zeit, da das erste und älteste Journal, welches seit 1671 nicht mehr nachgewiesen werden kann, bald darauf eingieng.

---

[1]) Züricher Staatsarchiv a. a. O. Supplikation von 1714.

[2]) Das Gesuch Simmlers befindet sich bei den Akten (Züricher Staatsarchiv a. a. O.) Simmlers Worte, „welche eigentlich der verrühmten Bodmerischen Truckerey zustendig", beziehen sich auf das Privilegium des alleinigen Zeitungsdruckes, welches dem Zunftmeister Bodmer 1666 ertheilt worden war. (S. S. 204.) Auf einen Zusammenhang der Bodmer'schen Zeitung mit der Schaufelberger'schen kann hieraus nicht geschlossen werden, da Simmler unmittelbar darauf die letztere ausdrücklich als drittes von den Behörden privilegirtes Journal bezeichnet.

III.

Mit dem Nachweise der Herkunft unseres Journals müssen wir uns begnügen. Raum und Zeit gestatten es nicht, noch auf andere Fragen, namentlich aber auf den Inhalt der Bodmer'schen Zeitung etwas näher einzutreten.

Die Geschichte des Journals, welche auf die zürcherischen Preßverhältnisse des 17. Jahrhunderts seltsame Lichter werfen müßte, wird wohl nie sich aufhellen. Der erste Herausgeber, der für die Wittwe und die unmündigen Söhne Bodmers das Amt eines Redaktors verwaltete, wird aus seinem Dunkel nicht hervortreten.[1]) Daß er sich die Arbeit leicht machte, dafür ist die Zeit, über die er nicht hinaus konnte, verantwortlich zu machen. Ueberdies war er nur in engen Grenzen thätig, und wir vermögen nur die eine Hälfte des Inhalts in ihrer Abhängigkeit von fremden Journalen zu prüfen, während sich die andere, nämlich das, was aus unmittelbarer Quelle stammt, vor der Hand unserer Berechnung entzieht. Und doch waren wohl auch besondere Korrespondenten für die Zeitung thätig. Die Besetzung des Thurgaus und der Rheinlinie vor und nach dem schwedischen Einfall und während der Belagerung von Konstanz durch den Feldmarschall Horn (1633), die Operationen der Schweden in den rheinischen Waldstätten (1634), die Unternehmungen des Herzogs Rohan im Veltlin (1635) brachten Zürich in rege Verbindung mit dem Kriegsschauplatz. Daraus erklären sich die zahlreichen Berichte vom Rheine und aus Bünden, welche unmittelbar von Betheiligten aller Art herrühren mögen. Die wenigen Korrespondenzen aus schweizerischen Städten stammen ebenfalls aus offiziöser Quelle.[2]) Aber auch

---

[1]) Möglicherweise deutet ein beinahe unleserlicher Namenszug in einigen Nummern der Leipziger Zeitung (1634) auf den ersten Herausgeber hin. Vgl. auch Opel S. 261.

[2]) Mit den Berichten aus Zell u. a. O. in Num. 36 ff., Jahrgang 1633 der „Zeitung Post" sind die Tagesberichte über die Belagerung von Konstanz, welche der zürcherische Kommandant Grebel an den Rath von Zürich sandte, zu vergleichen. Bruchstücke bei Pupikofer, Geschichte der Landgrafschaft Thurgau. 2, 567 ff.

aus den nördlichen Grenzgebieten jenseits des Rheines, aus Schwaben und aus dem Elsaß, endlich aus Italien scheinen Originalberichte bezogen worden zu sein, wie es die Vergleichung der Daten innerhalb der einzelnen Nummern bereits andeutete. Der Schleier der Anonymität, der diese Korrespondenten umgibt, wird sich jedoch so wenig lüften, als über die Stellung des Journals zu den Behörden jemals weitere Zeugnisse zu erwarten sein werden. Der Inhalt der Bodmer'schen Zeitung und die Zuverlässigkeit der einzelnen Berichte, welche für die Geschichte des Zeitraumes in Betracht fallen, wären einer eigenen Untersuchung werth. Es wird immer eine bemerkenswerthe Thatsache bleiben, daß die Anfänge der schweizerischen Presse gerade in jene mittlere Periode des dreißigjährigen Krieges fallen, da die Ereignisse eine für die Schweiz entscheidende Wendung genommen hatten.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts fanden in den meisten Städten Zeitungen wie das Bodmer'sche Journal Eingang. Dieselben besaßen aber nur geringe politische Bedeutung. Die Nachrichten trafen immer erst spät ein. Sie flossen überdies aus trüber Quelle, und die Censur verfolgte strenge jede Aeußerung des persönlichen Gefühls, welche sich etwa in den bloß referirenden Stil dieser Berichte einschleichen wollte. Die Regierung konnte demnach trotz der Zeitungen des Systems von geheimen Korrespondenten, von „Spähen", wie sie in den damaligen Berichten heißen, mit dem sie sich im Einverständniß mit den Nachbarn zum Schutze des Territoriums fortwährend umgab, doch nicht entrathen. Indessen für die Theilnahme der weiteren Kreise an den Alle gleichmäßig berührenden Ereignissen besaßen die ersten Zeitungen hervorragende Wichtigkeit. Das überall erwachende Interesse an den gemeinsamen Angelegenheiten hatte sie zuerst in's Dasein gerufen, und sie wurden hinwiederum in der Folge das Mittel, durch welches sich dieses Interesse bis hinunter in die bisher theilnahmslosen Schichten des Volkes fortpflanzte. Während früher die Kunde aus der Ferne nur in der Form von unbestimmten Gerüchten, auf Umwegen, oft erst nach langer Zeit und vom Zufall mehr oder weniger begünstigt, sich über das Land verbreitete, erhielt man jetzt regel-

mäßige und ungleich zuverlässigere Berichte. Mit Spannung verfolgte man die Begebenheiten an den fremden Grenzen, und es hat heute seinen besondern Reiz, diesen Vorgängen im damaligen Publikum nachzugehen. Es liegt etwas mehr darin, wenn man in einer Zeitung von 1662 unter einem Berichte aus Venedig, welcher den Sieg des kaiserlichen Generalissimus über die türkische Flotte im Archipelagus meldet, die einfache Notiz des Lesers findet: „Auf befelch vnsers alten Junckers schreib ich Te Deum laudamus. Amen." Darunter steht die Adresse „Juncker Waldkirch zu Rheinau". Auch im nahen Kloster gab es eifrige Zeitungsleser, denn der „Pater Kuchimeister Göldi in Rheinau" ließ sich, wie die mit seiner Adresse versehenen Blätter der Rheinauer Bibliothek [1]) beweisen, regelmäßig die Geßner'sche Zeitung aus Zürich senden. Kurz der Spate (Caspar von Stieler, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft) spricht in seinem 1695 zu Hamburg erschienenen Büchlein nicht umsonst von einer förmlichen „Zeitungs-Lust", die alle Stände und Lande erfüllte. Es fehlte zwar auch nicht an Stimmen, die, wie schon Fischart, „über das neuzeitungsgelebige unnd leichtgläubige Volk und seinen Zeitungskitzel" die Schale ihres Spottes ausgossen, oder die sich, wie später Moscherosch in seinen „Gesichten" die Zeitungsschreiber und „Historimacher" zur Zielscheibe ihrer satirischen Pfeile wählten. [2])

Im Allgemeinen wird aber das Urtheil gelten dürfen, daß bis in diese unscheinbaren Anfänge zurück, bis in die politischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts, sich der Bildungsprozeß der öffentlichen Meinung verfolgen läßt.

---

[1]) Siehe S. 196 Anm. 3.

[2]) Opel S. 5 und 7.

Professor Dr. Heinrich Grob.

Von Dr. Otto Markwart.

(Mit Bild.)

Es war am 29. Juli 1889, einem sonnenreichen Sommertag. In wolkenloser Bläue wölbte sich der Himmel und die ganze Natur athmete Frieden. Da bewegte sich von der Oberdorfstraße aus langsam-ernst ein Leichenzug nach der Fraumünsterkirche, in welcher ein kurzer, schlichter Trauergottesdienst stattfand. Professor Grob wurde beerdigt. Zum letzten Mal waren seine Freunde, und die ihn kannten, mit dem verehrten Mann zusammen, um für immer Abschied von ihm zu nehmen. Eine Rede, ein Gebet, und schweigend ging die Versammlung auseinander, während der Verstorbene zur letzten Ruhestätte hinausgeführt ward.....

Die Augen, die sich geschlossen, hatten manch' knospenden Frühling und manchen Blätterfall gesehen. Von denen, die mit ihm in das Leben eingetreten waren, gab es nur noch wenige, die ihm die letzte Ehre zu erweisen vermochten;[1]) so groß die Zahl derer war, welche dem Sarge

---

[1]) Je länger ich mich mit dem Leben meines unvergeßlichen Lehrers beschäftigt habe, desto mehr ist mir bewußt geworden, wie ganz anders Jemand die so reichbegabte Natur des Mannes müßte zu schildern vermögen, der ihm auch als Freund nahe gestanden und in tagtäglichem Verkehr sich mit ihm über die verschiedensten Fragen hat unterhalten können. Wenn ich mich trotzdem der Aufgabe unterzogen habe, so geschah dies nur in der Voraussetzung, es möchte nützlich sein, das zunächstliegende Material einmal zu sammeln und es zu einer kurzen Skizze zu verarbeiten. Vielleicht daß diese dann später eine nicht ganz unbrauchbare Vorarbeit für eine größere Biographie sein wird.

Das Material, das dieser Arbeit zu Grunde liegt, besteht zumeist in Briefen, die mir in liebenswürdiger Bereitwilligkeit von Fräulein Louise Grob, Herrn Bezirkrath Hofmeister und Herrn Professor Fr. v. Wyß zur

folgten, fast alle blickten zu Grob als ihrem Lehrer und väterlichen Freund empor. Es war die Versammlung eines jüngern Geschlechtes, welche ihn zur Ruhe geleitete.

Ein reiches, auch an Erfolgen reiches Leben lag hinter ihm. Wir dürfen hinzufügen: ein glückliches, wenn gleich die Erfolge nicht derart waren, daß sie dem Dahingeschiedenen äußerliche Ehren und Würden und reichen materiellen Gewinn verschafft hätten. Es war ein Stillleben ganz und gar. Seine Thätigkeit war keine in das öffentliche Leben eingreifende, sie hat sich beschränkt auf den verhältnißmäßig engen Kreis seines Berufes als Geschichtslehrer am Gymnasium. Aber innerhalb dieses Rahmens hat er, wer wollte es leugnen, das Höchste erreicht. In Tausenden hat er während seiner langen Thätigkeit den Sinn für Geschichte geweckt und ihnen die Liebe für diese Wissenschaft weit über die Schuljahre hinaus wachgehalten. Und keinen von all' seinen Schülern gibt es, der nicht stets mit dem Gefühle herzlicher Anhänglichkeit seiner gedacht.

Ein Lehrer der Jugend zu sein im erlauchtesten Sinne des Wortes, dafür war er bestimmt, und vom Schicksal war es ihm vergönnt, frühzeitig eine Stellung zu erringen, die ihm die volle Entfaltung seiner Kräfte ermöglicht hat. In ruhigem Flusse glitt dann sein Leben dahin,

---

Verfügung gestellt worden sind. Ueber verschiedene Punkte geben die im zürcherischen Staatsarchiv aufbewahrten Protokolle des Carolinums und die Studentenverzeichnisse der neugegründeten Hochschule Aufschluß; einige interessante mündliche Mittheilungen verdanke ich den Herren Professor Georg v. Wyß, Obergerichtsschreiber Tobler, Pfarrer Fr. Meyer und Stadtschreiber Dr. Usteri.

Größere Artikel über Grob erschienen nach seinem Tode in der „Neuen Zürcher-Zeitung" von Herrn Professor Meyer von Knonau, in der „Freitags-Zeitung" von Herrn Tobler, in der „Schweizerischen Lehrer-Zeitung" von Herrn Professor Dändliker, in der „Allgemeinen Schweizer Zeitung" von Herrn Pfarrer Zimmermann, in den „Basler Nachrichten" vom Schreiber dieser Zeilen. Reden über Grob wurden gehalten bei seiner Beerdigung von Herrn Antistes Finsler, bei der Eröffnung des neuen Schuljahres von Herrn Rektor Wirz.

ein freudiges, von Segen gekröntes Arbeiten, bis dem noch rüstigen Geist der müde Leib den Dienst versagte, eine harmonische Entwicklung seiner Kräfte, ein volles Ausleben, ein Dasein rein, reich und edel.

Es war das schöne, freudedurchdrungene Wirken, das seinen Lohn in sich selber trägt, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und im Glücke der aufgehenden Saat.

Von der mächtig fluthenden Bewegung, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die historisch-philologische Wissenschaft ergriff, hat Grob bis in seine letzten Tage etwas bewahrt. Hatte das poetische Zeitalter seinen Höhepunkt überschritten, so prangte dafür das wissenschaftliche im herrlichen Blüthenschmuck des erwachenden Mai. Ein Aufleuchten wissenschaftlicher Entdeckungslust, nur vergleichbar dem Aufschwung der Geister im 16. Jahrhundert, auf den verschiedensten Gebieten; und die Begeisterung erfaßte gerade die Besten mit um so größerer Kraft, je weniger Genüge denselben die kläglichen Verhältnisse des Staatslebens zu bieten vermochten. Die historische Kritik hatte Niebuhr durch seine Behandlung der römischen Geschichte begründet, als gefeierte Universitätslehrer wirkten Dahlmann und Leo, und 1824 debütirte mit seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker" Leopold Ranke. Die Brüder Grimm sammelten die Märchen; 1819 erschien ihre „Deutsche Grammatik", und Lachmann gab die mittelhochdeutschen Schriftsteller heraus. Das Land war entdeckt, der Weg zur Erforschung des deutschen Alterthums und der deutschen Sprache gewiesen. In der deutschen Rechtsgeschichte sprach Eichhorn das belebende Wort und Savigny wurde der Vater einer neuen Rechtsanschauung. Das Studium des klassischen Alterthums wurde umgestaltet durch Böckh und Gottfried Hermann, und durch die bahnbrechenden Forschungen Bopps wurde der Philologie eine Thätigkeit eröffnet, welche bald die schönsten Früchte tragen sollte. Zur selben Zeit legte Ritter das Fundament zur Erdkunde und Friedrich Diez zur romanischen Philologie. Ueberall freudiges Bauen, die Wissenschaft war im Keimen, man konnte noch große Würfe thun. Die Ackerkrume war frisch und der Boden gab tausendfältig wieder. Noch standen

die verschiedenen Disziplinen in kräftigem Zusammenhang mit einander, eine befruchtete durch ihre Forschungen die andere; noch hatte nicht eine bis in's einzelnste gehende Arbeitstheilung der Wissenschaft den Charakter eines Handwerkes aufgedrückt. Und daß die Zusammenhänge der Dinge dieser Welt nicht vergessen wurden, dafür sorgte die Philosophie, „die Führerin der Wissenschaften", die unbeirrt von den Resultaten der empirischen Disziplinen mit Hochgefühl ihre eigenen Bahnen wandelte. Aber trotz aller Mißgriffe, die sie gethan, ist es doch keine Frage, daß auch sie segensreich gewirkt hat, und wäre es nur schon deshalb, weil unter ihrer Herrschaft niemals die Anschauung herrschend werden konnte, daß ein massenhaftes Aufstapeln positiver Kenntnisse gleichbedeutend sei mit Bildung.

Diese geistige Strömung erfüllte alle Länder deutscher Zunge, und überall wirkte sie anregend und schuf neues Leben. Auch Zürich „verspürte ihres Geistes einen Hauch". Das schönste Resultat, das man ihr hier zu verdanken hat, ist die Gründung der Zürcher Universität. Mit der geistigen Revolution fiel, wie bekannt, damals auch der politische Aufschwung zusammen, von dem das zürcherische Staatswesen seit dem Tage von Uster ergriffen worden war. Die Landschaft hatte eine ihrer Bevölkerungszahl entsprechende Vertretung im Großen Rathe erhalten und auf allen Gebieten wurde eine schöpferische Thätigkeit entfaltet, ganz besonders auch im Schulwesen, welchem eine durchgreifende Reform zu Theil ward. Für die Primarschule bewilligte man einen jährlichen Beitrag von mehr als 130,000 Fr., das Seminar wurde gegründet, neue Lehrer angestellt, Besoldungen erhöht, für neue Lehrmittel gesorgt; an Stelle des alten Carolinum trat ein ordentliches Gymnasium, welches zusammen mit der neugegründeten Industrieschule die Kantonschule bildete.[1]) Und seinen krönenden Abschluß erhielt das ganze Werk durch die Gründung der Hochschule, oder wenn man will, die Vereinigung

---

[1]) Vgl. Feddersen: Geschichte der Schweizerischen Regeneration, S. 281.

mehrerer schon bestehenden Einzelinstitute[1]) zu einer universitas literarum, auf welcher die jugendfrischen Wissenschaften auf's erfolgreichste wirken sollten. Es ist der Ausfluß eines siegessichern Empfindens, wenn Professor Orelli bei der Eröffnung des ersten Kurses die Worte sprach: „Sic denique confidimus fore, ut gloria illa eruditionis ac politioris humanitatis, quam per hos trecentos jam annos Turicensis civitas ingenii viribus sibi peperit, hoc instituto quasi recreata reviviscat atque uberrimos fructus efferat."

Zu den Studenten, welche die neugegründete Universität bezogen, gehörte auch Heinrich Grob, dessen erste Studienjahre gerade in diese Zeit fielen. Grob war am 20. November 1812 in Otelfingen geboren als einziger Sohn des dortigen Pfarrers. Die Familie stammte aus dem Toggenburg, sie war im 17. Jahrhundert nach Zürich gekommen und hatte daselbst 1633 das Bürgerrecht erworben. Da Grobs Vater schon 1814 starb, siedelte die Mutter mit ihren Kindern — Heinrich besaß noch mehrere Schwestern — nach Zürich über; sie war die Tochter des Diakons zu St. Peter, Johann Konrad Pfenningers, der Lavater als Freund nahe stand und auch selbst literarisch sich vielfach bethätigte. So wuchs Heinrich in Zürich auf und erhielt hier seine erste Erziehung; nur die Ferientage verlebte er bei Verwandten auf dem Lande, besonders im Pfarrhause Dielsdorf. Dann tummelte er sich mit seinen Freunden in der Umgegend herum, besuchte das romantisch gelegene Regensberg und die gläubige Phantasie des Knaben bevölkerte das Schloß mit schmucken Rittern und holden Edelfrauen.

Januar 1824, im Alter von zwölf Jahren, trat er in das Gymnasium Carolinum ein, das er, als einer der besten Schüler, mit Erfolg durchlaufen

[1]) Die „theologische Schule", seit der Reformation bestehend, das 1782 gegründete „medizinische Institut", das zu Anfang dieses Jahrhunderts gestiftete „politische Institut" für Juristen und als Vorläufer der philosophischen Fakultät die höhere Abtheilung des Gymnasiums Carolinum, die sogenannte classis philologica und philosophica. Vgl. G. v. Wyß: Die Hochschule Zürich in den Jahren 1833—1883. Festschrift zur fünfzigsten Jahresfeier ihrer Stiftung. Zürich 1883.

hat. Im Anfang freilich mag der Unterricht den aufgeweckten, zu neckischen Streichen bereiten Knaben nicht immer vollständig in Anspruch genommen haben; seine „Lebhaftigkeit“ hat mehr als einem Lehrer allerlei Kummer gemacht. Da heißt es von ihm (Januar 1825): „ein fähiger, aber immer noch zu lebhafter Knabe“, etwas später erhält er — wer muß nicht lächeln! — die Attribute „schwatzhaft, vorlaut, unruhig“, und 1826 wird er charakterisirt als „ein Knabe von vielen Fähigkeiten und kräftiger Natur, auch fleißig und eifrig, jedoch vorschnell und zur Unzeit lebhaft“. Außerdem wird er „lenksam“ und „gutmüthig“ genannt. Im Jahre 1829 wird er in die philologica versetzt „mit vorzüglicher Zufriedenheit“, getadelt wird nur seine unordentliche Schrift. Das folgende Jahr heißt er der „talentvollste“, aber „nicht der fleißigste“, und im Protokoll liest man: „Der Professor linguae Graecae beklagt sich über Schwatzen und Lachen in der Stunde; die beiden Grob scheinen sich in der letzten Zeit hierin etwas in Acht genommen zu haben.“ In Rücksicht auf seine Fähigkeiten und sein Interesse erhält er das beste Zeugniß. Aus dem Jahre 1832 bemerkt das Protokoll: „Grob scheint mehr Vorliebe für das philologische Fach zu haben als für das philosophische.“ Der Lehrer des Letzteren führt dabei als „einen für die gegenwärtige gefühllose Zeit merkwürdigen Umstand an, daß die Studiosi im Pensum der theoretischen Philosophie Jacobi's Gefühlsphilosophie am meisten zu interessiren geschienen habe“.

Wie Alexander Schweizer, war auch Grob Stipendiat und Zögling des Alumnates, einer staatlichen Anstalt, in welcher je 13 junge Studirende, meist Pfarrerssöhne, Kost und Logis erhielten;[1]) dazu war der Unterricht für dieselben unentgeltlich, und ein jeder erhielt alljährlich aus der Thomann'schen Stiftung eine Anzahl wissenschaftlicher Werke, so daß er nach und nach in den Besitz einer kleinen Bibliothek gelangte. Keine Frage, daß ein solches Institut sehr wohlthätig wirken kann, nur darf

---

[1]) Vgl. Alexander Schweizer, Biographische Aufzeichnungen, herausgegeben von Paul Schweizer, S. 22.

darüber die Schattenseite nicht übersehen werden, die mit allen solchen Anstalten verbunden zu sein pflegt: die Bewilligung der Freiplätze nach Gunst und Ungunst, die Bevorzugung derer, die am demüthigsten zu bitten verstehen. Zu diesen gehörte nun Grob nicht. Schlimm das, sehr schlimm! Griesgrämig rückt Archidiakon C. seinen Stuhl zurecht, schneidet verdrossen seine Feder und schreibt im Namen des Schulkonvents 1830 über den Stipendiaten H. Grob folgenden Bericht: „H. Grob, stud. clas. phil., ist ein Jüngling von vorzüglichen Fähigkeiten und vielem wissenschaftlichem Interesse.“ Und nun stirnrunzelnd: „Wie aber auch früher etwas noch zu Jugendliches und Flüchtiges an ihm getadelt werden mußte, so hat er seit seinem Eintritt in diese Klasse mehrfachen Anlaß gegeben, die seinem Alter so wohl geziemende Bescheidenheit an ihm zu vermissen. Zwar wollen wir es ihm nicht zum Fehler anrechnen, daß er oft über Gegenstände, die in den Lehrstunden zur Sprache kommen, seine eigene Ansicht hat; daß er aber bei der Aeußerung seiner abweichenden Ansichten nicht immer in den Schranken des Anstandes bleibt, müssen wir sehr mißbilligen und daher bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, daß ihm hierüber die erforderlich freundlich-ernsten Erinnerungen gegeben werden.“

J. C. Orelli dagegen bezeichnet ihn als einen anständigen und fleißigen Studenten, dessen schriftliche Arbeiten zwar nicht gut in die Augen fallen, aber mit Nachdenken und Sorgfalt gemacht sind.

Nach der Absolvirung der philosophica hätte Grob, der Theologie zu studiren gedachte, an die „theologische Schule“ übergehen müssen, wäre nicht gerade damals die neugegründete Universität eröffnet worden. Gleich im ersten Semester, Sommer 1833, bezog er dieselbe und ließ sich inscribiren als Studiosus theologiæ. Er hörte bei Hitzig Pentateuch und Altes Testament, bei Johannes Schultheß Religionsgeschichte, und Kirchengeschichte bei Rettig. Charakteristisch für das rege vielseitige Interesse des jungen Mannes ist es jedoch, daß er sich von allem Anfang an nicht auf das theologische Studium beschränkte, sondern seine Theilnahme auch anderen Wissenschaften zuwandte. So hörte er bei Oken

Naturgeschichte, bei Bobrick Psychologie, bei Sauppe Platons Phädrus und das Symposion, bei Orelli Geschichte der lateinischen Literatur, bei Keller ein Kolleg über Cicero und bei Baiter Demosthenes' Rede für den Kranz.

Wenn Grob, Jahrzehnte später, als hochbetagter Mann, von einem seiner Freunde schreibt, man könne es kaum nachempfinden, wie diese für Zürich gewaltige Schöpfung (die Universität) denselben beglückt und sein ganzes inneres Wesen gehoben habe, so spricht er hier wohl nur aus, was er dereinst selbst auf's tiefste empfunden hatte. Nicht minder, wenn er fortfährt: „Daneben aber (neben dem Fachstudium) genoß er mit wahrem Behagen und immer steigendem Interesse die Schätze allgemeiner Bildung, die sich in dem gleichzeitigen Auftreten und dem Zusammenwirken so vieler geistig bedeutender Männer des Aus- und auch des Inlandes vor uns aufthaten; wir konnten nur staunend bewundern, genießen und dann unsere eigenen Kräfte erproben." [1]) Das hat er denn auch gethan, und die Probe hat die Prüfung bestanden!

Die Umschau in verschiedenen Wissenschaften kam damals überhaupt vielleicht häufiger vor als heute. Es galt noch nicht als Sünde, an den Grenzpfählen seiner Spezialwissenschaft vorüberzugehen und das Gebiet des Nachbars zu betreten; auch war ja damals die Anschauung noch nicht die allherrschende, man könne den Schüler am besten zur Selbstthätigkeit anspornen, indem man ihn mit einer Masse von Stoff belade. Es blieb dem Fortschritt der neueren Zeit vorbehalten zu verlangen, daß man die jungen Leute „gesättigt" entlasse.

Vor dem Wintersemester 1834/35 muß Grob verbi divini minister geworden sein; er nahm jedoch keine Pfarrstelle an, sondern entschloß sich weiter zu studiren und zwar nicht mehr Theologie, sondern Jurisprudenz. Vom genannten Wintersemester an bis zum Frühling des Jahres 1837 ist er inscribirt als studiosus juris. Während seiner Universitätsjahre

---

[1]) Nekrolog des Herrn Fürsprech Lauffer im Feuilleton der „Neuen Zürcher-Zeitung", 23. Juni 1884.

hat er aber nicht nur ausschließlich den Büchern und Wissenschaften gelebt, er war Mitglied des Zofingervereins und hat demselben Jahre lang angehört. Noch ist eine Rede erhalten, die Grob als Centralpräsident im Jahre 1833 in Zofingen gehalten hat; mit Begeisterung spricht er sich hier über die Ideale des Vereins aus.

Im Hinblick auf Streitigkeiten, die im Verein ausgebrochen, mahnt er zur Versöhnlichkeit und Milde: „Keiner von uns verkennt die hohe Wichtigkeit dieses Festes. Mit dem Beginn der großen Bewegung im Staatsleben, die vor drei Jahren sich erhob, wurden auch in unserem harmlosen Verein Gegensätze sichtbar, die bald zum offenen Bruche zwischen mehreren Sektionen führten. Der Verein, in Anerkennung, wie gewiß beide Theile von verschiedenen Standpunkten redlich ihrer Ueberzeugung gefolgt seien, wollte einigen. Es gelang ihm nicht. Einer jener Theile löste sich ab vom Bunde. Man bemühte sich, für ähnliche Fälle zum Voraus schützende Mittel aufzustellen; aber auch hiebei zeigten sich so verschiedene Ansichten, daß man besorgen mußte, es würden noch andere Theile jenem Beispiele folgen und unser Jugendbund würde seine schöne Bedeutung, die durch Religion, Sprache und Staatsform getrennte Schweizer Jugend zu einigen, sehr geschmälert sehen, wo nicht ganz verlieren. Aber das verflossene Jahr hat unsere Besorgniß des Gänzlichen widerlegt und bewiesen, welch gesunder Sinn noch immer unter uns herrscht. Dank und Anerkennung den Mitgliedern aller Sektionen, deren Hauptbestreben es im letzten Jahre war, alle die Mißklänge des vorigen Jahres wegzuschaffen und dafür gegenseitige Anerkennung und Liebe zu pflanzen. Ihren Bemühungen möge dieses Fest die Krone aufsetzen. Das ist unser sehnlichster Wunsch!"

Wer erkennt nicht in diesen Worten denselben toleranten Sinn, der nachher seine ganze Wirksamkeit als Lehrer auszeichnet.

Wegen eines gefährlichen Augenleidens hatte Grob schon lange seine Studien nicht mit dem gewünschten Erfolge fortsetzen können; nun verschlimmerte sich die Krankheit so sehr, daß er im Sommer 1837 nach Nizza verreisen mußte. Auf Antrag des Herrn Professor Orelli be-

willigte ihm der Erziehungsrath Urlaub mit Beibehaltung seines Stipendiums. So nahm er denn Abschied von der Universität und verreiste Anfangs Mai 1837 nach Nizza, wo er bis zum Herbst dieses Jahres verblieb. Das Heimweh und die bange Besorgniß, wie es mit seinen Augen gehen möchte, übten Anfangs einen schweren Druck auf ihn aus. Bald aber hatte er sich an die fremde Stadt gewöhnt und bald fand er auch sein Gottvertrauen und seinen gesunden Humor wieder. Beinahe wäre er von Nizza aus als Hauslehrer für den Sohn eines holländischen Kapitäns in die weite Welt hinausgefahren. Es hat etwas außerordentlich Anmuthiges, wie er mit dem Kapitän bekannt wurde. Am Hafen umherspazierend, wie es seine Gewohnheit war, sieht er von weitem einen holländischen Kauffahrer. Er bleibt stehen, um ihn näher zu betrachten. Die Matrosen werden auf ihn aufmerksam. Sie vermuthen, daß er ein Deutscher sei und fangen nun an zu singen: „Du, du liegst mir im Herzen; du, du liegst mir im Sinn!“ Grob antwortet ihnen voller Freude und nun steigen einige von ihnen in den Kahn und holen ihn hinüber. Grob bleibt den ganzen Abend dort und ißt mit ihnen zu Nacht, Zwieback mit gesalzener Butter und Thee. Sie singen holländische Lieder, er mit seinem reinen hellen Tenor schweizerische, und schnell sind sie gute Freunde. Er besuchte dann das Schiff, bis es den Hafen verließ; das Anerbieten des Kapitäns aber lehnte er ab, weil es ihn doch wieder mächtig nach der Heimat zog. Aus dem gleichen Grunde hat er dann auch später den Vorschlag des Professors Schönlein abgelehnt, der ihn einlud, als Hauslehrer mit nach Berlin zu kommen. Die Briefe, die er von Nizza aus geschrieben hat, athmen köstlichen Humor; sie zeigen, welch wohlthätigen Einfluß der Aufenthalt im Süden auf den jungen Mann ausübte. Als das Augenübel abzunehmen begann, kehrte er im September nach Zürich zurück.

Im Seminar Küsnacht war damals gerade eine Hülfslehrerstelle für Deutsch und Kopf- und Zifferrechnen frei geworden. Grob bewarb sich um dieselbe. Unwillkürlich fragt man sich, wie er zu diesem Entschlusse kommen konnte; wies ihn doch weder sein Studium der Theologie

noch das der Jurisprudenz auf ein solches Amt hin. Und doch scheint uns die Lösung des Räthsels nicht schwierig. Das Studium der Rechte hatte er seiner Augenkrankheit wegen wohl nicht intensiv betreiben können, Pfarrer zu werden hat er aber, wie wir sehen werden, nie recht Lust gehabt. Schon damals mochte er fühlen, daß er seiner ganzen Anlage nach zum Lehrer bestimmt sei. Daß es sich nun im vorliegenden Falle um Mathematik handelte, mag ihm seinen Entschluß gewiß nicht erleichtert haben; aber es ist ja nicht das erste Mal, daß ein talentvoller, unbemittelter Mann sich um eine ihm nicht genehme Stelle bewirbt, nur um doch wenigstens sein Brod auf ehrliche Weise verdienen zu können. Jedenfalls, das dürfen wir mit Sicherheit voraussetzen, hat Grob die Ueberzeugung gehabt, dem Amt gewachsen zu sein, wenn er es auch von allem Anfang an als ein nur vorläufiges, einstweiliges angesehen hat. In seinem Anmeldungsschreiben bezeichnet er als sein Hauptstudium die Theologie, „obschon mich meine Neigungen seit bald acht Jahren mehr oder weniger ebenso sehr zu andern Fächern, namentlich zur Geschichte hinzogen". Auch anerbot er sich, bei den Turn- und Schwimmübungen behülflich zu sein, da er acht Jahre in der Schwimmanstalt Unterricht gegeben habe. Grob erhielt die Stelle. Kurz vor dem Antritt derselben war er mit seinem Freunde Hofmeister in Freiburg gewesen und hatte das dortige Jesuitenkloster besichtigt. Die Eindrücke, die er in demselben erhielt, hat er nicht nur recht anschaulich beschrieben,[1]) sondern auch später im Unterricht bei der Schilderung des Jesuitenordens auf's trefflichste zu verwerthen gewußt.

Die beiden Freunde kamen auf der Berner Straße nach Freiburg. Von weitem schon glänzten ihnen die stolzen Gebäude der Jesuiten, Kloster, Kirche und Pensionat entgegen, und da sie des Jesuitenklosters wegen die Fahrt unternommen hatten, zögerten sie nicht, gleich am andern Morgen nach ihrer Ankunft an dem Thor desselben anzuklopfen und um Einlaß zu bitten. Lassen wie jetzt Grob selbst das Wort.

---

[1]) Im „Pädagogischen Beobachter", 1837, Nr. 43—46.

„Wir stiegen die steinernen Treppen hinauf (die Stufen sind so ausgetreten, daß hie und da zwei fast ineinander laufen) und waren nun auf dem alten langen Korridor. Lange verweilten wir hier, langsam auf und nieder gehend. Viele Väter in ihren schwarzen Gewändern ergingen sich da, die Einen lasen, Andere redeten mit halber Stimme zu einander, stiegen auf und ab, öffneten und schlossen ihre Zellen; überall ringsum herrschte tiefe Stille; nur die Tritte der Gehenden und etwa das Knarren einer Zellenthür hallte an den Mauern wieder; die vorbeigehenden Väter grüßten uns höflich, sogar ehrerbietig, doch ohne weiter uns zu beachten, ohne uns anzureden. Die Meisten waren von blasser Gesichtsfarbe; von der Wohlbeleibtheit und Rothwangigkeit, wie man sie etwa in andern Klöstern antrifft, war keine Spur zu finden, in ihren Zügen lag Ernst und Nachdenken. An den Wänden hingen die Bildnisse der berühmten Väter, Helden und Märtyrer des Ordens; unter jedem stand in lateinischer Sprache Geburt, Tod, Schicksal und Verdienst des Mannes. Diese ernsten Gesichter, dieses leise Gehen und Reden, das weite Hallen eines jeden Geräusches durch die Stille, der Gedanke an den Einfluß, welcher aus diesem stillen, von allem übrigen Leben abgeschlossenen Orte durch die Zeiten hinab auf die Welt ausgeübt worden war, dieses Alles flößte uns eine gewisse Scheu ein, so daß wir unwillkürlich selber leise auftraten, und nur flüsternd zu einander redeten. Aus den Fenstern sahen wir auf den weiten Hofraum und Garten hinunter, wo wieder einige Väter lesend spazierten.

„Durch eine geöffnete Thüre blicken wir in's Bibliothekzimmer, aber ehe wir den Vater, welcher hinein ging, anreden konnten, schloß er die Thür hinter sich. Mehrere, welche wir angehen wollten, schienen, in ihre Zellen tretend oder umlenkend, unserer Anrede zu entweichen; Andere erwiderten uns auf die Frage, ob wir die Bibliothek besehen dürften, unter den höflichsten Verbeugungen und Ausdrücken, sie wissen es nicht; einer schien uns kaum zu verstehen, er redete nicht deutsch und französisch wenig, es war ein Engländer. Endlich sagte uns Einer, der Pater Bibliothekar sei nicht da, er wolle aber sehen, ob wir nicht doch hinein

dürften. Alle redeten mit uns in französischer Sprache und leise, wie in der Kirche; bei einigen kam es uns vor, als schauten sie scheu um sich, ob sie wohl nicht gesehen würden, während sie mit uns redeten. Gegen einander schienen sie mehr zeremoniell als vertraut; man bemerkte leicht Unterschied im Range.

„Endlich erschien der Pater Minister und öffnete uns die Bibliothek, indem er sagte, sie sei sehr unbedeutend; jeder Pater habe seine eigene kleine Bibliothek, so daß eine gemeinschaftliche weniger Bedürfniß sei; viele Bände seien in den Händen der Professoren und Schüler. Wir fanden seine Aussage bestätigt: in einem nicht sehr großen Saal stehen alle Bücher; es sind deren aus allen Wissenschaften vorhanden, theologische (besonders Streitschriften, contra protestantes), philosophische, philologische (wir sahen keine neueren Ausgaben, viele französischen Uebersetzungen), historische (Kirchengeschichte, englische, deutsche, französische, schweizerische, Johann von Müller fanden wir nicht) — aber wenige aus jedem Gebiete, alle nach den Wissenschaften wohl geordnet; in einem besondern geschlossenen Schranke standen Manuscripte und seltenere Bücher. Wir waren sehr erstaunt über die ausgezeichnete Gefälligkeit, mit welcher der uns begleitende Pater uns Alles zeigte, öffnete, erklärte.

„In dem Saale saß ein junger Pater an einem Tische und studirte. Er erhob sich sogleich, wie wir eintraten, und redete uns deutsch an; schon sein Aeußeres nahm uns sehr ein, sein heiteres Auge, seine sanfte Stimme und seine Sprache; noch mehr aber wurden wir erfreut, als er sich in ein Gespräch mit uns einließ und uns mit sichtbarem Vergnügen über Alles Aufschluß ertheilte. Es war keine Spur an ihm von jenem übeln Charakter zu finden, wie er uns als unzertrennliches Wesen des Jesuiten in hohen und niedern Schulen dargestellt wird. Von diesem erfuhren wir, daß gerade Ferienzeit sei und wir folglich keinen Unterricht hören könnten. Er tröstete uns darüber mit der Bemerkung, daß die Lehre sehr veraltet und von der Art und Weise, wie sie auf deutschen Hochschulen Statt finde, noch sehr entfernt sei; der Unterricht geschehe in allen Fächern lateinisch, es seien noch die alten Eintheilungen der Klassen

nach Logik, Rhetorik und so weiter (wahrscheinlich wie es noch vor nicht vielen Jahren in dem gelehrten Zürich war). ‚Aber‘, fuhr der Pater mit freudigem Blick fort, ‚es soll nun unter uns anders werden; wir arbeiten an einer großen Reform unseres ganzen Lehrwesens in der Weise, daß wir die Fortschritte der neuern Zeit in allen Gebieten der Wissenschaft uns aneignen und benutzen, wie es unserm Zwecke angemessen ist.‘ Letzteres beizufügen trug der Mann kein Hehl, wie Einer, der von der Reinheit seiner Absichten überzeugt, oder, selbst getäuscht, ein ruhiges Gewissen hat. Er gab sich selbst als Einen von denjenigen zu erkennen, welche die Bestimmung hätten, durch das Studium der neuen Lehren und Vergleichung derselben mit den bestehenden alten thätigen Antheil an jener Reform zu nehmen. Er legte uns ferner den Unterschied der beiden hier vereinigten Schulen aus. Die eine ist eine höhere wissenschaftliche Freiburgische Lehranstalt, ein Lycäum, dessen oberste Klasse, das Seminar, die jesuitischen Theologen bildet; die andere, das Pensionat, ist ein Privatinstitut des Jesuitenordens, zu welchem Freiburg nur die Gebäude hergibt. An der erstern Schule stehen noch zwei alte, nicht jesuitische Lehrer aus der frühern Zeit; an letztern sind alle Lehrer Jesuiten. Wir fragten noch nach den einzelnen Fächern, nach der Menge der Lehrer, ihrem Einkommen u. s. w. Auch über diese Fragen gab uns der Pater genügenden Bescheid, und als wir uns trennten, gab er uns eine mündliche Empfehlung in's Pensionat mit und lud uns freundlichst ein, wieder zu ihm auf die Bibliothek zu kommen, wenn wir über Sein und Treiben der Jesuiten noch mehr Aufschluß wünschten. Wir entfernten uns, von beiden Vätern bis zur Hausthür des Klosters begleitet.

„Stille durchschritten wir Hof und Garten in sonderlichen Gedanken; gemäß unsern Begriffen hatten wir einen finstern, in Schlauheit gehüllten Geist, ein vermodertes, absichtlich in Stockung erhaltenes, mönchisches Schulwesen erwartet. — Wir fanden ein reges Streben. Wenn wir oft auf einen Gegner unseres Glaubens, unseres besten Wissens und Willens trafen, so sahen wir doch einen andern, als den erwarteten, vielleicht um so gefährlicheren, je mehr und kräftigere Mittel er als Stützen seines

Gebäudes zu benutzen weiß. In diesen weiten, stillen Räumen störte Nichts unsere Gedanken, wir hingen ihnen nach und sie führten uns auf den Ernst, die hohe, schwere Aufgabe der Geschichte und des Geschichtsforschers, frei von Vorurtheilen, ohne vorgefaßte Neigung oder Abneigung, ohne Nachbeterei, ohne Schmuck und Windbeutelei, nach eigener Prüfung die Dinge darzustellen."

Den Besuch des Pensionats verschoben die beiden jungen Zürcher auf den Nachmittag. Sie meldeten sich und bald, wie Grob weiter erzählt, erschien der Pater Minister, „eine hohe männliche Gestalt, und fragte nach unserm Begehren; wir brachten es nebst der Empfehlung aus dem Kloster vor. Während wir redeten, forschte sein Blick uns aus. ‚Woher kommen Sie und was wünschen Sie eigentlich zu sehen?' fragte er weiter. Dieser kalte Ton, dieser strenge Ernst, das vornehme Wesen unserer ganzen Umgebung brachte unsere des Französischen nicht ganz mächtige Zungen in einige sprachliche Verwirrung, und, um uns ehrenvoll herauszuziehen, griffen wir zur ehrlichen deutschen Muttersprache. Wir wurden verstanden, der ernste Mann wurde freundlicher, bedauerte, wegen Geschäften uns nicht selbst herum führen zu können; ‚ich will Ihnen aber,' fuhr er deutsch fort, ‚einen unserer jüngern Väter anweisen' .... Wir traten in das Audienzzimmer, der Boden war eingelegt, die Sessel gepolstert, an den Tapeten hingen hohe Spiegel und einige Porträts, an den Fenstern Vorhänge in bunten Schlingungen. Auf einem zierlich beschriebenen Täfelchen lasen wir die Namen der ausgezeichnetsten und mit Preisen beehrten Zöglinge, alle junge Franzosen. Es waren noch mehrere Personen mit uns in dem Zimmer; unter diesen ein dem Ansehen nach vornehmer Herr, welcher seinen Sohn, einen Knaben von 10—12 Jahren, unter einem Strom von Bücklingen, in der unterthänigsten Stellung einem der Väter vorstellte und ihn seiner Gewogenheit empfahl. Wir hatten uns hier kaum umgesehen, so trat ein jüngerer Pater ein, und anerbot sich, uns durch das Gebäude zu führen. Es war ein unruhiger, gefälliger, geschmeidiger Mann von feiner Sitte, eine stete Bereitwilligkeit zu antworten, zu dienen, und Lächeln

spielte um seinen Mund; in seinen Augen spiegelte sich ein heller und klarer Verstand. Wir wunderten uns selber darüber, wie viele ausdrucksvolle Gesichter und besonders Augen wir unter diesen Jesuiten beisammen fanden.

„Wir wurden nun in den Speisesaal, in die drei Kapellen, das Zeichnungszimmer, die Schlafstellen, den Kleidersaal und das Theater geführt. Im Speisesaal war eben noch gedeckt; auf vielen Reihen von Tischen lagen unzählige Gedecke, alle völlig gleich, jedes mit einer Nummer versehen; kein Speisegeruch, keine abgefallenen Brosamen verriethen, daß vor einer Stunde noch hier die Mittagstafel war gehalten worden. Die Tische reihen sich zur Rechten und Linken eines Katheders, auf welchem der Lector den Zöglingen während des Essens vorliest. ‚Wir haben,‘ sagte unser Führer, ‚um 400 Zöglinge, und 300 stehen auf der Liste, welche nicht aufgenommen werden konnten. Wegen dieses Mangels an Raum bauen wir ein ähnliches Gebäude in Steffis; der größte Theil der Zöglinge ist aus Frankreich. O, unsere Anstalt hat sich der belohnendsten Theilnahme zu erfreuen; das setzt uns auch in den Stand, dieselbe immer mehr zu vervollkommen‘. — Wir fragten nach der täglichen Kost der Zöglinge. ‚Sie besteht in Suppe, Fleisch und Gemüse, an den Festtagen, deren wir sehr viele haben, noch darüber hinaus in einem, zwei, drei bis vier Beigerichten, je nach der Größe des Festes,‘ erwiderte unser Pater, dem es am Herzen zu liegen schien, uns die Ueberzeugung beizubringen, daß die Zöglinge bei ihnen nicht darben müssen. Wir gingen mehrere offen stehende Schulzimmer vorbei die steinerne Treppe hinauf in die erste Kapelle. Alle drei tragen denselben Charakter, haben auch ungefähr dieselbe Größe; es sind geräumige Säle, auf's zierlichste ausgerüstet, mit einfachen geschmackvollen Altären, guten Altarblättern und Bildern, die Vorhänge auch hier bunt in glänzenden Farben spielend, alle Stoffe sehr fein. In einer der Kapellen liegt am Altare die Leiche eines Heiligen, in Wachs geformt.

‚Von welcher Confession sind Sie?‘ fragte der Jesuite.

‚Wir sind Reformirte.‘

'Treten Sie immerhin näher, dieses Bild ist ein Geschenk von Rom, von wo aus uns überhaupt viel Wohlwollen und Zufriedenheit bezeugt wird.'

„Die Kapellen sind sehr helle, nur der Altar ist in einige Dunkelheit gehüllt. In einer derselben lag ein älterer Pater auf den Knieen, wie wir eintraten. Niemand war da außer ihm, unbeweglich verharrte er in dieser Stellung; auch unser Eintreten und Flüstern bewog ihn nicht, den gesenkten Blick aufzurichten, oder einen seiner Züge zu verändern, nur die Lippen bewegten sich leise.

„Das Zeichnungszimmer bildet ein längliches Viereck, an dessen beiden längern Seiten Reihen von Fenstern hinlaufen; der Eingang ist an einer der kürzern Seiten, gegenüber stehen Zeichnungen, große Kupferstiche, Vasen, Büsten u. s. w. 'Wir haben einen ausgezeichneten Zeichnungslehrer, indem wir diese Kunst und die Musik sehr hoch halten,' sagte der Pater. Wir traten an die Fenster und schauten in den weiten geschlossenen Hof hinunter. Einige Zöglinge spielten Ball, andere schlugen den Reif. Dies ist der Erholungsplatz, sowie die Reit- und Fechtschule der Zöglinge; eine gedeckte Halle gewährt ihnen Schutz bei schlechter Witterung.

„Wir stiegen noch eine Treppe höher und gelangten zu den Schlafstellen, die uns sehr merkwürdig waren. In einem Saale von ungeheurem Umfange sind lange Reihen von Zellen angebracht, an jeder der zwei Seitenwände eine Reihe, und in der Mitte durch den Saal hin eine Doppelreihe; zwischen dieser und jeder Seitenreihe läuft ein Gang. Die Wände der Zellen sind 7—8 Fuß hoch, erreichen also bei weitem nicht die hohe Decke des Saales; als Decken dienen den Zellen Gitter, durch welche Licht und Luft hineindringt; jede Zelle hat eine Thür in den Gang hinaus, keine Seitenthüre in die anstoßende Zelle. Auf der Thür ist die Nummer angebracht; im Innern steht ein einfaches, etwas niedriges Bett, ein Tischchen mit Waschgeschirr, ein Stuhl und die übrigen nothwendigen Geräthe, so in jeder Zelle. Damit ist mehr als die Hälfte von dem Raum derselben angefüllt. Unter gebotenem Schweigen

treten die Zöglinge des Abends in diesen Saal; wenn sie sich in ihre Zellen, wo kein Wort gestattet ist, vertheilt haben, werden von Außen alle Thüren geschlossen und die Schlüssel abgenommen; auf diese Weise ist der Zögling in seiner Zelle gegen jede Störung oder nächtlichen Besuch von Außen gesichert, er kann von Innen öffnen und hinaustreten, aber, wenn er einmal geöffnet hat, nach einer besondern Einrichtung des Schlosses, nicht mehr schließen. Zur Aufsicht und Bewachung haben einige der Väter im Saale der Zellen ihr Lager; diese sehen am Morgen nach den offenen Thüren und befragen den Zögling um die Ursache des Oeffnens. Der Saal wird nicht geheizt; für die Schwächlichen und Kranken, wie für die Jüngern sind besondere Schlafstellen.

„Hier fragten wir nach der täglichen Lebensweise der Zöglinge; und ehe wir unsere Frage geendet hatten, zuckte schon die Antwort um den Mund des Paters. ‚Alle Tage stehen die Zöglinge um 5 Uhr auf, im Winter wie im Sommer; wenn sie sich angekleidet und die Betten zurecht gemacht haben, bereiten sie sich auf den Unterricht vor. Nach einer Stunde gehen sie gemeinschaftlich zur Messe und von dieser zum Frühstück, das in Milch oder Suppe besteht. Um 8 Uhr beginnt der Unterricht und dauert zwei und eine halbe Stunde; darauf folgt eine Zwischenzeit der Erholung, wo die Zöglinge im Hofraum spielen und dann wiederum Arbeit bis zum Mittagessen. Auf ähnliche Weise ist der übrige Tag eingetheilt. Abends werden zuweilen Spaziergänge gemacht. Das Abendbrot besteht in Früchten. Die eigentliche Unterrichtszeit dauert nur 5—6 Stunden, aber immer sind die Schüler unter Aufsicht, Tag und Nacht, in der Zelle, wie im Speisesaal, während des Unterrichts, wie auf dem Spaziergang.‘

„Der Pater schien auf diese Einrichtung stolz zu sein und sie als ein Grundprinzip dieser so blühenden Anstalt darstellen zu wollen. Wir fragten ihn, ob hier noch nie eine Sittenverderbniß, welche sich oft lange aller Wachsamkeit zu entziehen weiß, und darum desto weiter um sich greift; ihre Wurzeln geschlagen habe. ‚Niemals,‘ erwiderte der Pater; ‚wer würde uns sonst seine Kinder anvertrauen? Das ist unsere größte

Sorge, daß die Zöglinge an Leib und Geist gesund bleiben, sonst wäre es bald um den Ruf unserer Anstalt geschehen. Darum dürfen sie keine Bücher lesen oder besitzen, die sie nicht von uns selbst erhalten; derjenige, bei welchem mehrmals fremde Bücher gefunden werden, wird fortgewiesen. Die Bücher, welche wir haben, sind alle von uns ‚korrigirt.‘ So sind wir sicher, daß nichts Unmoralisches das Gemüth unserer jungen Leute verdirbt.‘

„Im Theater treten jüngere sowohl wie ältere Zöglinge als Acteurs auf, und der Pater schien auf dieses Mittel der Bildung viel zu halten. So waren wir nun im ganzen Gebäude herum gekommen. Wo wir nur die Augen hinwandten, da glänzte uns Ordnung entgegen: Diese steinernen Treppen, auf welchen täglich einige hundert Menschen auf und nieder stiegen, diese großen Platten, womit die Gänge belegt sind, die geweißten Mauern, blanken Thüren, Geräthschaften, Kleider, sie schienen gar nie berührt zu werden; selbst diese äußerlichen Dinge, bis auf das geräuschlose Auf- und Niedergehen der Dienstboten, verrieth eine leitende Hand. Es war uns von großem Interesse zu erfahren, durch welche Mittel diese äußere und innere Ordnung aufrecht erhalten werde. ‚Früher,‘ sagte uns der Pater, ‚straften wir durch Entziehung von Speisen; jetzt thun wir es nicht mehr. Wir wenden auch in der Regel nicht Schläge an, vielleicht etwa einen leisen Schlag mit der Hand auf die Finger der Fehlenden. Kommen wir je in Fall, einen der jungen Zöglinge härter zu züchtigen, so vollziehen wir die Strafe nie selbst; doch das ist selten. Wir strafen die Bösen durch Mißfallen und durch Belohnung der Guten. Konsequenz ist unsere festeste Stütze.‘

„Unter diesen Gesprächen hatten wir die Hausflur erreicht und wir nahmen Abschied. Wie wir die Hausthür öffneten, drang eine Schaar jüngerer Zöglinge, die aus den Ferien zurückkehrten, rasch hinein, fiel dem Pater um den Hals, schüttelte seine Hände und jubelte und frohlockte.“

Das ist die Schilderung der Freiburger Jesuiten-Anstalt, wie sie Grob unter dem unmittelbaren Eindruck seines Besuches im „Pädagogischen

Beobachter" veröffentlicht hat. Wir gaben sie zum große Theile wörtlich wieder, weil sie in ebenso hohem Grade durch ihren Inhalt das Interesse fesselt, wie durch die frische Anschaulichkeit der Darstellung und die Unbefangenheit des Urtheils.

Außer dem eigentlichen Unterrichte im Seminar wurde Grob, wie er gewünscht, die Leitung der Turn- und Schwimmübungen übertragen, eine Beschäftigung, über die er sich wiederholt mit Vergnügen äußert. Hatten ihm anfänglich die Klassen in Bezug auf Disziplin allerlei zu schaffen gegeben, so änderte sich das gerade infolge seines Turn- und Schimmunterrichtes, indem er sich durch diesen sehr schnell bleibenden Respekt zu verschaffen wußte. Aus Alexander Schweizers Selbstbiographie wissen wir, welche Begeisterung die damaligen jungen Leute für das Turnen empfanden. Es war noch kein obligatorisches Fach; aber gerade deswegen war der Eifer ein um so größerer, und Grob galt als einer der besten Turner und Schwimmer.

Seine Thätigkeit im Seminar reichte nur bis zum Herbste des Jahres 1838. Das Jahr, welches er hier zubrachte, gehörte nicht zu seinen angenehmsten Erinnerungen. Es war weniger das ihm doch fernliegende Fach der Mathematik, was ihm seine Stellung in Küsnacht unangenehm machte, als der Umstand, daß sich das Verhältniß Grobs zu Direktor Thomas Scherr immer unfreundlicher gestaltete. Die Beschwerden des jungen Lehrers fanden nach seinen Aussagen beim Direktor nur taube Ohren, so daß Grob bald einsah, seines Bleibens werde hier nicht lange sein. Dessenungeachtet gab er die Stunden mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Auch wissenschaftlich arbeitete er weiter, indem er während dieser Zeit mit großem Eifer Beckers Grammatik studirte. Bald sollte er den Verfasser selbst kennen lernen. Der berühmte Sprachgelehrte machte nämlich gerade damals Scherr einen Besuch, bei welcher Gelegenheit ihm sämmtliche Lehrer vorgestellt wurden. Von den Seminaristen wurde er mit Gesang und einer Ansprache begrüßt. Grob schildert ihn als einen hohen, starken Mann mit schneeweißem Haar, aber außerordentlich rüstig, jugendlich lebhaft, von schlichtem Aeußern und scharfem Blick.

Sommer 1838 waren die Differenzen mit Scherr so groß geworden, daß an ein erfolgreiches Wirken nicht mehr zu denken war. Grob trat von seiner Stelle zurück und siedelte wieder nach Zürich über. Es ist bezeichnend für seinen Charakter, wie er seinen Freunden gegenüber Scherr bei alledem zuerst vertheidigte, obwohl er der festen Ueberzeugung war, daß dieser ihm manche Hindernisse in den Weg gelegt und so an seinem Mißgeschick vorzugsweise schuld sei. Ob er sich hierin nicht doch etwas geirrt hat, wer will das entscheiden. Das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern war wohl von Anfang an kein besonders intimes, es waren Naturen, die sich, um wenig zu sagen, jedenfalls nicht anzogen. Scherr mochte mit richtigem Blick sehr bald erkannt haben, daß er in Grob keinen Lehrer gefunden, der seinen Plänen rückhaltlos entgegenkam und über den er, wie es seinem etwas autoritären Charakter genehm war, vollständig verfügen konnte. Er ließ ihn deshalb gehen, und Grob, der einen Rückhalt am Direktor schmerzlich entbehrte, legte die Haltung Scherrs als Abneigung aus, womit er insofern ja allerdings das Richtige traf, als von der Indifferenz die Brücke zur Antipathie recht schnell geschlagen ist. Von allem Anfang an fehlte daher das gegenseitige Vertrauen und hiemit für den jungen, in ungewohnten Fächern unterrichtenden Lehrer eine wichtige Vorbedingung des Erfolges. Grob litt unsäglich unter diesem Verhältniß, so daß die endgültige Lösung desselben für ihn die reine Erlösung und sein Scheiden von Scherr ein wenig freundliches war. Immerhin war dieser gerecht und ehrlich genug, um auch anzuerkennen, was er an Grob Gutes fand.[1]) Er nennt ihn „einen wackern jungen Mann, der in philosophischer und historischer Hinsicht eine sehr gute Bildung besitzt und mit Talent den besten Willen vereinigt"; er schreibt das Mißgeschick, das Grob betroffen, einzig dem Umstande zu, daß derselbe mathematische Fächer übernommen hatte.

---

[1]) Ignaz Thomas Scherr: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich 1825—1839, III, 1840, S. 34.

Welches nun auch die Ursachen gewesen sein mögen, Grob hatte seine Stelle verloren und die Umstände, unter denen dies geschah, waren nicht derart, daß sie Grob gleichgültig gelassen hätten. Trotzdem er aufathmete, daß das unhaltbare Verhältniß sein Ende gefunden, war seine Stimmung in der ersten Zeit doch eine sehr gedrückte. Auf die Länge ließ er sich freilich nicht von ihr beherrschen. Den Freunden schüttet er sein Herz aus, und an ihren Worten richtet er sich wieder auf.

Beim Lesen der Briefe, die er an dieselben schreibt, empfindet man einen wahren Genuß, es überkommt einen unwillkürlich der Wunsch, solche Briefe möchte man auch erhalten. Denn wie in einem ruhigen See sich die umgebende Landschaft spiegelt, so in diesen Briefen sein goldlauterer Charakter, seine Offenheit. die vor dem Freunde auch nicht das geringste Geheimniß kennt, sein selbstloser Sinn und seine fast demüthige Bescheidenheit, mit der er sich seinen Freunden unterordnet. Manchmal ist er nur fast zu ängstlich, zu behutsam; er macht Vorbehalte, wo wir ein entschiedeneres Urtheil hören möchten. Aber auch dieser Zug ist ein Theil seines Wesens, eng mit allem andern verbunden. Es wohnte ihm eine gewisse Scheu vor der Außenwelt inne, eine Scheu, wie sie sich bei Naturen mit einem reich besaiteten, feinen Empfinden nicht selten finden wird. Für ein Wirken im Großen, für den Kampf auf dem Forum, war sein Wesen nicht geschaffen. Aus diesem Grunde hat er sich auch niemals entschließen können, sich um das in's praktische Leben eingreifende Amt eines Seelsorgers zu bewerben.

Auf den ersten Blick scheint dies befremdend und doch erklärt es sich leicht genug. Gott gegenüber war Grob, so skeptisch er sich in manchen Dingen verhalten mochte, von einem kindlichen Vertrauen erfüllt. Er war eine tief religiös angelegte Natur und seine religiöse Ueberzeugung erschien ihm als ein um so köstlicheres Gut, als dieselbe aus langen, schweren Gewissenskämpfen hervorgegangen war. Seine Gottesanschauung war ganz und gar der Glaube an Gott im Sinne Luthers, die **πίστις**, die fides, das Vertrauen des Kindes zu seinem Vater, von dem es weiß, daß er stets sein Bestes will. Je länger solche Kämpfe

dauern, je tiefer sie das Innere aufwühlen, um so gefestigter wird die Anschauung werden, die sich in diesem Kampf gebildet hat, eine siegessichere Ueberzeugung, die vor keinem Gegner mehr kapituliren wird.

Aber von hier an gehen die Wege auseinander. Die Einen, das sind die gewaltigen, expansiven Naturen, die fühlen in sich den unwiderstehlichen Drang, aus ihrer Zelle herauszutreten und vor ihrem Volke Zeugniß abzulegen von dem schwer errungenen Glauben, sie fühlen sich getrieben, auch andern Menschen den Frieden zu bringen, den sie in sich verspüren, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch die andern ein solches Bedürfniß nach innerer Ruhe beherrsche. So die Einen.

Neben diesen reformatorisch auftretenden, kühn ausschreitenden Naturen gibt es aber wieder andere, in denen ein solcher Drang zur Propaganda nicht herrscht. Auch sie haben gestritten und gelitten; was sie aber als ihre Ueberzeugung erkämpft haben, bergen sie als edelstes Kleinod tief im Innersten. Es würde ihnen als Profanation erscheinen, davon zu sprechen. Es ist ihnen so ausschließlich Herzenssache, daß sie auch die leiseste spöttische Bemerkung tief verletzt. Es ist eine Religion des Gemüthes, die der nüchterne, zersetzende, zur Diskussion aufgelegte Verstand nur zu verwunden vermöchte. Es ist so sehr eine Religion des Gefühls, daß sie sich gar nicht ohne von ihrer Kraft und Wärme zu verlieren, in bestimmte Formeln, Glaubenssätze fassen läßt. Zu diesen Naturen gehörte Grob, tief religiös, doch nicht erfüllt vom Drang des Mittheilens, das Dogma nicht verachtend, aber von der Anschauung getragen, daß in ihm nicht der Kern einer Religion zu suchen sei, daß das Dogma nicht das Wesentliche sein könne. Und darum konnte er nicht den praktischen Beruf eines Geistlichen ergreifen; seine ganze Natur hat sich gegen diesen Gedanken gesträubt. Wohl empfindet er dies selbst oft als Schwäche, aber er kann nicht anders. Ein Pfarrer muß Propaganda für seine Anschauung machen, er muß sich äußern und sein Empfinden in Worte fassen, er muß unter Umständen auch für sie eintreten und sie mit den Waffen der Dialektik vertheidigen. Alles das hätte Grob nicht gekonnt. Wenn er selber einmal meint, er sei für das Amt nicht würdig, wenn er sich selbst

Mangel an Glauben vorwirft, so fühlte er ganz gut, daß sich hinter diesen Gründen etwas anderes verbarg. „Ich gestehe," so schreibt er 1838, „daß jenem Grunde ein Gefühl zu Grunde liegt, von dem ich mir nie gehörig Rechenschaft gab, daß mit dem Mangel an Glauben wohl auch ein Wille nicht zu glauben, oder vielmehr eine Saumseligkeit und Fahrlässigkeit verbunden ist, daß ich nicht die rechte Lust habe, wie ich doch auch schon behauptete. Es war schon lange so in mir; ich hatte große Freude an dem Wirken der echten Geistlichen, aber selbst einer werden konnte ich nicht." Dazu kam allerdings noch eins, das nicht unberücksichtigt bleiben darf: seine erwachende Neigung zur Geschichte und zum Geschichtsunterricht. Schon damals war er sich vollständig bewußt, daß er seiner ganzen Natur nach hier am meisten wirken könne.

Die nächste Zukunft hatte ihm einstweilen nichts zu bieten. Wohl sprach Scherr davon, ihm die Leitung eines neu zu gründenden Erziehungsinstitutes übertragen zu wollen. Grob schlug jedoch das Anerbieten ohne Zögern aus, da er um keinen Preis länger von Scherr abhängig sein wollte; zudem schien es ihm zweifelhaft, ob es diesem mit seinem Antrag überhaupt Ernst sei. Er wirft Scherr Falschheit und Despotismus vor. Seit Anfang November finden wir ihn daher in Zürich, wo er beginnt, Privatstunden zu geben und daneben sich ganz und gar dem Studium der Geschichte zu widmen. Einläßlich beschäftigt er sich mit Cicero und Livius. „Diese Lektüre hat mir nun mein Lieblingsfach wieder recht lebhaft vor die Seele geführt; ich wiege mich in dem Gedanken, die Geschichte zu meinem Fache zu wählen," schreibt er in einem Brief aus jener Zeit. Besondere Freude machen ihm in Livius die Reden, die er „vortreffliche Deklamationen im besten Sinne" nennt. Zur Livius-Lektüre gesellte sich bald die des Thukydides und Polyb. Die Beschäftigung mit diesen Autoren reizte ihn, eine kritische Arbeit über die Quellen zum punischen Kriege zu schreiben, vielleicht den zweiten selbst darzustellen. Auch mit dem Gedanken, eine Geschichte des schweizerischen Staatsrechtes zu verfassen, beschäftigte er sich. Seine Briefe spiegeln den ganzen Eifer, der ihn damals erfaßte, getreu wieder. Mit Vorliebe spricht er immer

wieder von seinen historischen Studien. „Polyb,“ so äußert er sich, „ist ein fast geschwätziger Alter; aber er besitzt die größte Klarheit und Durchsichtigkeit; er ist fast aller Idealität baar, aber sehr human, streng und unparteiisch, darum höchst belehrend. Livius dagegen fast ganz Dichter wie Johannes von Müller. Ohne mit Bewußtsein dem Faktum Gewalt anzuthun, kann er nicht anders, als alles, was zur Verherrlichung des römischen Volkes beiträgt, in's schönste Licht zu stellen; er und Müller haben es, wie Polyb von einem andern als Tadel sagt, ‚sie sind Liebende, die über ihre Geliebten schreiben‘ .... Polyb und Thukydides dagegen sind Männer, die lange Zeit an öffentlichen Geschäften standen und durch dies Leben genöthigt worden sind, die Phantasien der Jugend aufzugeben.“ Thukydides erscheint ihm dabei als der weitaus Tiefere, Großartigere, „obschon noch ganz in dem räumlich engen Kreise des Griechenthums sich bewegend, während Polybs Werk die weitreichende Basis hat, die durch Alexander und hernach Roms Eroberungen gegeben wurde. Da er schrieb, war Griechenland dahin und es beginnt ein Kosmopolitismus, ein römisches Weltbürgerthum; schon zeigen sich in Polyb vielfach die Grundlagen der damals begründeten Wissenschaften, der Weltgeographie und dgl., deren Ausbildung erst durch jene Vernichtung der Volksthümlichkeiten recht möglich wurde. Während noch Thukydides, ähnlich wie Livius, doch markiger, in den Reden und Gegenreden seine tiefen politischen Beobachtungen niedergelegt und dadurch seinem Werke ein dramatisches Interesse gibt, läßt Polyb dies ganz bei Seite und fügt schon nach Art der Modernen von Zeit zu Zeit längere Raisonnements ein, um Standpunkt und Plan der Handelnden zu zeigen.“

Auch moderne Werke studirt Grob, so Leo's Universalgeschichte, die er radikal, stürmend und die Geschichte konstruirend nennt. Doch findet er den Grundgedanken des Werkes, den Charakter eines Volkes in seiner Religion zu suchen, herrlich und tief. „Lange hat kein Gedanke so in mir gezündet; wenn Leo tausendfach Irriges schriebe, das bleibt mir gewiß, das ist der Anfang der wahren ethischen Betrachtung der Geschichte.“ Daß Grob hier das ethische Moment bei der Geschichtsdarstellung so sehr

hervorhebt, ist kein Zufall, da seine eigene Auffassung durch und durch von diesem Gesichtspunkte beherrscht war.

In denselben Briefen, in denen er sich über Livius und Polyb äußert, finden sich auch schon Andeutungen über kommende Ereignisse in der Geschichte Zürichs. Ueber dem Studium des Alterthums verlor er nicht das Interesse an der Gegenwart. Strauß, schreibt er, werde nun wohl an Elwerts Stelle berufen werden. „Ich glaube immer, Strauß, wenigstens wenn er die Absicht der Berufung erfährt, werde nicht annehmen; ich halte ihn für zu ehrenhaft. Thut er es aber doch, so kann gewiß auf die Dauer auch das nur zur Ehre der Wahrheit ausschlagen. Aber das Unheil", so fährt er bekümmert fort, „das gewiß da und dort entstehen würde, durch Auseinanderreißung von Kirche und Staat, durch Auflösung alles Friedens, aller ruhigen Entwicklung, das werden die Ruchlosen auf dem Gewissen haben, die hauptsächlich diese Wahl betreiben, Keller, Scherr u. s. w." Ob diese Befürchtungen gerechtfertigt waren, das haben wir hier nicht zu entscheiden, jedenfalls sind dieselben außerordentlich charakteristisch für Grobs Charakter. Er beurtheilt das Ereigniß einzig vom religiösen Standpunkt aus; was ihn am meisten schmerzt, ist die Rücksichtslosigkeit der radikalen Führer gegenüber dem religiösen Empfinden des Volks und die Besorgniß, daß in Folge der Wahl Viele in ihren religiösen Anschauungen möchten irre gemacht werden. Wenn man weiß, wie mild Grob sonst über Andersdenkende zu urtheilen pflegte, so muß gerade das außerordentlich harte Urtheil eine Vorstellung davon geben, wie sehr er unter diesem Gefühle litt. Es gestattet aber auch einen Rückschluß auf die damalige Volksanschauung überhaupt, denn schwerlich wird die hier ausgesprochene Ueberzeugung Grob allein eigen gewesen sein.

In der Frage, ob Theologie, ob Geschichte, hatte sich Grob für das letztere entschieden. Bald sollte eine andere Alternative: Politik oder Geschichte, an ihn herantreten.

Staußens Berufung auf den Lehrstuhl der Dogmatik erfolgte und mit ihr der Tag von Kloten und der 6. September.

Es ist heute eine unbestrittene Thatsache, daß die Berufung des freisinnigen schwäbischen Theologen nicht die Ursache, sondern nur die letzte Veranlassung zum Ausbruch der Revolution gewesen ist. So segensreich die Thätigkeit des neuen Regimentes auf verschiedenen Gebieten gewesen war — ein Konservativer gestand, man werde die Leistungen einst märchenhaft nennen —, alle Wünsche und Erwartungen hatte es doch nicht befriedigen können. Und mehr als das, der Radikalismus hatte die Fühlung mit dem Volke verloren; ja, man glaubte sogar bisweilen eine Geringschätzung gegenüber demselben wahrzunehmen.[1]) „Stolz auf den Flor der durch ihn verjüngten Republik anerkannte der herrschende Radikalismus nichts, was jenseits der von ihm abgesteckten Linie lag. Energisch, entschlossen, weiten Blickes und schaffensdurstig war er auch schroff autoritär und sprach, wenn das Murren der Menge bis zu ihm drang, von frechem Pöbel. Ein radikales Herrenthum war auf den Plan getreten, die neuen Regenten vergaßen Ursprung wie Bestimmung und achteten der warnenden Zeichen nicht."[2])

Daß Grob bei dem entstehenden Zwiste auf der konservativen Seite stand, ist unschwer zu begreifen. Seine tiefreligiöse Gesinnung, seine Abneigung gegen schroffes Parteiregiment und Josephinismus, verbunden mit persönlichen Erfahrungen führten ihn von selber zu den Gegnern der Radikalen. Wenn es auch nicht in seiner Natur lag, sich vorzudrängen, politischen Ehrgeiz hat er gewiß nie besessen, so muß er damals doch lebhaften Antheil an der Politik genommen haben. Den 6. September machte er als Augenzeuge mit und zwar als Mitglied der Bürgerwehr. Doch hat sich keine Schilderung des Tages von ihm vorgefunden.

Mittelbar war die Revolution die Ursache, daß Grobs Wunsch, als Lehrer der Geschichte angestellt zu werden, in Erfüllung ging. Ferdinand Meyer, der Vater des Dichters, der bis dahin am unteren Gymnasium

---

[1]) Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer v. Knonau. S. 446.

[2]) Reinhold Rüegg: Die Zürcher September-Revolution vom Jahre 1839. „Züricher Post" 1889, Nr. 209.

und an der Industrieschule den Geschichtsunterricht ertheilt hatte, wurde in die neue Regierung berufen, und ohne Zweifel durch seinen Einfluß ward Grob zu seinem Nachfolger gewählt. So gehört er seit 1839 dem Gymnasium an, zunächst freilich nur als Hülfslehrer, seit 1841 aber war er definitiv angestellt. Und als 1860 Heinrich Escher starb, welcher am oberen Gymnasium Geschichte gegeben hatte, wurde der Unterricht auch in diesen Klassen Grob übertragen.

Die politische Bewegung jener Tage wird ihn von der Beschäftigung mit den Alten etwas abgezogen haben. Der eigenthümliche Reiz, mit einzugreifen in die aktuelle Geschichte, hatte auch ihn ergriffen, und vor dieser Thätigkeit mußte die ruhige Betrachtung der Vergangenheit eine Zeit lang in den Hintergrund treten, allerdings nicht für lange.

Das Feld, auf dem am meisten Einfluß ausgeübt werden konnte, war die Journalistik. Die radikale Partei war auf diesem Gebiete der liberal-konservativen entschieden weit überlegen. Mit Snells „Republikaner" und dem „Landboten" konnte sich kein gegnerisches Blatt messen. Die „Neue Zürcher-Zeitung" nahm eine Mittelstellung ein, es mußte sich für die Septemberpartei vor allem darum handeln, ein kräftig geschriebenes Oppositionsblatt zu besitzen, welches weder den Kampf mit dem „Landboten" noch mit Ludwig Snell scheute. Da Bürkli's „Freitagszeitung" am meisten den Tendenzen der konservativen Partei entsprach, beschloß man, das Oppositionsblatt in Verbindung mit dieser herauszugeben. So entstanden die „Züricherblätter", die von den Gegnern höhnisch der „Beiwagen" genannt wurden. Sie erschienen von 1840 bis 1843. Die Redaktion nannte sich nicht; sie bestand aus Herrn Georg v. Wyß und Heinrich Grob. Neben den beiden genannten Blättern mit etwas konservativer Färbung galt als eigentliches Organ der kampflustigen liberal-konservativen Partei der „Beobachter aus der östlichen Schweiz", für den man einen ganz besonders gewandten Publizisten gewonnen zu haben glaubte. Seit 1841 hielt sich nämlich in Zürich ein merkwürdiges Brüderpaar auf, Friedrich und Theodor Rohmer aus Bayern. Durch geheimnißvolle Andeutungen, dunkle Reden und eine ungewöhnliche

Assurance im Auftreten wußten sie bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und einen Kreis gläubiger Adepten um sich zu versammeln, die Friedrich Rohmer als einen „modernen Messias der Wissenschaft verehrten und von ihm die Stiftung einer neuen, vernünftigen und besseren Weltordnung erwarteten“.[1]) Dieser Messias zeigte sich den profanen Blicken vorerst selten, nur seine Gemeinde durfte sich seines Anblickes erfreuen und auch sie nur in besonders weihevollen Momenten. Seine Größe bestand vornehmlich darin, daß er Politik und Philosophie in eigenthümlicher Weise mit einander zu verbinden wußte. Mit fließender Beredtsamkeit trug zuerst sein Bruder Theodor die leitenden Gedanken des Systems in ihrer Anwendung auf die deutsche Nation und deren Aufgaben in einer Schrift vor, die betitelt war: „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft;“ dieselbe sollte den deutschen Geist in der Tiefe seines Wesens aufrütteln und dem deutschen Volke seine welthistorische Mission vor die Seele stellen. Aber Friedrichs Spekulation drang noch tiefer in das Wesen der Dinge. Er entdeckte in der Seele sechszehn „Grundkräfte“, die dann auch in der Natur wieder zu finden waren; dem Kopf kamen acht Geisteskräfte, dem Leib acht Gemüthskräfte zu, und alle diese „Kräfte“ theilten sich dann wieder in innere und äußere, und männliche und weibliche. Dadurch aber, daß sie und zwar eine nach der andern und in geordneter Reihenfolge im Menschen auftreten und die Führung übernehmen, bedingen sie die Bewegung des Lebens: Auge, Phantasie, Sentimentalität und Brust betreffen die Jugend; Geruch, Gedächtniß, Noblesse und Ahnung das gereifte Alter. Den Radikalismus verglich Rohmer mit dem Knabenalter, weil hier die Seelenkräfte Auge, Phantasie, Sentimentalität und Brust bestimmend seien, den Liberalismus mit der „gehobeneren“ Periode des Jungen Mannes. In dem Konservatismus aber fand er jene durchdringende Fähigkeit des Spür- und Scharfsinns, der auch die verborgenen Verhältnisse richtig ergründet, von der Psychologie Geruch genannt. Ebenso das Vermögen,

[1]) Bluntschli, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. I., S. 261.

die Dinge zu merken, also das Gedächtniß, dann die rücksichtsvolle, edle Noblesse und die tiefe Ahnung. [1])

Im Uebrigen war Friedrich Rohmer recht bescheiden; obwohl er offen gestand, er halte sich für einen geborenen Staatsmann, erklärte er dennoch, weder eine Königs- noch eine Kaiserkrone annehmen zu wollen. Eine solche wurde ihm zwar merkwürdiger Weise nicht angetragen; dagegen ward er von Bluntschli aufgefordert, am Kampfe gegen den Radikalismus theilzunehmen und dieses that er, indem er eine Zeit lang Leitartikel in den „Beobachter" schrieb.

Grob dürfen wir das ehrende Zeugniß ausstellen, daß er sich von allem Anfang an durch das Benehmen der Brüder Rohmer abgestoßen fühlte. Sein anfängliches Interesse hatte sich sehr bald in „ängstliche Vorbehalte" verwandelt [2]) und wie er sie einmal recht hatte kennen lernen, wollte er gar nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Die „Rohmerei" war ihm gründlich zuwider.

Die „Züricherblätter" waren unterdessen unbeirrt ihren Weg weiter gegangen. Frisch, unternehmend ist vor allem der erste Jahrgang gehalten. Der Fehdehandschuh, den der „Landbote" ihm hinwirft, wird ohne Zögern aufgenommen und nun heißt es: Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen — soll er's nur sagen, ich spiel' ihm auf .... Das Blatt ist jedoch nicht nur ein Oppositionsblatt; neben polemischen Artikeln bringt es gut geschriebene sachliche belehrenden Inhaltes, namentlich über wirthschaftliche Verhältnisse und Schulfragen. Beinahe ausschließlich werden nur kantonale Angelegenheiten behandelt; einzig die aargauische Klosterfrage bildet eine Ausnahme. Es versteht sich von selbst, daß die „Züricherblätter" nicht den Standpunkt Augustin Kellers theilten, doch ist ihre Haltung im Kampfe eine vorsichtige, sie begnügen sich, die Stellungnahme des zürcherischen Gesandten auf der Tagsatzung zu vertheidigen und, vom Standpunkt des bestehenden Bundesstaatsrechtes aus, ein Wort

[1]) Bluntschli, S. 288.

[2]) Ibidem, S. 274.

für die Frauenklöster einzulegen. Grob selbst stand, wie wir aus seinen Briefen ersehen, so ziemlich auf der Seite der Klöster. Er schreibt einem Freunde, er wäre gern nach Bremgarten hinüber gegangen, wenn er nicht hätte fürchten müssen, im ganzen Land als Ultramontaner verschrieen zu werden; und lächelnd fügt er hinzu: „Erschrick nur nicht, du weißt, ich habe früher etwa in der Distraktion ein wenig Buhlschaft mit dem Katholizismus getrieben."

Ehe er am öffentlichen Leben aktiv theilgenommen, hatte er einmal den Wunsch geäußert, es möchte eine Zeitung existiren, die sich nichts als die Erforschung der Wahrheit zur Aufgabe machte und die zugleich die geeigneten Mittel dazu einschlüge, die also z. B. Korrespondenzen von anerkannt tüchtigen und wahrheitsliebenden Männern brächte, womöglich verschiedener Ansicht und aus allen Kantonen; auch hatte er sich damals mißfällig über das „Ausschneiden" und die viele Polemik ausgesprochen .... Seine Mitarbeiterschaft an den „Züricherblättern" mag ihm gezeigt haben, daß ein Blatt einmal eine bestimmte Richtung zu vertreten hat und daß infolge dessen gewisse Einseitigkeiten niemals werden zu vermeiden sein. Immer mehr reift daher in ihm der Entschluß, sich von der Journalistik zurückzuziehen und ganz nur seiner Schule zu leben. Kann er noch 1841 schreiben, die Politik habe ihn „mit all ihrer verzehrenden Kraft" gefaßt, und drückt er über irgend einen Artikel, der ihm so recht gelungen, noch seine lebhafte Freude aus, so findet er doch bald darauf, daß die aufregende Thätigkeit seine Spannkraft lähme, und daß ihm Ruhe und Frieden fern bleiben. Er hofft, daß ihm das nahe Osterfest das Verlorene wiederbringen werde; „ich kann dir nicht beschreiben, welche Wohlthat mir unsere Kirchenfeste von jeher gewesen sind". Und 1844 schreibt er demselben Freunde: „Es ist merkwürdig, einerseits glaube ich eine Art von Talent für politische Verhandlung zu besitzen (lache mich nur aus, ich lache vielleicht selbst mit), anderseits hat sich in keiner Lebensrichtung mein innerer Mensch mehr vor Schaden zu hüten, die Leidenschaft übermannt mich, ich werde flau in der Erfüllung meiner nächsten Berufspflichten". Das ist schon der reine Absagebrief an die Politik. Wie

er sich früher bei der Alternative: Theologie oder Lehrerberuf für den letzteren entschieden hatte, so that er auch jetzt, und hinfort findet kein Schwanken mehr statt.

Seine Betheiligung am öffentlichen Leben beschränkte sich darauf, daß er von 1845 bis 1880 dem Großen Stadtrath angehörte und von 1876 bis zu seinem Lebensende Mitglied der städtischen Stipendienkommission gewesen ist. Auch gehörte er lange Zeit der Kirchenpflege Großmünster an.

Erst 1849 gründete er einen eigenen Hausstand, indem er sich mit Sophie Dennig aus Pforzheim vermählte. Leider wurde ihm die Gattin schon 1853 durch den Tod entrissen, und der Schmerz wurde nur dadurch gelindert, daß sie ihm eine Tochter hinterließ, welche nun sein Ein und Alles ward. Sie ist die treue tapfere Gefährtin ihres Vaters bis zu dessen letztem Tage geblieben. Kleine Ferienausflüge meist in den Bregenzerwald waren die einzige Erholung, die sich Grob fortan gönnte. Auf einer dieser Ferienreisen machte er auch Bekanntschaft mit dem berühmten Literarhistoriker Gervinus, mit dem er bis zu dessen Tod in freundschaftlichem Verkehr gestanden ist. Nach Paris, wohin er immer gern einmal gegangen wäre, ist er nie gekommen; dagegen hat er zweimal die oberitalienischen Seen und Mailand besucht, das eine Mal mit seinem Freunde und Collegen Professor Johannes Frei und dem Mathematiker Raabe. Aber abgesehen von diesen beiden Touren hat er keine größern Reisen mehr gemacht, womit vielleicht zusammenhängt, daß er mit den bildenden Künsten sich weniger vertraut gemacht hat, als mit Poesie und Musik. Man weiß, mit welcher Vorliebe diese letztere gerade in Zürich gepflegt wird, während dem Freund der Malerei, Skulptur und Architektur hier nicht so viel Anregung geboten wird als in manch' anderen Städten. Zu der Musik hat sich Grob zudem von Jugend an hingezogen gefühlt; sie war ihm ein Bedürfniß. Selbst ein guter Sänger, hatte er an nichts größere Freude, als wenn er jemanden aus freier Brust singen hörte. Die Konzerte der Tonhalle mögen wenig andächtigere Zuhörer gehabt haben. Sein Lieblingskomponist war Händel, auf den

er vielleicht durch Gervinus aufmerksam gemacht worden. Grob hat dafür gesorgt, daß sämmtliche Werke desselben auf die Stadtbibliothek kamen.

Neben der Musik verwandte Grob seine Mußestunden besonders gern für sprachliche Studien, wie er denn auch einer der eifrigsten Förderer und Mitarbeiter des schweizerischen Idiotikons war. Schriftstellerisch hat er sich wenig mehr bethätigt. Außer einer übersichtlichen Darstellung der Alten Geographie und einer kurzen Gruppirung der Weltgeschichte in Form einer Zeittafel hat er nur zweimal zur Feder gegriffen; das eine Mal als er im Neujahrsblatt des Waisenhauses 1856 in einfacher, anmuthiger Form das Leben seines verstorbenen Freundes, des Pfarrers Wolf von Oberglatt, schilderte, das andere Mal als er im Feuilleton der „Neuen Zürcher-Zeitung“ [1]) einen Nekrolog über Fürsprech Lauffer veröffentlichte. Beide Nekrologe hat so recht die innige Freundesliebe diktirt, ein warmer Hauch geht von ihnen aus, so daß sie selbst derjenige gern lesen wird, welcher den geschilderten Persönlichkeiten ganz ferne steht.

In dem Nachruf an Lauffer kommt Grob natürlich auch verschiedene Male auf die Zeitereignisse zu reden, die sie miteinander erlebt. Da uns aus diesen spätern Jahren Briefe oder Aufzeichnungen fehlen, wollen wir, um auch seine spätere Auffassung der Verhältnisse etwas kennen zu lernen, einige bezeichnende Stellen herausheben: „Die Erneuerung unseres ganzen Staatslebens von 1830 an fällt mit der Blüthezeit seiner Entwicklung zusammen. Und auf einen jungen Bürger der Landschaft, welche zwar schon seit 30 Jahren von Rechtswegen, aber keineswegs thatsächlich am öffentlichen Leben theilgenommen, mußten diese Ereignisse ganz ungeheuer einwirken; die Landschaft und er mit ihr erlebten gleichsam eine neue Existenz. Dies schlug aber bei ihm niemals, man darf wohl sagen, keinen Augenblick in radikales Schwärmen oder gar revolutionäres Treiben um. Dafür war er schon damals und immer viel zu ruhig, zu fest, zu

[1]) „Neue Zürcher-Zeitung“, 1884, Feuilleton vom 23. und 24. Juni. Morgenblatt.

gesund, zu nüchtern, zu wenig sentimental und suchte auch niemals unter dem Interesse für das Oeffentliche, für das Vaterland und das gemeine Wohl die Sorge für seine Person zu bergen; er war niemals ein Streber".

Und wiederum kann man auf Grob selbst anwenden, was er von seinem Freunde erzählt: „Die Geburtswehen der Eidgenossenschaft in den Vierzigerjahren, die Volksversammlungen, die kantonalen Putsche, die Freischaarenzüge u. s. w. hat er mit dem lebendigsten Interesse verfolgt, wenn er auch niemals thätlichen Antheil genommen. Er lebte der sichern Hoffnung, daß diese politischen Convulsionen doch nicht zum Unheil unseres Landes ausschlagen, sondern ihr Ende in einer Wiedergeburt der Eidgenossenschaft finden würden. Und als diese erschien, war er ihr ganz und bedingungslos mit jenem Feuer, das nicht aufflammt, aber auf die Dauer vorhält, zugethan."

Da Grob auch mit Professor Biedermann in freundschaftlichem Verhältniß stand, lag es nahe, daß die beiden Männer sich oft über den Religionsunterricht am Gymnasium unterhielten. Bekanntlich war Biedermann selbst längere Zeit Religionslehrer in den höheren Klassen dieser Anstalt, zuletzt 1877 bis 1879, und jeder, der das Glück gehabt hat, den Klassen anzugehören, welchen Biedermann Kirchengeschichte gab, wird sich noch lange an dieses Jahr erinnern, an dieses harmonische Zusammenwirken der beiden Männer. Auf der einen Seite die milde, freundlich-ernste Gestalt Grob's, auf der anderen die imponirende Persönlichkeit Biedermann's, der in großem, gewaltigem Zug in einem Jahr die ganze Entwicklung der christlichen Kirche von Paulus bis zum 18. Jahrhundert darzustellen wußte. Für diesen Religionsunterricht arbeitete Biedermann einen vortrefflichen Leitfaden aus, bei dessen Abfassung Grob Satz für Satz mit ihm durchgegangen hat.

Im ganzen führte Grob ein sehr zurückgezogenes Leben; regelmäßig besuchte er nur die Sitzungen der „Akademischen Montagsgesellschaft", selten die der „Antiquarischen".

Eine herzliche Freude ward ihm an seinem Lebensabend bereitet, als

ihn 1883 beim 50jährigen Jubiläum der Kantonschule die philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule zum Ehrendoktor ernannte. Grob meinte damals scherzend, eine solche Ehre komme ihm, der nichts geschrieben, ja gar nicht zu, worauf der Verkünder der Promotion, Herr Professor Meyer von Knonau mit Recht erwidern durfte, er habe sich dafür ganzen Generationen in dankbare Erinnerung eingezeichnet.

Im Jahre 1889 wären es 50 Jahre geworden, daß Grob als Lehrer am Gymnasium wirkte. Seine Gesundheit war in den letzten Jahren eine verhältnißmäßig gute geblieben, und so durfte er und durften alle seine Schüler wohl hoffen, daß er im Herbst des genannten Jahres sein 50jähriges Jubiläum feiern könne. Das sollte ihm nun nicht beschieden sein. Schon zu Beginn des Jahres erkrankte er so heftig an einem Magenleiden, daß er vom Februar an die Schule aussetzen mußte. Er hat seine Stunden nicht wieder aufnehmen können. Am 26. Juli that er den letzten Athemzug.

Es war an einem Morgen, wenige Tage vor seinem Tode. Da kam der Arzt zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Mit schwacher Stimme erzählte der Kranke, er habe heute einen so schönen Traum gehabt, er sei wieder oben in der Kantonschule bei seinen Schülern gewesen.

Wenn etwas den trefflichen Mann kennzeichnet, so sind es diese Worte. Bis zu seinem letzten Augenblick hat er der Schule gelebt.

Und durchblättern wir seine Briefe, so finden wir diese völlige Hingabe an sein Amt vom ersten Tage an, da er es übernommen. Und sie bleibt ihm die ganzen langen Jahre hindurch in unverwelkter Frische.

Hierin beruht das Geheimniß seiner segensreichen Thätigkeit. Diese aufopferungsvolle Hingabe seiner so reich begabten Natur konnte ja keinem Schüler fremd bleiben; sie durchdrang sein ganzes Wirken, sie äußerte sich in jeder Handlung, in jedem Worte. Es war die milde Frühlingswärme, welche gleichmäßig die ganze Natur mit ihrem belebenden Hauche erfüllt.

„Es fiel ein Sonnenstrahl in's Zimmer, wenn der Mann mit den weißen Locken die Thüre öffnete", hat ein Schüler von ihm gesagt, und so war es.

In ihm war alles vereinigt, die Gabe, mit den einfachsten Mitteln der Welt erzählen zu können, daß man nur immer so hätte zuhören mögen, ein Wissen, welches vom Fach der Geschichte auf die verschiedensten Gebiete hinüber griff, reiche Belehrung bot und zu eigenem Nachdenken anregte, ohne daß es auch nur jemals einen Schimmer von Selbstgefälligkeit gezeigt hätte. Ihm war ein ehrfurchtgebietendes Wesen eigen und ein hohes Pflichtbewußtsein, welches auch im Schüler Ernst und Pflichtbewußtsein wecken mußte; und eine liebreiche gemüthvolle Natur, zu der man von der ersten Stunde an ein unerschütterliches Vertrauen faßte. Und zu alledem gesellte sich ein leichter Zug von Ironie und Skepsis, und jener Blick, der in des Herzens Grund zu dringen vermag, und die köstlichste der Gaben, der Humor, der gerade den tiefsten und gemüthvollsten Menschen eigen zu sein pflegt, weil nur diese es vermögen, zu jener Höhe emporzubringen, von der aus man das ganze Menschenleben überschauen und Menschliches und Göttliches sichten kann.

Als größten Erfolg eines Lehrers wird man es immer bezeichnen müssen, wenn er im Schüler das Interesse und die Liebe für sein Fach weckt und sie durch seinen Unterricht anregt, aus eigener Initiative sich mit diesen Dingen näher zu befassen. Dies hat Grob in so hohem Grade erreicht, daß selbst diejenigen, welche von vornherein ein bestimmtes anderes Studium im Auge hatten, auf jede Geschichtsstunde sich freuten. Solche Erfolge sind einem Lehrer natürlich nur dann möglich, wenn er souverän seine Wissenschaft beherrscht, und das war eben bei Grob der Fall. Es war die Frucht eines langen, beharrlichen Studiums. Als Grob 1839 die Stelle am Gymnasium erhielt, da hatte er nicht den Vortheil einer langjährigen historischen Schulung. Er war Theologe gewesen und Jurist; und es läßt sich nicht einmal feststellen, ob er während dieser Zeit bei Heinrich Escher ein geschichtliches Kolleg besucht hat. Als ein um so ruhmvolleres Zeugniß für ihn erscheint es, daß er dann doch

den ganzen großen Stoff beherrschte. Rührend ist es, wie dem jungen Manne, der durch seine Augenkrankheit am Lesen verhindert ist, seine Mutter die eben erschienenen epochemachenden Werke Leopold Ranke's vorliest.

Und dieses Streben, sich mit den neuesten Erscheinungen der Literatur bekannt zu machen, hat ihn bis zu den letzten Stunden erfüllt. Das hat denn freilich auch bewirkt, daß er als Greis mit silberweißen Locken noch jugendlich inmitten der Jugend stand, und seinem Unterricht der Charakter der Frische bis zuletzt erhalten blieb. Noch bis in seine letzten Jahre verwandte er jeden Tag mehrere Stunden auf die Vorbereitung für den Unterricht. Aufmerksam verfolgte er alle historischen Publikationen, und in der Konversation konnte man sich überzeugen, wie sorgfältig er dieselben gelesen hatte. Vor allen liebte er Ranke, dessen mild-versöhnliche Art zu urtheilen ihn anzog, weil sie so ganz seiner eigenen entsprach. Der größte Genuß in den letzten Jahren war ihm, die nach und nach erscheinenden Bände der „Weltgeschichte" zu studiren. Und noch 1889 leiht er von einem Freunde Iherings „Geist des römischen Rechtes". Auch Janssens Geschichte der Reformation hat er vollständig durchgearbeitet. Hiedurch gewann sein Unterricht einen Vorzug, auf dem sich der ganze Erfolg seiner Thätigkeit als auf einem Fundament aufbaute: eine auf reiflichster Ueberlegung beruhende Auswahl des Stoffes, übersichtliche Gruppirung und schärfste Formulirung im einzelnen. Kein Wort zu viel, keines zu wenig. Grob sprach langsam; es war kein Vortragen, es war ein schlichtes Erzählen im Tone gemüthlicher Konversation. Daher kam denn auch kein Wort anders heraus, als es beabsichtigt war, alles wohl erwogen und abgewogen und doch voll frischester Unmittelbarkeit; jedes Urtheil bestimmt in oft fast pointirter Fassung, ein scharfgezeichnetes Konturbild, das sich für immer dem Schüler einprägte. Unklare Worte, Verschwommenheit, kurz alles, was an Phrasen erinnerte, blieb seinem Unterrichte fern.

In der modernen Geschichtsdarstellung lassen sich unschwer zwei Strömungen unterscheiden. Die eine möchten wir die psychologische nennen,

die andere die soziale. Das Hauptobjekt jener wird der einzelne Mensch sein, das Hauptobjekt dieser mehr die Menschheit. Jene dürften wir vielleicht auch die aristokratische, diese die demokratische nennen. Jene wird mit Vorliebe bei den großen völkerbestimmenden Charakteren verweilen, auf deren Wirken sie alles zurückführt, diese wird auf die tiefgehenden geistigen Strömungen weisen, von der auch die mächtigste Persönlichkeit beherrscht wird; jene wird gern das Wort citiren: **Mens agitat molem**, diese wird die allgemeine Nothwendigkeit betonen, jener wird in der Philosophie mehr die Lehre von einem freien Willen entsprechen, dieser die materialistische Ansicht des Determinismus, jene wird daher einen ethischen Charakter an sich tragen, dieser ist die Geschichte nur die Fortsetzung der Naturgeschichte. Diese Strömung ist im Ganzen durchaus neueren Datums, sie hat sich entwickelt unter dem Einfluß der modernen Naturwissenschaften und der Nationalökonomie und als einen ihrer Hauptvertreter dürfen wir Karl Wilhelm Nitzsch, den Verfasser der „Geschichte des deutschen Volkes", nennen. Auch hier ist ja die Grenze keine feste, sondern tausend Fäden werden stets die beiden Arten von Geschichtsdarstellung miteinander verbinden. Von Grob aber dürfen wir sagen, daß er seiner ganzen Natur nach und vor allem der Zeit entsprechend, in der er aufgewachsen, ein typischer Vertreter der Richtung war, die wir die psychologische nannten. Ihn interessirte vor allem der Mensch, der einzelne, von andern Menschen durch individuelle Züge sich unterscheidende Mensch. Diesen suchte er zu ergründen, psychologisch zu analysiren, und dann aus seinem Charakter sein Thun und Lassen zu erklären. Das Individuum war ihm das Centrum, von dem er ausging, auf seinen Einfluß führte er möglichst viel zurück. Der Causalnexus, das geheimnißvolle Band, das die Dinge mit einander verbindet, trat deshalb in seiner Darstellung nicht sehr hervor; es fehlte derselben nicht, aber man sah mehr nur die einzelnen Stationen — die Menschen, in denen wieder eine neue Bewegung sich verkörperte. Grobs Auffassung war auch eine durchaus ethische. Der Mensch sollte nach ihm für seine Handlungen verantwortlich sein. Dieser Gedanke drängte sich nirgends geräuschvoll

hervor, aber seine ganze Darstellung war von dieser Auffassung getragen und jedes Urtheil von derselben bedingt. Es liegt auf der Hand, daß diese psychologische Richtung immer auch einen gewissen Gegensatz zu derjenigen bilden wird, die wir die formale nennen können, d. h. die ihr Schwergewicht auf die Darstellung der Formen legt, in welchen sich das staatliche Leben bewegt. Grob hat sich in der That hier auf das Nothwendigste beschränkt. Wo es sich jedoch nicht vermeiden ließ, wie z. B. in der älteren Geschichte der Schweiz oder Zürichs, da hat er auch auf diesem Gebiete sich als ausgezeichneter Lehrer bewährt und die Verfassungen und den Gang der rechtlichen Entwicklung mit musterhafter Klarheit geschildert.

Was seinem Unterrichte einen ganz eigenen Reiz verlieh, das waren die vielen Hinweise auf das Sprachliche. Von jeher hatte er eine ausgesprochene Liebe für die Etymologie, und seine sich hierauf beziehenden Kenntnisse hat er in seinen Stunden auf's fruchtbarste zu verwerthen gewußt. Es hängt diese Neigung gewiß mit seinem Streben nach Klarheit zusammen; er konnte es nicht ertragen, daß einer ein Wort in den Mund nahm, ohne dessen eigentlichen Sinn zu kennen. Da wurde denn oft ganz unerwartet der Gang der Erzählung unterbrochen und vor unseren überraschten Augen that sich in einem einzigen Worte eine ganze Welt auf. Man wurde zurückgeleitet bis zu der ursprünglichen, sinnlichen Bedeutung des Wortes, lernte die Entwicklung kennen, sah Formen und Bedeutung sich wandeln und andere Formen mit anderer Bedeutung sich abzweigen. Leben, Entstehen, Wachsen, Blühen und Verblühen, kurz der Begriff der Entwicklung wurde uns durch die Geschichte eines einzigen Wortes in denkbar einfachster Weise zum Bewußtsein gebracht. Wir lernten über die Bedeutung der Worte nachdenken, und die Verwandtschaft der Sprachen und der Völker und der ganze Gang der Geschichte erschien uns in einem neuen Lichte. Besondern Werth legte er, wie dies nicht anders erwartet werden kann, auf genaue geographische Kenntnisse. Auch das strebte sein Unterricht an, daß man sich des ganzen Ganges der historischen Entwicklung bewußt ward. Wohl hielt er streng darauf, daß man Stunde für Stunde die Einzelheiten genau lernte, weil er

wußte, daß kein Segen auf der Arbeit ruht, wenn der Stoff nicht wenigstens einmal gehörig durchgearbeitet worden. Aber in den Prüfungen verlangte er mit Recht nur, daß einer den Gang der Völkergeschichte im ganzen Großen überschaute. Für ehemalige Schüler war es deshalb immer ein Genuß, einer solchen Examenstunde wieder beizuwohnen. Jedesmal wenn Grob die Geschichte eines neuen Landes begann, schilderte er in übersichtlicher Weise dessen frühere Geschichte.

Daß er aber auch in der Darstellung des Einzelnen so zu fesseln vermochte, daß er uns alle für seine Wissenschaft in so hohem Grade zu begeistern wußte, das hatte seinen besondern Grund. Grob war ein Dichter. Ein Dichter nicht im gewöhnlichen Sinne. Niemals hat er unseres Wissens zur Feder gegriffen, um der süßen „Lust zu fabuliren" nachzugeben und Gestalten zu schaffen kraft eigener Phantasie, und trotzdem dürfen wir den sinnigen Mann so nennen, in dessen Innern das Weltall sich zu einem harmonischen Ganzen gestaltete. Den ganzen Stoff der Geschichte, die rudis indigestaque moles, hat er in sich aufgenommen und umgewandelt. So zog sich von der alten Geschichte bis zu Friedrich dem Großen — weiter pflegte er die Geschichte niemals zu führen — ein und dieselbe Anschauung; es war gleichsam etwas Erlebtes, was er uns erzählte, und es schien, als ob er mit den Personen, die er uns schilderte, einst gelebt und sie alle genau gekannt hätte. Die Leute traten handelnd und redend auf mit all' ihren kleinen Schwächen und wurden gute Bekannte von uns. Wie in einem Drama bewegte sich bei ihm stets alles um Persönlichkeiten, und echt dichterisch war es auch, mit welcher Anschaulichkeit er die Ereignisse zu erzählen verstand. Ganz unübertrefflich war er in der Kunst des Vergegenwärtigens für die untern Klassen. Es war ein vollständig künstlerisches Sichhineinversetzen in eine zurückliegende Welt, in die Welt der Jugend. Weil er das konnte, wußte er auch in ihrer Sprache zu reden, und sie verstand ihn. Den Dichter des Heliand preist man ob seines liebenswürdig-naiven Anachronismus, mit welchem er jüdische Verhältnisse in's Deutsche übertrug und so seinem Volke nahe brachte. Ganz dieselbe Umwandlung nahm in den untern

Klassen Grob mit seinem Stoff vor. Ohne Bedenken wandte er dann und wann aus diesem Grunde den vertrauteren heimischen Dialekt an und ließ z. B. Herkules der Hydra seine Meinung auf gut Zürcherdeutsch sagen.

Ein Beispiel mag zeigen, wie sich in seiner Darstellung alles in lebendiges Geschehen verwandelte. Er sprach vom Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. In Spanien liegen die beiden Heere sich gegenüber. Der Armee Cäsars geht es Anfangs recht schlimm, allmälig aber bessert sich ihre Lage, die Gegner werden zurückgedrängt, ein großer Theil der Pompejaner tritt zu Cäsar über und den feindlichen Legaten zerrinnt so ihr Heer unter den Händen. Um nun recht anschaulich zu schildern, was für Motive diese Fahnenflucht bewirkt, zeichnete Grob mit wenigen Strichen ein scharmantes kleines Genregemälde hin. Im Lager Cäsars gehts hoch her, seine Soldaten haben alle Taschen voll Geld, sie trinken und singen und sind außerordentlich lustig. Anders die Leute des Pompejus. Recht betrübt schauen sie von Ferne das fröhliche Treiben mit an. Wie herrlich es die da drüben doch haben! Während wir schon den letzten Batzen ausgegeben und nichts mehr zu beißen haben und nichts zu trinken.... Das können aber die Cäsareaner nicht lange mit ansehen; das Gefühl der Kameradschaft regt sich und ein alter Wachtmeister macht den Anfang und lädt einige Pompejaner ein, eine „Halbe" mit ihm zu trinken. Natürlich werden aus der „einen" zwei und drei, das Beispiel findet allgemeine Nachahmung und bald sitzen sie alle fröhlich beisammen und trinken Bruderschaft. Und die Pompejaner, wie sie sehen, daß es unter Cäsar so flott zugeht, denken gar nicht daran, in ihr altes Lager zurückzukehren. Das alles muß man aber aus Grobs eigenem Munde gehört haben, um zu wissen, wie es in dem humordurchdrungenen Tone frischester Unmittelbarkeit, in welchem er es zu erzählen verstand, auf die Schüler wirkte.

Grob hatte ein scharfes Auge für das Charakteristische. Und da verfuhr er denn ganz wieder nach Art der Dichter, indem er uns die Leute nicht durch farblose, blasse Attribute, sondern durch bezeichnende

Anekdoten schilderte, aus denen sich dem Schüler der Charakter in schlagender Weise von selbst ergab und die zudem den Vortheil hatten, daß man sie nie mehr vergaß. Ja um ein recht deutliches Bild zu geben, scheute er sich auch auf den höhern Stufen nicht, dem reichen Spezialwörterschatz des alamanischen Dialektes irgend eine drastische Wendung zu entlehnen. Das sagte er dann aber im gemüthlichsten Tone, lächelnd und etwas leise, wie wenn er andeuten wollte: Es bleibt aber unter uns!

Er durfte überhaupt viel sagen, was ein anderer nicht hätte thun dürfen, ohne eine gefährliche Untergrabung des Respektes befürchten zu müssen. In vielen Fragen, zumal religiösen, verstand er aber dann auch keinen Scherz und wie die Blasirtheit war ihm jegliche Frivolität bis in den Tod zuwider. Da brauchte es nur einen Blick aus seinen großen schönen Augen und auch der Keckste hätte es nicht gewagt, nur mit den Mundwinkeln zu zucken. Mit hohem Ernst sprach er vom Pflichtbewußtsein; geradezu großartig aber war seine Darstellung Luthers. Wir sprechen nur das allgemeine Urtheil von Grobs Schülern aus, wenn wir diese Partie, wie überhaupt die Schilderung der Reformation, als sein Bestes bezeichnen. Besondere Sympathie zeigte er daneben für die ursprünglichen Naturen, deren Empfinden unmittelbar wie ein Quell aus dem Felsen hervorbricht. Schon im Privatleben konnte er es nicht leiden, wenn einer sich als Hofrath gebärdete, „jedes Wort in einem Handschuh", wie er sich einmal spottend äußerte. Prächtig wußte er daher Jeanne d'Arc zu schildern.

So begeistert er in solchen Momenten sprach — seine Rede nahm dann oft einen fast feierlichen Ton an — pathetisch ist er nie geworden. Ist es doch geradezu unmöglich, sich ihn in irgend einer Situation vorzustellen, da er mit Pathos gesprochen hätte. Schon sein Organ würde ihn daran verhindert haben; dasselbe besaß eine einschmeichelnde Weichheit, aber es war verhältnißmäßig schwach. Doch das ist ein äußerlicher Umstand, der eigentliche Grund ist anderswo zu suchen. In seinem Innern war nämlich ein kleiner Schalk daheim; der hörte aufmerksam dem Unter-

richte zu und konnte es nicht lassen, sich hin und wieder ebenfalls zum Wort zu melden, um zu dem Angehörten seine etwas ironischen Glossen zu machen und lächelnd zu beweisen, daß es auch bei den feierlichsten Anlässen immer — — ein wenig menschlich zugegangen. Grob erzählt den Aufstand der Vercingetorix voller Begeisterung für das großartige Auflodern des Nationalgeistes. „Eine halbe Million Streiter hatte er schon zusammengebracht“.... Wir alle legen ergriffen die Feder aus der Hand, um das Weitere zu vernehmen; Grob macht eine Pause. Da kommt auf einmal der kleine Schalk und fügt spöttisch hinzu: „'s ischt natürli au mänge Hansheiri da mitglaufe!“ Oder er spricht von Cäsars Feldzug gegen Ariovist und erzählt die bekannte Szene, wie sich die römischen Offiziere vor dem Zusammentreffen mit den Germanen so fürchten, daß sie ihre Testamente machen und unter allen möglichen Vorwänden das Lager zu verlassen suchen. „Da hält Cäsar eine begeisterte Anrede an die zehnte Legion; auf sie allein könne er sich noch verlassen.“ Der kleine Schalk bemerkt hiezu gemüthlich: „Er het natürli gwüßt, daß sie ebe so gern devo gloffe wäret, wie die andere“....

Ganz von selbst wurde dadurch unsere Skepsis geweckt, daß wir zu Mitwissern von allerlei „Kulissengeheimnissen“ gemacht wurden. Der Geschichtsunterricht, der sonst so gern zu einseitiger Verherrlichung neigt, wurde so gerade eine Schulung für den jugendlichen Geist, bei jedem Ereigniß an die beiden Seiten zu denken, sich daran zu erinnern, daß überall verschiedene Standpunkte in Betracht kommen. Es war an einem Examen, Grob prüfte über römische Geschichte. Da beginnt einer der Gefragten mit großer Entrüstung: „Die Patrizier hatten die Plebejer schmählich unterdrückt.“ Lächelnd unterbricht ihn Grob: „Ja, ja, du bischt halt au en Plebejer, aber was meinscht, d'Patrizier händ natürli gseit, mir hend nu tha, wozue mir e göttlichs Rächt gha händ.“ Im ersten Augenblick schaute ihn der Schüler ganz verblüfft an, dann aber brach er in ein lustiges Lachen aus.

So wenig aber Grob eine einseitige Glorifikation zuließ, eben so wenig eine einseitige Verdammung. Selbst bei ihm durchaus unsym=

pathischen Persönlichkeiten suchte er noch eine gute Seite herauszufinden, ein Zug, der nicht nur von seiner Herzensgüte Zeugniß ablegt, sondern auch von seinem Gerechtigkeitsgefühl. Gerechtigkeit zu üben, die Wahrheit, und ganz nur diese, zu erforschen, das sah er als das höchste Ziel der Geschichtswissenschaft an, und schon aus diesem Grunde mußte sein Unterricht auch segensreich auf den Charakter der jungen Leute einwirken.

Hätte all' das vollauf genügt, um die Schüler für das Fach und den Lehrer zu begeistern, so that die ganze Persönlichkeit Grobs das Ihre, das Band noch fester zu knüpfen. Schon sein Anblick hatte, wie Herr Rektor Wirz mit Recht hervorhob, etwas Wohlthuendes: „Das große graue Auge blieb durch die großen Lider gewöhnlich zum Theil bedeckt und der Blick schien verschleiert. Das gab dem regelmäßig geschnittenen, durch eine starke, aber schön geformte Nase ausgezeichneten, bartlosen Gesicht, aus dessen Stirn die langen Haare nach hinten gestrichen waren, das Kennzeichen milden Ernstes. Es waren ganz besonders Momente innerer Erregung, veranlaßt durch die Bedeutsamkeit des Gegenstandes, wenn die Stimme sich hob; da ging auch das Auge ganz auf und schaute groß und beherrschend über die Schülerschar hin."

Wenn ein unsichtbarer Beobachter Grob in die verschiedenen Klassen hätte begleiten können, so würde demselben vor allem Andern die musterhafte Disziplin aufgefallen sein, die in seinem Unterrichte herrschte. Sowie man Grob nur nahe wußte, hörte der Lärm in den Klassen von selbst auf, und so lange er im Zimmer weilte, war nicht das leiseste störende Geräusch zu vernehmen. Hiedurch allein schon verräth sich sein hervorragendes pädagogisches Talent; denn das Fundament jedes guten Unterrichtes ist die Disziplin, wie diese ja auch als Grundlage jedes Erfolges beim Militär muß angesehen werden. Die besten Lehrer werden wie die besten Offiziere stets diejenigen sein, deren Anordnungen willigsten Gehorsam finden. Die Parallele kann aber noch weiter geführt werden. Während der eine Lehrer dem Offizier gleicht, welcher die Mannszucht

durch ein eisernes Regiment erzwingt, suchen sie andere durch Gunstbezeugungen zu erkaufen. Aber die wahre Disziplin will weder erzwungen noch erschmeichelt sein. Sie ist die freudige Hingabe der Truppen an ihren Führer, sie ist der freiwillige Gehorsam, welcher der Verehrung gegenüber dem Offizier entspringt, der Ueberzeugung, daß dieser seiner Aufgabe gewachsen ist, daß er seine Truppen liebt und sie niemals verlassen wird.

Dieser Art war die Disziplin bei Professor Grob. Es war die Liebe zu dem verehrten Mann, der Respekt vor dem Wissen des Lehrers, man freute sich auf jede Stunde. Wie hätte da einen die Lust anwandeln können, den Unterricht zu stören!

In den untern Klassen und bei Neueingetretenen, welche Grob noch nicht genügend kannten, mochte wohl hie und da ein schüchterner Versuch in dieser Richtung gemacht werden, mochte der jugendliche Muthwillen auch bei Grob seine Flügel etwas regen — aber stets hatte es bei diesem ersten Versuche sein Bewenden. Nicht etwa weil Grob in solchen Fällen mit drakonischer Strenge vorgegangen wäre. Nichts war ihm verhaßter als unnöthige Härte. Das Geheimniß seiner Gewalt über die Schüler lag in seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem wohlwollenden Charakter. Bei jedem Vergehen erkannte er schnell, ob dasselbe auf unschuldigen jugendlichen Muthwillen zurückzuführen war oder auf wirklich boshafte Gesinnung. War es das Erstere, so genügte eine freundlich ernste Ermahnung, im andern Fall ein langes, ernstes Anschauen, das keiner aushalten konnte. Der Tadel war kurz, aber es lag so viel Ernst in dem Ton der Stimme und die Augen hefteten sich so wehmüthig vorwurfsvoll auf den kleinen Uebelthäter, daß diesem Arrest und Alles leichter zu ertragen gewesen wäre.... Aeltere Schüler pflegte er durch leisen, gutmüthigen Spott zu strafen oder er suchte sie auf den rechten Weg zu weisen, indem er an ihr Ehrgefühl appellirte. Einen, der schon mehrfach unter verschiedenen Entschuldigungen zu spät gekommen war, frug er ganz freundlich bei einer abermaligen Verspätung: „Was hescht jetz uf der Stäge usgsinnet, was dmer wellischt ageh?" Der Betreffende, der gerade den

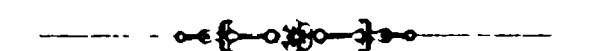
Mund hatte öffnen wollen, um irgend eine neue Entschuldigung vorzubringen, ging feuerroth und schweigend an seinen Platz und kam nie mehr zu spät. Ernster nahm er es in einem andern Fall. Eine gewisse Klasse hatte soeben die letzte Griechisch-Stunde am Untern Gymnasium hinter sich — es war in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre — die glänzende Perspektive des Obern Gymnasiums that sich vor den leuchtenden Augen der jungen Schaar auf und wonniger Schauer durchbebte die ganze Klasse. Wie hätte man den Tag ohne Feier können vorübergehen lassen! Luther hatte in einem Momente ähnlichen Hochgefühls die päpstliche Bulle in's Feuer geworfen — laßt uns das Gleiche thun mit der Peinigerin so mancher vergangenen Stunden, mit der perfiden griechischen Schulgrammatik. Und da wir leider keinen Holzstoß errichten können, so laßt sie uns zerreißen in tausend lustige Fetzen und ein günstiger Wind möge sie mit sich fortwehen, weit über Berg und Thal, weit, weit weg! Gesagt, gethan. Aber „ein andres Antlitz, eh' sie geschehen, ein andres zeigt die vollbrachte That". Der Freude über die genommene Rache folgte das leidige böse Gewissen auf dem Fuße. Schon in der nächsten Stunde kam Prorektor Grob mit ernstester Miene in das Klassenzimmer, um sich nach den Uebelthätern zu erkundigen. Einer derselben hatte den Muth sich zu nennen. Es war einer der Lieblinge Grobs. Augenscheinlich hatte er von diesem am wenigsten eine solche Dummheit erwartet, sein Gesicht drückte daher eine sehr unangenehme Ueberraschung aus. Darauf sollten sich auch die andern Mitschuldigen nennen. Als diese zögerten, meinte Grob: „Nun, der N. N. hat sich gestellt, ich hoffe, daß die andern nicht minder zu ihrer Sache stehen werden." Das wirkte, sie nannten sich, und nun wurde allen ein vollgerüttelt Maß Arrest zuerkannt. Lassen wir jetzt Herrn N. N. selber das Wort: „Noch heutigen Tages kann ich nicht anders, als die Strafe zu scharf halten, und ich erinnere mich noch deutlich, mit welch' innerer Entrüstung ich meine Arrestaufgaben machte, da ich über das Gefühl einfach nicht hinwegkam, daß die Strafe größer sei, als das Vergehen. Während ich so in meinem Ingrimme arbeitete, kam Grob herein und

stellte sich vor mich hin. Es entstand eine lange Pause, er sagte nichts und ich arbeitete weiter. Dann fing er an: es habe ihm wehe gethan, noch am Schlusse des Untern Gymnasiums einem Schüler, von dem man sich solcher Thorheiten nicht versehen hätte, eine solche Strafe zu ertheilen. Dagegen habe es ihn gefreut, daß ich mich offen und ehrlich sofort zu meiner That bekannt. Damit war ich entwaffnet. Hätte er mich gleich bei seinem Eintritt gefragt, ob ich nicht selber die Strafe für verdient erachte, ich hätte mit Nein geantwortet. Nun konnte ich nichts mehr sagen."

Wir haben mit Vergnügen dies Genrebildchen aus dem Schulleben in unsere Schilderung aufgenommen. Zeichnet es doch den Charakter des theuern Verstorbenen besser, als viele Worte es vermöchten. Der Lehrer, der mit mildem Ernst den Schüler in seinem Arrest aufsucht und so zu ihm spricht, wenn man gar nicht wüßte, wer es wäre, man müßte ja auf Grob rathen.

So hat er beinahe fünfzig Jahre in treuer Pflichterfüllung und mit freudigem Eifer gewirkt. Nach äußeren Auszeichnungen hat er nie getrachtet, selbst nicht nach literarischem Ruhm. Wohl mag auf den Lippen mancher seiner Schüler der Wunsch geschwebt haben, daß er, dem die mündliche Mittheilung wie wenigen glückte, ihnen auch die schriftliche Darstellung irgend einer Periode geschenkt hätte. Wie trefflich müßte er es beispielsweise verstanden haben, vom Standpunkt des ruhig urtheilenden Alters aus die große Bewegung des zürcherischen Staatswesens, die er als Mithandelnder erlebt hat, darzustellen. Wie sicher wäre ihm bei seinem feinen Geiste, seiner scharfen Beobachtungsgabe, seinem Humor und seinem unvergleichlichen Erzählungstalent der Erfolg auch hieher gefolgt. Aber das hat nun nicht sein sollen. Grob fand sein volles Genügen in seiner Thätigkeit an der Schule. Die mündliche Erzählung in den Lehrstunden und die direkte Einwirkung auf die jungen Geschlechter sind ihm bis an das Ende seiner Tage als die schönste Aufgabe erschienen, der er freudig all seine Kräfte widmete. So gehörte seine ganze Arbeit der Jugend, ihr hat er gelebt, ihr sein Bestes gegeben. Und eine tiefere

Befriedigung als aller Ruhm geben kann, mag wohl empfinden, wer das Bewußtsein mit sich in das Grab nimmt, in Hunderten von aufkeimenden Talenten den Geist geweckt zu haben. Und etwas Erhebendes ist es auch, wenn während solch' einer langen Thätigkeit ein Lehrer sieht, daß seine sämmtlichen Schüler mit Liebe und Verehrung zu ihm aufblicken und an jene Stunden zurückdenken als an eine der schönsten Zeiten jenes „verlorenen Paradieses", welches man die Jugend nennt.



Zürcher Chronik
auf das Jahr 1889.

Zusammengestellt von A. M.

Januar . Der Regierungsrath beschloß an die Kassendefizite dürftiger Schulgemeinden pro 1887 zusammen Fr. 26,610 auszurichten, wobei Außersihl natürlich voransteht.

7. Kantonsrathssitzung: Wahlergebnisse: Präsident Oberrichter Zürcher, 1. Vizepräsident Prof. Dr. Schneider, 2. Vizepräsident Oberst Wirz-Nägeli; Stimmenzähler und Sekretäre wurden bestätigt.

8. Die Drahtseilbahn Limmathof-Polytechnikum wurde eröffnet.

9. Nach Beschluß des Stadtrathes soll dem Großen Stadtrath beantragt werden, einen Vertrag auf feste Uebernahme des Anleihens von 25 Millionen Fr. zum Zinsfuße von 3½ % und zum Kurse von 97,80 % mit 11 in- und ausländischen Bankinstituten abzuschließen; ferner der Nordostbahngesellschaft für die Erbauung der rechtsufrigen Seebahn ein Subventionsdarleihen von 2 Millionen Fr. zum mittleren Zinsfuß von 2½ % auf 15 Jahre einzuzahlen.

13. Die Wahlen ergaben folgendes Resultat: Major Wipf in Marthalen zum Regierungsrath und a. Regierungsrath Pfenninger zum Ständerath.

Für 1889 wurde Dr. Streuli Präsident des Obergerichts und der Appellationskammer, Oberrichter Wintsch Präsident der Rekurs- und Anklagekammer, Oberrichter von Wyß Präsident des Handelsgerichts und Dr. Zürcher Präsident des Schwurgerichts.

Befriedigung als aller Ruhm geben kann, mag wohl empfinden, wer das Bewußtsein mit sich in das Grab nimmt, in Hunderten von aufkeimenden Talenten den Geist geweckt zu haben. Und etwas Erhebendes ist es auch, wenn während solch' einer langen Thätigkeit ein Lehrer sieht, daß seine sämmtlichen Schüler mit Liebe und Verehrung zu ihm aufblicken und an jene Stunden zurückdenken als an eine der schönsten Zeiten jenes „verlorenen Paradieses", welches man die Jugend nennt.



Zürcher Chronik

auf das Jahr 1889.

Zusammengestellt von A. M.

Januar . Der Regierungsrath beschloß an die Kassendefizite dürftiger Schulgemeinden pro 1887 zusammen Fr. 26,610 auszurichten, wobei Außersihl natürlich voransteht.

7. Kantonsrathssitzung: Wahlergebnisse: Präsident Oberrichter Zürcher, 1. Vizepräsident Prof. Dr. Schneider, 2. Vizepräsident Oberst Wirz-Nägeli; Stimmenzähler und Sekretäre wurden bestätigt.

8. Die Drahtseilbahn Limmathof-Polytechnikum wurde eröffnet.

9. Nach Beschluß des Stadtrathes soll dem Großen Stadtrath beantragt werden, einen Vertrag auf feste Uebernahme des Anleihens von 25 Millionen Fr. zum Zinsfuße von 3½ % und zum Kurse von 97,80 % mit 11 in- und ausländischen Bankinstituten abzuschließen; ferner der Nordostbahngesellschaft für die Erbauung der rechtsufrigen Seebahn ein Subventionsdarleihen von 2 Millionen Fr. zum mittleren Zinsfuß von 2½ % auf 15 Jahre einzuzahlen.

13. Die Wahlen ergaben folgendes Resultat: Major Wipf in Marthalen zum Regierungsrath und a. Regierungsrath Pfenninger zum Ständerath.

Für 1889 wurde Dr. Streuli Präsident des Obergerichts und der Appellationskammer, Oberrichter Wintsch Präsident der Rekurs- und Anklagekammer, Oberrichter von Wyß Präsident des Handelsgerichts und Dr. Zürcher Präsident des Schwurgerichts.

Januar 19. Der Große Stadtrath beschloß einstimmig in Zustimmung zum Antrag des Stadtrathes, der Gemeindeversammlung zu beantragen, einer Uebereinkunft mit dem Gründungskomite der rechtsufrigen Seebahn die Genehmigung zu ertheilen. Darnach hat Zürich auf den 15. Februar ein Subventionsdarlehen von 2 Millionen Fr. an die Nordostbahngesellschaft einzuzahlen.

22. Der Regierungsrath ernannte zum Direktor der öffentlichen Arbeiten und zum Stellvertreter der Militärdirektion Regierungsrath Wipf, zum Stellvertreter der Finanzdirektion Eschmann.

23. Sitzung des Kantonsrathes. In's Kassationsgericht wurde gewählt Dr. Schenk in Winterthur, zu Ersatzmännern Dr. Hürlimann und alt Obergerichtsschreiber Schoch. Der Posten „Lehrmittelverlag" wurde nach Antrag des Regierungsrathes mit Fr. 52,000 in Einnahmen und Ausgaben angenommen.

24. Sitzung des Großen Stadtrathes. Die Majorität der Rechnungsprüfungskommission beantragte, vom Schulbudget die Einnahme aus der Vergütung der Lehrmittel der Primarschule (Fr. 10,250) zu streichen, d. h. Unentgeltlichkeit der Lehrmittel an der Primarschule einzuführen; nach langer Diskussion fiel der Antrag durch.

27. Städtische Gemeindeversammlung. Die Subvention der Stadt an die rechtsufrige Seebahn von 2 Millionen Fr. wurde mit großer Mehrheit bewilligt und die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel an der Primarschule erklärt durch Streichung des Einnahmepostens im Budget von Fr. 10,250 Vergütung.

Steuerfuß pro 1889 für Gemeindesteuer inkl. Schulsteuer 6 ‰.

Februar 5. Die Stadtrathsverhandlungen bewiesen, wie sehr man sich hierorts bemüht, das Landesmuseum, das vielumworbene Schoßkind der eidgen. Räthe, zu erhalten: Der stadträthliche Antrag ging dahin, den obern Theil der Platzpromenade zu überlassen, sowie Geldleistungen zu übernehmen, die einem einmaligen Beitrag von Fr. 636,000 gleichkommen. Allerdings würden auch Gewerbemuseum, antiquarische Sammlung und Kunstgewerbeschule damit ein Unterkommen finden.

Februar Die Gemeinde Unterstraß bewilligte an das National-museum einen Beitrag von Fr. 3500, Hottingen Fr. 10,000, Riesbach Fr. 18,000, Fluntern Fr. 5000, Enge Fr. 20,000, Oberstraß Fr. 1500, Wiedikon Fr. 2000.

Da die Ausgemeinden zusammen Fr. 64,000 gewährten (Hirslanden und Außersihl decken wohl den fehlenden Rest!), beträgt die Gesammtleistung von Zürich und Umgebung Fr. 700,000.

11. Die kantonsräthliche Kommission für das zürcher. Schulgesetz war einstimmig der Ansicht, mit dem Volksschulgesetze eine Weile zu warten!

19. Der Kantonsrath beschloß mit 100 gegen 84 Stimmen, telegraphische Meldung der Wahl- und Abstimmungsresultate in allen Fällen; der Antrag der Kommission auf Einführung des Stimmzwanges ging mit 158 Stimmen durch.

23. Der Regierungsrath bestimmte für Schulhausneubauten und Hauptreparaturen einen Beitrag von Fr. 70,000, wovon Außersihl allein beinahe die Hälfte, Fr. 34,000 zufallen.

25. Sitzung des Kantonsrathes. Der in der Vereinigungsfrage unermüdliche Herr Fritschi-Zinggeler, Fürsprecher Außersihls im Kantonsrath, hat eine Motion eingegeben, durch welche der Regierungsrath ersucht wird, auf die Mai-, spätestens auf die Juni-Session die Gesetzesvorlagen betreffend Vereinigung der Stadt mit den Ausgemeinden auszuarbeiten.

März 3. Das 23. Infanterieregiment (F. Locher) wurde auf's Piket gestellt, um im Nothfall in's Tessin zu rücken.

7. Das Bataillon 68 (Major E. Usteri) wurde auf 8. März Vormittags 9 Uhr aufgeboten, um seinen auf 17. Sept. bis 4. Oktober in Winterthur angesetzten Wiederholungskurs jetzt im Tessin abzuhalten.

Sitzung des Großen Sadtrathes. Der Antrag des Stadtrathes betreffend Offerte des Nationalmuseums nach Zürich wurde von der politischen und bürgerlichen Sektion angenommen und der Gemeindeversammlung empfehlend vorzulegen beschlossen.

März 18. Die Schulgesetz-Kommission behandelte den zwischen Regierung und Stadtrath von Winterthur geschlossenen Vertrag betreffend Verstaatlichung der höhern Schulen Winterthurs. Der Vertrag wurde im Allgemeinen gebilligt und eine Subkommission eingesetzt zur Redigierung des Schulgesetzentwurfes in dem Sinn, daß er für beide Kantonsschulen des Kantons Geltung hat.

Das Projekt der Veranstaltung einer Todtenfeier für Waldmann an dessen 400. Todestage (6. April 1889) wurde von fast allen Zünften abgelehnt.

19. Aus den Stadtrathsverhandlungen. An den Regierungsrath wurde das Gesuch gerichtet, daß er die Behörden der Stadt Zürich sowie der Ausgemeinden sich über das Projekt aussprechen lasse, bevor er dem Kantonsrath eine Vorlage mache.

Die Verordnung vom 22. Dezember 1888 betreffend Verfahren bei Wahlen und Abstimmungen durch die Urne hat der Regierungsrath dahin abgeändert, daß die Namen der zu Wählenden einzeln und handschriftlich aufgezeichnet werden müssen.

22. Eine Versammlung der Gemeindebehörden von Veltheim und Winterthur bestellte eine Kommission, die eine Vorlage über die Vereinigung der zwei Gemeinden ausarbeiten soll. Von kantonsräthlicher Einmischung war nicht die Rede.

23. Der Regierungsrath ernannte die Herren Dr. Furrer, Pfarrer an St. Peter in Zürich, und Dr. Egli, Pfarrer in Mettmenstetten zu außerordentlichen Professoren an der hiesigen theologischen Fakultät.

24. Gemeindeversammlung der Stadt Zürich. Die stadträthlichen Anträge wurden angenommen; wichtig sind besonders diejenigen betreffend Nationalmuseum:

Die Stadt anerbietet dem Regierungsrath zu Handen der Bundesversammlung:

1) Bauplatz im obern Theil der Platzpromenade, 15,000 m².
2) Verwendung des Baufonds (Fr. 86,400) für ein neues Gewerbemuseum.
3) 20 Jahresraten zu je Fr. 10,000 aus dem Nutzungsgut.

27. Da Außersihl baldmöglichst versorgt sein will, hat dessen Gemeinderath die Regierung ersucht, dem Wunsche des

März Stadtrathes Zürich, daß die Behörden der bei der Vereinigung interessirten Gemeinden sich über das Projekt aussprechen könnten, bevor dem Kantonsrath eine Vorlage gemacht würde, nicht zu entsprechen, sondern die Berathungen ohne vorgängige Anhörung der Gemeinden zu Ende zu führen und ihren Entwurf erst mit der Einreichung an den Kantonsrath den betheiligten Gemeindebehörden zuzustellen, um deren Meinung entgegenzunehmen.

28. Es gingen zwei neue Infanteriebataillone, die Bataillone 67 und 69, in's Tessin ab; Bataillon 68 kehrte 27. März zurück und wurde in den städtischen Schulhäusern und Turnhallen einquartiert, da dasselbe auf bundesräthlichen Befehl hin noch auf Piket zu bleiben hatte. 28. März wurde Bataillon 68 laut Tagesbefehl von der Piketstellung entlassen.

30. Der Stadtrath von Zürich erlaubte sich, durch eine Eingabe an den Regierungsrath gegen das Gesuch des Gemeinderathes von Außersihl zu opponiren: dabei wurde auf die bisher geübte Praxis in solchen Fragen hingewiesen und aus den letzten 20 Jahren acht diesbezügliche Fälle angeführt, die an Wichtigkeit von dem jetzt vorliegenden weitaus übertroffen würden, da blos 90—95,000 Einwohner dabei betheiligt seien. Es wurde auf die gesetzlichen Bestimmungen hingewiesen, auf die Tragweite des Unternehmens für den ganzen Kanton, ferner darauf, daß erst Außersihl sich mit der Vereinigungsfrage befaßt habe und daß die in Frage kommenden Verhältnisse den Oberbehörden unmöglich so bekannt sein können, als den betreffenden Gemeinden.

April 8. Am diesjährigen Sechseläuten sind auf der Kämbelzunft für ein Waldmann-Denkmal etwa Fr. 1500 zusammengelegt worden; die Zunft zur Schmieden hat schon vorher Fr. 1000 dafür ausgesetzt.

10. Herr Dr. M. Römer, seit 10. Juni 1861 Mitglied des Stadtrathes und seit 22. August 1869 Präsident desselben, läßt dem Stadtrath mittheilen, daß er seines leidenden Zustandes wegen mit Ablauf der gegenwärtigen Amtsdauer aus dem öffentlichen Leben scheiden werde.

17. Die Zürcher Arbeiterschaft hat in Herrn Dr. Guggenheim einen Rechtskonsulenten bestellt, der verpflichtet ist, in

April allen Haftpflichtfällen den betroffenen Arbeitern unentgeltlich Auskunft zu ertheilen und alle Haftpflichtstreitigkeiten vor den zuständigen Gerichten zu führen, ohne daß der betroffene Arbeiter eine Kaution zu erlegen hat.

25. Eine Delegirtenversammlung der zürcherischen Arbeiter- und Grütli-Vereine in Pfäffikon beschloß, dem Kantonsrath einen Gesetzesentwurf betreffend gewerbliche Schiedsgerichte als Initiativvorschlag einzureichen und eine größere Agitation zu Gunsten des Proportionalwahlverfahrens zu entfalten; endlich beauftragte man den Vorstand mit Prüfung der Frage betreffend Wiederaufnahme der Initiative für Einführung des staatlichen Getreidehandels.

27. Aus den Verhandlungen des Regierungsrathes: Zum Präsidenten dieser Behörde wurde Regierungsrath Nägeli, zum Vizepräsidenten Regierungsrath Dr. Stößel gewählt.

Für die Nationalrathswahlen wurde folgende Wahlkreiseintheilung zu Handen des Bundesrathes vorgeschlagen: Der Bezirk Zürich (111,194 Einwohner) ist in zwei Kreise mit je drei Vertretern zu theilen; den dritten würden die Bezirke Affoltern, Horgen und Meilen, den vierten Hinweil, Uster und Pfäffikon, den fünften Winterthur und Andelfingen, jeder mit drei Vertretern, bilden, und ein sechster Kreis mit 2 Vertretern würde sich aus Bülach und Dielsdorf ergeben.

Mai 5. Kantonale Volksabstimmung. Das Gesetz betreffend Abänderung der §§ 66—70, 1050 und 1151 des Gesetzes betreffend die zürcherische Rechtspflege von 1874 und 1880 wurde mit 25,175 Ja gegen 14,810 Nein angenommen.

Zur Statistik der Verhältnisse im nahen Außersihl mag die Notiz dienen, daß auf Beginn des neuen Schuljahres (Frühling 1889) für die Primarschule allein vier neue Lehrstellen errichtet wurden, um die Schülerzahl per Lehrer auf 60—65 herabzudrücken.

Gemeindewahlen der Stadt Zürich. Mit 2465 bis 2597 Stimmen wurden die bisherigen in die Wahl gekommenen Stadträthe wiedergewählt; neu Waisenamtssekretär F. Meyer mit 1497 Stimmen gegen Erziehungssekretär Grob (991 Stimmen); als Stadtpräsident H. Pestalozzi-Stadler mit 1576 Stimmen gegen Herrn Baltens-

Mai berger (925 Stimmen); als Schulpräsident wurde P. Hirzel bestätigt, zu Stadtschulpflegern Dr. von Muralt-Wild und Bausekretär von Wyß gewählt.

19.—20. In Winterthur fand eine Fachausstellung für Bäcker und Konditoreigewerbe statt mit annähernd 200 Ausstellern.

20. Eine Versammlung von Vertretern der verschiedensten politischen Vereine bestellte ein Komite zur Aufstellung von Vorschlägen betreffend Veranstaltung eines Versuches mit dem Proportionalwahlsystem.

28. Konstituirende Sitzung des Großen Stadtrathes. Zum Präsidenten des Großen Stadtrathes wurde gewählt Major Ed. Usteri-Pestalozzi, zum Vizepräsidenten Dr. Zuppinger, zum Aktuar Stadtschreiber Dr. Usteri.

Juni 3.—4. Im Schwurgerichtssaal in Zürich tagte eine von gemeinnützigen Männern einberufene Konferenz betreffend das Idiotenwesen.

Daß das Interesse an dieser Sache wächst, beweist der löbliche Beschluß der Schulpflege Wiedikon, dahingehend, die Zahl der schwachsinnigen Kinder in der Gemeinde festzustellen, um gestützt darauf dem Erziehungsrathe das Begehren einzureichen, ähnliche Nachforschungen in allen zürcherischen Schulen zu veranstalten und die nöthige staatliche Fürsorge für diese armen Wesen zu treffen.

12. Unter Voraussetzung einer Durchführung der Bauabtheilung II des Stadthausquartiers seitens der Stadt erwarb das schweiz. Postdepartement mit Antritt auf 1. Januar 1891 die nördliche Hälfte dieser Abtheilung mit 2330 m^2 für Fr. 230 per m^2 behufs Erbauung eines neuen Post- und Telegraphengebäudes. Der Stadtrath behielt sich die Ratifikation des Vertrages durch die Gemeinde vor.

15. Das Krematorium im Zentralfriedhof von Zürich wurde eingeweiht, das erste schweizerische. Die Kosten dieser Baute belaufen sich auf Fr. 51,100. Zur Zeit der Einweihung zählte der Verein schon 500 Mitglieder.

Unter Leitung von Herrn Prof. Hagenbach-Bischoff aus Basel fand ein Wahlversuch mit dem proportionalen Wahlverfahren statt.

Juni 17. Sitzung des Kantonsrathes. Das Initiativbegehren des zürcherischen Kantonalvorstandes der Grütli-Vereine betreffend Einführung gewerblicher Schiedsgerichte wurde an die Regierung gewiesen.

Der Antrag des Regierungsrathes auf Abänderung des § 4 des Gemeindegesetzes betreffend die Wahlen, in dem Sinne, daß die Betheiligung der Stimmberechtigten bei allen Wahlen und Abstimmungen, bei welchen die Urne zur Verwendung gelangt, obligatorisch erklärt und Nichtabgabe des Stimmrechtsausweises mit Buße belegt wird, wurde an eine Kommission gewiesen.

Fr. 4000 wurden zur Unterstützung von Handwerkern und Gewerbetreibenden behufs Besuch der Pariser Ausstellung auf Antrag des Regierungsrathes bewilligt, dagegen das etwas unbescheidene Gesuch der zürcherischen Seidenindustrie-Gesellschaft um Bewilligung eines Staatsbeitrages von Fr. 25,000 an die Kosten der Kollektivbetheiligung der hiesigen Seidenindustrie abgewiesen.

19. Der Regierungsrath hat dem Kantonsrath drei Gesetzesentwürfe zugehen lassen betreffend die Vereinigungsfrage:

1) Ein Verfassungsgesetz betreffend die Abänderung der Art. 49, 51, 64 der Verfassung.

2) Ein Gesetz betreffend Vereinigung von Zürich und der umliegenden Gemeinden, auch Wipkingen und Wollishofen einschließend (außer Oberleimbach), das die sämmtlichen 12 Gemeinwesen mit allen Aktiven und Passiven, Rechten und Pflichten zu einer politischen Schul- und Bürgergemeinde verschmelzt, in der Meinung jedoch, daß für die bürgerlichen Güter und Stiftungen eine Auseinandersetzung zwischen den einzelnen Gemeinden vorbehalten bleibt.

3) Ein Gesetz betreffend die Einkommenssteuer der Gemeinden, das den politischen Gemeinden die Befugniß ertheilt, Zuschläge zur staatlichen Einkommenssteuer zu erheben, wenn der Steuerfuß mindestens 2 ‰ beträgt, und zwar 1/10 bei einem Steuerfuß von mindestens 2 ‰, 2/10 bei 3 ‰ und 3/10 bei 4 ‰ und mehr.

Juni

Die Schulpflege Hirslanden beschloß betreffend die Zentralisationsfrage der Gemeindeversammlung die Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Zentralisation darzulegen.

Der Gemeinderath Fluntern unterbreitete der 21er-Kommission folgende Anträge:

1) Steuergesetz und Vereinigungsgesetz sind als eine untrennbare Vorlage zur Abstimmung zu bringen.
2) Die Oekonomie von Groß-Zürich ist einer verantwortlichen Zentralbehörde zu unterstellen, die vom Gesetz vorgesehen und vom Kantonsrath ernannt werden soll.
3) Steuerpflichtige, die die Gemeindesteuer nicht bezahlen, verlieren für das nächstfolgende Jahr das Stimmrecht in Gemeindeangelegenheiten.

21. Auf dem Musiksaal wurde die Waldmannausstellung eröffnet, welche persönliche Andenken des berühmten Bürgermeisters, Beutestücke aus den Burgunderzügen, Waffen, Geräthe 2c. aus dem 15. Jahrhundert, Porträts Waldmanns, die gesammte Waldmannlitteratur enthielt.

22. 11 Uhr Vormittags wurde das Alfred Escher-Denkmal enthüllt unter Theilnahme der gesammten Bevölkerung, der städtischen und kantonalen Behörden, der Vertreter des Bundesrathes und der eidg. Räthe 2c. Prof. Pestalozzi übergab das schöne Werk der Stadt Zürich, zu deren Handen es Stadtpräsident Pestalozzi-Stadler in Empfang nahm.

22. Als am Jahrestage der Schlacht bei Murten fand Abends eine erhebende Gedächtnißfeier zu Ehren Hans Waldmanns statt. Harmonie und Männerchor Zürich brachten mit dem Tonhalleorchester zusammen die Festkantate „Die Murtenschlacht“ von Salis, komponirt von Kempter, zur Aufführung, nebst mehreren patriotischen Gesängen; lebende Bilder: „Waldmann in der Schlacht bei Murten“ und „Waldmanns letzter Gang“ vom „Dramatischen Verein Zürich“ und der „Alten Sektion Zürich“ dargestellt, bildeten den Höhepunkt der Feier; ein Prolog zu derselben von Dr. F. Rohrer wurde von einer Fräulein Wolfensberger, Mitglied des Dramatischen Vereins, vorgetragen, sowie das Gedicht „Waldmann“ von Reithard durch Herrn Gerold Vogel.

Juni 23. Zu Ehren und Sühnung der Manen Waldmanns (tempora mutantur!) fand eine großartige Feier auf dem Münsterplatz statt, an der Vertreter aller städtischen und kantonalen Behörden, sämmtliche Zünfte, eine Menge Vereine, sowie die ganze Bevölkerung theilnahm. Die würdige und hochpatriotische Festrede hielt Herr Pfarrer Wißmann vom St. Peter. Vorbeidefilieren des ganzen Festzuges am Grabe Waldmanns im Fraumünster schloß die schöne Feier.

Juli 2. Die Behörden von Wollishofen haben beschlossen, beim Kantonsrath gegen die Vereinigung mit Stadt und Ausgemeinden zu protestiren.

Ein Verband für Gewerbeschiedsgericht und Einigungsamt bildete sich, welchem sofort beitraten die Zimmerleute, Steinhauer, Spengler, Maurer, Schreiner und Maler.

3. Aus den Stadtrathsverhandlungen. An die Aktiengesellschaft „Zürcher Zentralmolkerei“ wurden 1500 m² Land am Sihlquai und an der Ausstellungsstraße, im Industriequartier gelegen, um Fr. 54,000 verkauft.

15 Petenten mit zusammen 47 Familiengliedern erhielten das Bürgerrecht unentgeltlich auf Grund zehnjähriger Niederlassung.

10. Zur Einweihung des neuen Schulhauses veranstaltete das „arme, unterstützungsbedürftige“ Außersihl ein großes Jugendfest, verbunden mit kostümirtem Festzuge von nicht weniger als 20 Gruppen!

14.—15. Im Sihlhölzli-Zürich fand das schweizerische Schwing- und Aelplerfest statt unter reger Betheiligung der Bevölkerung.

15. Sitzung des Kantonsrathes. In der Zentralisationssache stellte Fritschi-Zinggeler (Außersihl!) den Antrag, die bezüglichen Verfassungs- und Gesetzesvorlagen des Regierungrathes an eine 21-gliedrige Kommission zu weisen, die direkt vom Kantonsrath gewählt werden soll; der Antrag ging durch.

Die Vorlage betreffend unentgeltliche Beerdigung und die Anträge wegen des Proportionalwahlverfahrens wurden Kommissionen zugewiesen, welche das Bureau des Rathes wählte.

16. Eine vom Stadtrath Zürich eingesetzte Kommission zur Vorbereitung elektrischer Beleuchtung hat beschlossen: Das

Juli — Projekt der Maschinenfabrik Oerlikon sei den gestellten Vorschriften am meisten entsprechend und zugleich das annehmbarste; mit Bezug auf die Ausführung sei die Fabrik einzuladen, ein detaillirtes Projekt auszuarbeiten; für die hydraulischen Motore und die Transmissionen habe sich die Fabrik mit den Herren Escher Wyß & Co. in Verbindung zu setzen.

19. Zur Feier des 70. Geburtstages von Gottfried Keller fand in der Aula der Universität ein festlicher Aktus statt, bei dem Prof. Dr. J. Bächtold die Festrede hielt.

20. Das Kantonsrathsbureau bestellte Kommissionen zur Begutachtung und Antragstellung über den Gesetzesentwurf betreffend Leichenbestattung, zur Begutachtung der Motionen K. Bürkli und Stuber betreffend Abänderung des Wahlverfahrens im Sinne der Einführung der Proportionalvertretung.

Die Stadtschulpflege Zürich ließ an sämmtliche Ergänzungs- und Sekundarschüler die Volks- und Jugendschrift „Hans Waldmann" von Sekundarlehrer Fritschi unentgeltlich austheilen.

August 11. Die Kirchgemeinde Neumünster feierte ihr 50-jähriges Jubiläum.

13. Sitzung des Großen Stadtrathes. An das Haupttraktandum „Vorlage des Stadtrathes betreffend die Vereinigungsfrage" knüpfte sich eine mehr als zweistündige Diskussion. Durch Wahl einer Kommission von sieben Mitgliedern beschloß man auf die Frage einzutreten, ferner den Kantonsrath um Fristverlängerung zu ersuchen, um der Gemeindeversammlung zu ermöglichen, sich auszusprechen.

18. Die Großmünstergemeinde weihte vier neue Glocken, zusammen im Gewichte von ca. 7500 Kilo, ein. Sie sind in C-Dur-Accord gestimmt.

19. Vom Kantonsrath wurde den Gemeinden Zürich und Enge die Frist zur Aeußerung über die Zentralisationsfrage bis zum 15. Oktober verlängert; die der Kommission gesetzten Fristen wurden aufgehoben.

30. Die Gemeinde Wollishofen genehmigte den Protest ihrer Behörden gegen die Vereinigung, erklärte sich mit der ihr vorgelegten Begründung desselben einverstanden und beauftragte die Behörden, mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln,

August nöthigenfalls mit einer Berufung an das Volk, dahin zu wirken, daß die Selbständigkeit der Gemeinde erhalten bleibe.

September 18. Der Stadtrath beschloß, der Direktion der öffentlichen Arbeiten die Erklärung abzugeben, daß von den durch Herrn Schindler-Escher eingereichten Projekten für Einmündung der rechtsufrigen Zürichseebahn in den Hauptbahnhof Zürich dasjenige, wonach die Bahn unterhalb des „Drahtschmiedli“ über die Limmat setzen würde, den städtischen Interessen zuwiderlaufe, dagegen das andere, die Bahn unterhalb des städtischen Pumpwerkes über die Limmat führende, zur eingehenden Ausarbeitung empfohlen werde.

26. Der Stadtrath vereinbarte mit der kaufmännischen Gesellschaft, daß dieselbe auf ihr Anrecht am Fond für ein permanentes Ausstellungsgebäude zu Gunsten des schweizerischen Landesmuseums, wenn dieses nach Zürich kommen sollte, eventuell zu Gunsten einer Gewerbemuseumsbaute, wenn dieselbe bis 1. Mai 1895 vollständig gesichert sein würde, verzichte.

Erziehungs- und Regierungsrath empfahlen dem Kantonsrath einstimmig nach Wunsch der Volksschullehrerschaft die Erhöhung der jährlichen Renten für die hinterlassenen Wittwen und Waisen von Lehrern von Fr. 200 auf Fr. 400. Am 1. Januar 1889 zählte die Wittwen- und Waisenstiftung für Volksschullehrer 926 Mitglieder.

Im September 1889 erließ ein Initiativkomite einen Aufruf an die Bevölkerung von Zürich und Ausgemeinden zur Bildung einer Sektion Zürich des schweizerischen Vereins vom Rothen Kreuz. Eine erste Gabe von Fr. 500 erhielt die neue Lokalsektion Zürich von den Professoren und Schülern des Gymnasiums, die im Aktientheater den „Wilhelm Tell“ zur Aufführung gebracht hatten, als Beitrag aus dem Reinerlös.

Die Tonhalle-Aktionärversammlung stimmte dem Vorstande zu, welcher als Rückäußerung auf die Kündigung für Oktober 1890 dem Stadtrathe erklärte: Das Projekt Ernst ist unannehmbar, es werden denn gleichzeitig mit dessen Genehmigung durch die Gemeinde Mittel beschafft zur Fortführung der Tonhalle als städtisches Institut.

November Waisenstiftung von Staatsbeamten an eine Kommission gewiesen wurde; dasselbe geschah mit dem Erbschaftsgesetz.

Stillschweigend wurde der Regierungsrath ermächtigt, mit der Auszahlung der Subvention (1,4—1,6 Mill. Fr.) an die rechtsufrige Seebahn zu beginnen.

27. Angesichts der von der Nordostbahn gezeigten Bereitwilligkeit, die Verpflichtung zum Bau einer Linie Thalweil-Zug zu erfüllen, beschloß der Stadtrath, an das schweizerische Post- und Eisenbahndepartement das Ersuchen zu richten, daß der Bundesversammlung beantragt werden möchte, die Konzession für das von der Kantonsgrenze bis nach Zug reichende Stück der neuen Linie an die Nordostbahn zu ertheilen.

Gleichzeitig beschloß man, das Departement zu ersuchen, die Pflicht der Gotthardbahn zur Ausführung der Strecke Zug-Arth-Goldau in's Auge zu fassen.

28. Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Folgendes Postulat wurde gutgeheißen:

1) Betreffend Vereinfachung der Rechnungsstellung ist im Laufe des Jahres 1890 rechtzeitig eine Vorlage zu machen, damit der Voranschlag pro 1891 auf der neuen Grundlage erstellt werden kann.
2) Die Schatzungen der Immobilien und des Mobiliars sind zu revidiren und in der Rechnung zu zeigen.
3) Für den Steuerbezug sind Rechnungsstellung und Kassaführung zu trennen und ist letztere der Zentralverwaltung zu übertragen.
4) Für Aufstellung eines zehnjährigen Finanzplanes wird dem Stadtrath bis nach Abklärung der Vereinigungsfrage Frist gewährt.

Dezember 3.—4. Der zusammengetretenen Kirchensynode legte der Kirchenrath folgenden Antrag vor:

1) Die Synode spricht sich in Uebereinstimmung mit der Konferenz der evangelischen Kirchenbehörden grundsätzlich dahin aus, daß die Konfirmation nur im Anschluß an die Taufe und in Bestätigung derselben stattfinden solle, und daß die reformirte Landeskirche, ihren Grundsätzen und ihrer Geschichte gemäß, die Taufe nicht preisgeben soll.

Dezember

2) Sie spricht daher nicht nur den Geistlichen, sondern allen Mitgliedern der zürcherischen Landeskirche gegenüber die bestimmte Erwartung aus, daß sie diesem Grundsatz gemäß verfahren.

Die Kirchensynode nahm den Antrag des Kirchenrathes, an der Taufe als Vorbedingung der Konfirmation festzuhalten, fast unverändert einstimmig an mit dem Zusatz von Herrn Pfarrer Furrer, daß betreffend Konfirmation kein Gewissenszwgng ausgeübt werde. Ueber diesen Beschluß, wie über den betreffend das neue Kirchengesangbuch wurde natürlich als über innere Kirchenangelegenheiten nur Mittheilung ohne Plazetgesuch an den Kantonsrath gemacht. Zum Schluß gratulirten die Synodalen noch durch Aufstehen von ihren Sitzen dem langjährigen Antistes, Herrn Pfarrer Dr. Finsler, zu seinem auf den 24. Dezember fallenden 70. Geburtstag.

11. Der Stadtrath stellte den Voranschlag des Gemeindegutes pro 1890 fest; derselbe ergibt an Einnahmen: aus Liegenschaften, Kapitalien, Vorschüssen rc. Fr. 1,456,300, aus Gebühren und Beiträgen Fr. 198,480, aus Steuern zu Fr. 4. 60 per Faktor (Steuer für das Schulwesen Fr. 1. 40) Fr. 1,104,000; Total Fr. 2,758,780. Ausgaben: Verzinsung und Tilgung der Passiven Fr. 1,815,378, Verwaltungs-Abtheilungen Franken 1,064,450; Total: Fr. 2,879,828. Ausfall also Fr. 121,048, der durch eine Minderausgabe im laufenden Jahre im Wesentlichen gedeckt werden soll.

17. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Es wurde beschlossen, dem Großen Stadtrath und der Gemeindeversammlung einen Antrag auf Anlegung der hintern Hälfte des Zentralfriedhofes mit einem Kostenaufwand von Fr. 151,562 vorzulegen.

Nachdem die Gemeindeversammlung die definitive Errichtung eines städtischen Katasterbureau's gutgeheißen, wurde Herr Katastergeometer D. Fehr nach Lösung des bestehenden Vertragsverhältnisses zum Stadtgeometer befördert.

21. Die antiquarische Gesellschaft erhob nach lebhafter Diskussion mit 39 gegen 6 Stimmen den Mehrheitsantrag des Vorstandes zum Beschluß, wonach sie für den Fall,

Dezember daß Zürich Sitz des Landesmuseums wird, unter Vorbehalt der Genehmigung des Stadtrathes, ihre Sammlungen dem Bunde zu unveräußerlichem Eigenthum überläßt. Der Minderheitsantrag ging dahin, dem Bunde die Sammlung zur Aufstellung zu übergeben, aber das Eigenthumsrecht der Gesellschaft zu wahren.

21. Der Kantonsrath erledige in seiner Sitzung das Budget. Bei den Einnahmen wurde der Postenantheil vom Alkoholertrag von Fr. 100,000 auf Fr. 400,000 erhöht. Bei den Ausgaben wurde der vernünftige Antrag der Prüfungskommission der Staatsrechnung verworfen, d. h. der Posten von Fr. 20,000 für Errichtung der elektrischen Beleuchtung im Seminar Küsnacht mit großem Mehr bewilligt!!

24. Der Kantonsrath nahm die Vorlage betreffend Wahlen in folgender Form an: Die Betheiligung bei allen Wahlen ist obligatorisch. Für Abgabe der Ausweise und Zettel ist die Zeit durch die Gemeindebehörden anzusetzen, daß den Interessen billigst Rechnung getragen wird; Ausweise, die nicht am Stimmtage dem Wahlbureau abgegeben oder längstens während der zwei folgenden Tage demselben zurückgesandt worden sind, einziehen zu lassen. Die Bezugsgebühr bleibt den Gemeinderäthen überlassen.

Die Staatsrechnung von 1888 wurde genehmigt.

Zum Oberrichter wurde Fürsprech G. Wolf, zum Bankrath Oberst Huber in Hausen gewählt.

28. Auf Beschluß des Stadtrathes erhielten 15 Petenten mit zusammen 37 Familiengliedern auf Grund zehnjähriger Niederlassung das Bürgerrecht unentgeltlich.

Aus den Berichten städtischer Organe.

Aus dem Geschäftsbericht des Stadtrathes betreffend die Gemeindeverwaltung pro 1889.

Waisenamt: Ende 1889 bestanden 625 ordentliche Vormundschaften mit 1079 Personen (excl. die Glieder der Konkursiten-Familien). Die Mehrzahl der Vormundschaften erfolgte wegen Minderjährigkeit, nämlich 443. — 203 dieser Vormundschaften sind ohne Vermögen, die übrigen (excl. 4 Vormundschaften von Ende 1889 und die Konkursiten-Familien, deren Konkurse noch pendent) besitzen ein Vermögen von Fr. 17,063,887 08 Ct.; dazu kommen Fr. 463,001. 09 Spargüter. Die Schirmlade enthielt Ende 1889 an Werthschriften 10,455 Titel im Nominalwerthe von Fr. 16,933,721.

Finanzwesen: Der Kassaumsatz der Hauptkasse der Zentralverwaltung pro 1889 bezifferte sich auf: Eingang (incl. Fr. 10,213. 42 Ende 1888) Fr. 17,632,902. 20; Ausgang Fr. 17,581,957. 13; Saldo Fr. 50,945. 07.

Im Dezember 1888 stellte der Große Stadtrath das Programm des Anleihens der Stadt von 25 Millionen für Unifikation der bisherigen Anleihen, sowie Beschaffung der erforderlichen Summen für weitere Bedürfnisse, verzinslich à 3½ %, mit einem Amortisationsplan auf 44 Jahre fest; diese Finanzoperation wurde im Jahre 1889 durchgeführt. Auf Ausschreibung des Submissionsprogrammes gingen drei Angebote ein, wovon Nr. 3 angenommen wurde: für 25 Millionen zum Kurse von 97,30 %.

Steuerwesen: Neu resp. wieder eingeschätzt wurden 3148 Steuerpflichtige. Die Staatssteuer pro 1888, erhoben von 4 ‰ des Vermögens und 8 % des Einkommenskatasters, ergab Fr. 1,207,727. 70 (Abschreibungen und Restanzen eingerechnet); der Bezug der Gemeindesteuer ergab Fr. 1,598,633. 65. In 29 Fällen wurden zu Handen des Staates Erbschaftssteuern erhoben.

Einquartirungswesen: Die Kosten für Verpflegung, Kantonnirung und Pferdestellung der Bataillone 67, 68, 69 (bei Anlaß der Tessinerintervention) belaufen sich nach Abrechnung der Entschädigung durch die Militärverwaltung auf Fr. 2174. 70. Unterkunft und Verpflegung auf Kosten der Gemeinde erhielten in der Kaserne 14 Detachemente mit 725 Mann.

Polizeiwesen: Das städtische Polizeikorps war 56 Mann stark. Verwarnungen wegen Polizeiübertretungen wurden auf den fünf Posten 1275 eingetragen; 4476 Rapporte gingen ein; 1598 Bußen wurden verfügt durch das Polizeikommissariat.

Für 752 Hunde wurden Fr. 8808 Abgaben bezahlt, wovon Fr. 5530 an die Staatskasse fielen.

Die Rechnung über die Badanstalten zeigt Fr. 11,541. 45 Einnahmen und Fr. 5659. 60 Ausgaben. Wirklich benützt und abgegeben wurden von 34,830 Coupons nur 24,403 Stück.

Die Bewilligungen zu Tanz- und Freinächten trugen Fr. 3191 70 Ct. ein.

352 Gesuche um Wirthschaftspatente wurden gestellt (316 vom Stadtrath empfohlen), wovon 324 von der Finanzdirektion und weitere 13 vom Regierungsrath bewilligt wurden. — Die Zahl der Fremden, die in den hiesigen Gasthöfen logirten, stellte sich im Berichtjahr auf 158,278.

Das Laboratorium hatte eine Einnahme von Fr. 4935. 50 und verausgabte Fr. 11,541. 50; 1974 Gegenstände wurden untersucht.

Im Berichtjahr gelangten 634 Fälle von ansteckenden Krankheiten zur Anzeige; am meisten kamen Fälle von Masern vor, nämlich 287.

Die Reineinnahmen des Marktverkehrs betrugen Fr. 24,839. 01.

Fünf Konzessionen an Dienstbotenplazirungsbureaux wurden ertheilt und im Dezember 27 für 1890 erneuert.

Wegen Uebertretung des Fabrikgesetzes wurden acht Geschäfte verzeigt; 68 Firmen sind jetzt dem Gesetze unterstellt.

11 neue Gebäude wurden in den kantonalen Brandkataster aufgenommen, 27 wegen Abtragung gestrichen; die Vermehrung der Assekuranzsumme betrug Fr. 1,573,900 (nach Abzug der Verminderung). Die Versicherungssumme für Privat- und öffentliche Gebäude beträgt zur Zeit Fr. 143,286,200; an 11 Gebäudeeigenthümer wurden Fr. 1668 Brandschadenvergütung ausbezahlt.

3030 Niederlassungsgesuche wurden bewilligt, 2626 Niederlassungen aufgehoben. 2054 Kantons- und Schweizerbürger und 2259 Fremde wurden als Aufenthalter angemeldet, wovon 3802 wieder wegzogen.

Fr. 80,144. 35 Militärpflichtersatzsteuer entfielen auf 2695 Pflichtige, wovon nur Fr. 70,248. 45 von 2471 Pflichtigen erhältlich waren.

Das Polizeipiquet kam elf Mal zum Ausrücken; das Landspritzenkorps rückte drei Mal aus.

Die Rechnung der Kranken- und Unfallversicherung der städtischen Bauarbeiter zeigte Fr. 31,860. 73 Total-Einnahmen, Fr. 8546. 35 Total-Ausgaben.

Aus den Berichten städtischer Organe.

Aus dem Geschäftsbericht des Stadtrathes betreffend die Gemeindeverwaltung pro 1889.

Waisenamt: Ende 1889 bestanden 625 ordentliche Vormundschaften mit 1079 Personen (excl. die Glieder der Konkursiten-Familien). Die Mehrzahl der Vormundschaften erfolgte wegen Minderjährigkeit, nämlich 443. — 203 dieser Vormundschaften sind ohne Vermögen, die übrigen (excl. 4 Vormundschaften von Ende 1889 und die Konkursiten-Familien, deren Konkurse noch pendent) besitzen ein Vermögen von Fr. 17,063,887 08 Ct.; dazu kommen Fr. 463,001. 09 Spargüter. Die Schirmlade enthielt Ende 1889 an Werthschriften 10,455 Titel im Nominalwerthe von Fr. 16,933,721.

Finanzwesen: Der Kassaumsatz der Hauptkasse der Zentralverwaltung pro 1889 bezifferte sich auf: Eingang (incl. Fr. 10,213. 42 Ende 1888) Fr. 17,632,902. 20; Ausgang Fr. 17,581,957. 13; Saldo Fr. 50,945. 07.

Im Dezember 1888 stellte der Große Stadtrath das Programm des Anleihens der Stadt von 25 Millionen für Unifikation der bisherigen Anleihen, sowie Beschaffung der erforderlichen Summen für weitere Bedürfnisse, verzinslich à 3½ %, mit einem Amortisationsplan auf 44 Jahre fest; diese Finanzoperation wurde im Jahre 1889 durchgeführt. Auf Ausschreibung des Submissionsprogrammes gingen drei Angebote ein, wovon Nr. 3 angenommen wurde: für 25 Millionen zum Kurse von 97,90 %.

Steuerwesen: Neu resp. wieder eingeschätzt wurden 3148 Steuerpflichtige. Die Staatssteuer pro 1888, erhoben von 4 ‰ des Vermögens und 8 % des Einkommenskatasters, ergab Fr. 1,207,727. 70 (Abschreibungen und Restanzen eingerechnet); der Bezug der Gemeindesteuer ergab Fr. 1,598,633. 65. In 29 Fällen wurden zu Handen des Staates Erbschaftssteuern erhoben.

Einquartirungswesen: Die Kosten für Verpflegung, Kantonnirung und Pferdestellung der Bataillone 67, 68, 69 (bei Anlaß der Tessinerintervention) belaufen sich nach Abrechnung der Entschädigung durch die Militärverwaltung auf Fr. 2174. 70. Unterkunft und Verpflegung auf Kosten der Gemeinde erhielten in der Kaserne 14 Detachemente mit 725 Mann.

Polizeiwesen: Das städtische Polizeikorps war 56 Mann stark. Verwarnungen wegen Polizeiübertretungen wurden auf den fünf Posten 1275 eingetragen; 4476 Rapporte gingen ein; 1598 Bußen wurden verfügt durch das Polizeikommissariat.

Für 752 Hunde wurden Fr. 8808 Abgaben bezahlt, wovon Fr. 5530 an die Staatskasse fielen.

Die Rechnung über die Badanstalten zeigt Fr. 11,541. 45 Einnahmen und Fr. 5659. 60 Ausgaben. Wirklich benützt und abgegeben wurden von 34,830 Coupons nur 24,403 Stück.

Die Bewilligungen zu Tanz- und Freinächten trugen Fr. 3191 70 Ct. ein.

352 Gesuche um Wirthschaftspatente wurden gestellt (316 vom Stadtrath empfohlen), wovon 324 von der Finanzdirektion und weitere 13 vom Regierungsrath bewilligt wurden. — Die Zahl der Fremden, die in den hiesigen Gasthöfen logirten, stellte sich im Berichtjahr auf 158,278.

Das Laboratorium hatte eine Einnahme von Fr. 4935. 50 und verausgabte Fr. 11,541. 50; 1974 Gegenstände wurden untersucht.

Im Berichtjahr gelangten 634 Fälle von ansteckenden Krankheiten zur Anzeige; am meisten kamen Fälle von Masern vor, nämlich 287.

Die Reineinnahmen des Marktverkehrs betrugen Fr. 24,839. 01.

Fünf Konzessionen an Dienstbotenplazirungsbureaux wurden ertheilt und im Dezember 27 für 1890 erneuert.

Wegen Uebertretung des Fabrikgesetzes wurden acht Geschäfte verzeigt; 68 Firmen sind jetzt dem Gesetze unterstellt.

11 neue Gebäude wurden in den kantonalen Brandkataster aufgenommen, 27 wegen Abtragung gestrichen; die Vermehrung der Assekuranzsumme betrug Fr. 1,573,900 (nach Abzug der Verminderung). Die Versicherungssumme für Privat- und öffentliche Gebäude beträgt zur Zeit Fr. 143,286,200; an 11 Gebäudeeigenthümer wurden Fr. 1668 Brandschadenvergütung ausbezahlt.

3030 Niederlassungsgesuche wurden bewilligt, 2626 Niederlassungen aufgehoben. 2054 Kantons- und Schweizerbürger und 2259 Fremde wurden als Aufenthalter angemeldet, wovon 3802 wieder wegzogen.

Fr. 80,144. 35 Militärpflichtersatzsteuer entfielen auf 2695 Pflichtige, wovon nur Fr. 70,248. 45 von 2471 Pflichtigen erhältlich waren.

Das Polizeipiquet kam elf Mal zum Ausrücken; das Landspritzenkorps rückte drei Mal aus.

Die Rechnung der Kranken- und Unfallversicherung der städtischen Bauarbeiter zeigte Fr. 31,860. 73 Total-Einnahmen, Fr. 8546. 35 Total-Ausgaben.

Die Materialverwaltung schloß mit Fr. 738. 30 Gewinnsaldo. Gesammtkosten des Unterhaltes und der Reinigung der Straßen (incl. Quaigebiet) Fr. 117,562. 15; das Promenadenwesen kostete Fr. 18,688. 25.

Das städtische Gaswerk lieferte Brennstoff für 37,273 (1064 öffentliche Laternen in der Stadt) Flammen; der Reingewinn beträgt Fr. 154,319. 17.

Das Zivilstandsamt verzeichnete 535 Geburten (davon 24 Todtgeburten), 384 Sterbefälle (incl. obige 24), 277 Trauungen und 44 Scheidungen.

Das Stadtammannamt fertigte 10,956 Rechtsbote, 3653 Pfandscheine und 272 Nachpfändungen aus, ferner 1136 Konkursverwarnungen und 969 Durchführungsanzeigen; 2877 Versilberungsbegehren gingen ein, von denen 178 entsprochen wurde.

Bürgerliche Verwaltung: 294 Bürgerrechtsaufnahmen erfolgten und zwar 84 mit Einkauf, 210 unentgeltlich; an Gebühren gingen dabei Fr. 12,750 ein.

Die Gesammtsumme der Legate und Schenkungen an bürgerliche Güter und Stiftungen betrug Fr. 22,540.

Forstverwaltung: Ende September 1889 erscheinen die städtischen Waldungen mit einem Gesammtflächeninhalt von 1149,79 ha. Reinertrag Fr. 109,866. 17.

Aus dem Armengut wurden 368 Personen mit Fr. 77,397. 93 unterstützt, eine Person mehr als 1888. Das Armengut zeigt ein Vermögen von Fr. 929,646. 67; die Korrentrechnung weist einen Rückschlag von Fr. 25,572. 43 nach. Im Waisenhaus befanden sich Dezember 1889 82 interne Zöglinge, 40 waren extern.

Die Pfrundanstalt zählte Ende Dezember 13 Pfründer, 60 Pfründerinnen und 3 Kostgängerinnen; der Verpflegungstag kam auf Fr. 1. 57 zu stehen. Die Einnahmen stiegen auf Fr. 42,871. 91, dagegen auch die Ausgaben wegen Reparaturen auf Fr. 48,864. 92. Die Differenz zwischen Vermögen und Stammkapital wird leider von Jahr zu Jahr kleiner.

Das Bürgerasyl hatte Ende 1889 44 Pensionäre. Der Legatenfond stieg auf Fr. 35,747. 70; der Hausfond beträgt Fr. 10,027. 56.

Im verflossenen Baujahr vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889 wurden in Zürich und Ausgemeinden 335 neue Gebäude erstellt (258 im Vorjahr). Voran steht Außersihl mit 105 Bauten; dann Wiedikon (45), Riesbach (36), Stadt Zürich (35), Unterstraß (29), Enge (27), Hottingen (26), Hirslanden (10), Oberstraß (8), Fluntern (6).

Nach dem Bericht der Direktion der Quaibauten wurden für die gesammten Quaibauten Fr. 7,031,880. 81 verausgabt, Fr. 6,671,027. 20

eingenommen, so daß sich ein Defizit von Fr. 360,853. 61 herausstellt; noch auszuführende Bauten sollen Fr. 180,000 kosten.

Das Resultat der eidgenössischen Volkszählung in der Stadt Zürich vom 1. Dezember 1888 hat die Stadtkanzlei nach den Kirchgemeinden, Straßen rc. zusammengestellt: 1775 bewohnte Häuser, 5861 Haushaltungen; Wohnbevölkerung 27,631 Seelen; ortsanwesend waren 28,217 Personen und zwar 12,803 männliche und 15,414 weibliche. Bürger der Stadt waren 8702, Bürger anderer Gemeinden des Kantons 6292, anderer Kantone 6398 und Ausländer 6825; davon waren 20,911 Protestanten, 6192 Katholiken, 715 Israeliten; 399 gehörten anderer oder keiner Konfession an. In der Kirchgemeinde Großmünster waren 6318 Seelen anwesend, zu Predigern 8934, zu Fraumünster 1148, zu St. Peter 11,817. Am wenigsten Bewohner hatte die Walchegasse (3), am meisten die Niederdorfstraße (1390); die Bahnhofstraße genau 800.

Nach dem Jahresbericht über die Wasserversorgung der Stadt Zürich waren 1888 4682 Häuser mit der städtischen Leitung verbunden; Abonnenten waren 4853, wozu noch 172 Motoren zu industriellen Zwecken kommen. Das Wasserwerk lieferte im Ganzen 5,962,848 m^3; der größte Tagesverbrauch betrug 28,825 m^3; bei Einnahme von Fr. 710,245 war der Reingewinn Fr. 115,857.

Aus dem Geschäftsbericht der Stadtschulpflege Zürich pro 1888/89.

Primarschulen: Ende des Schuljahres besuchten die Elementarschule 537 Knaben und 614 Mädchen, die Realschulen 520 Knaben und 563 Mädchen, die Ergänzungsschule 50 Knaben und 127 Mädchen.

Sekundarschule: Ende des Schuljahres betrug die Schülerzahl: 252 Knaben und 358 Mädchen.

Die freiwillige Arbeitsschule an der Ergänzungsschule besuchten Anfangs 23, am Ende 18 Schülerinnen.

Die höhere Töchterschule zählte 47, das Lehrerinnenseminar 67 Schülerinnen. Zu Ostern bestanden 7 Schülerinnen der obersten Seminarklasse die Patentprüfung, 3 die Maturitätsprüfung für Mediziner.

Privatschulen besuchten 566 Schüler, nämlich 219 Knaben und 347 Mädchen

Die Gesammtzahl aller in der Stadt wohnhaften Schüler betrug 3469, wovon 231 Privatschüler.

Die Einnahmen mit Fr. 486,484. 89 überstiegen das Budget mit Fr. 465,000 um Fr. 21,484. 89. Stand der Amortisation der Schulhausbauschulden: Restirende Schuld vom 31. Dezember 1887 laut vor-

jährigem Bericht Fr. 1,323,085. 87; Amortisation im Jahre 1888: Fr. 60,000. Resultat: Fr. 1,263,085. 87.

Lehrmittel, Schreibmaterialien und Arbeitsstoff wurden gratis abgegeben im Betrage von Fr. 757. 35. An 8 almosengenössige und 49 dürftige Sekundarschüler wurden Stipendien verabreicht im Betrage von Fr. 1145.

Aus Berichten staatlicher Organe.

Die Staatsrechnung pro 1888 schloß mit einem Ueberschuß von Fr. 192,219.

Das Staatsbudget ergab für 1889 ein Defizit von Fr. 437,098.

Nach dem „Amtl. Schulblatt" zählte der Kanton Zürich im Sommer 1889 38,914 Alltagsschüler, 10,039 Ergänzungsschüler und 16,504 Singschüler (zu denen auch die Ergänzungsschüler gehören); also total 55,418 Schüler.

Von den 515 immatrikulierten Studierenden an hiesiger Hochschule (Winterkurs 1888/89) waren 32 % Bürger des Kantons Zürich, 35 % Schweizer aus andern Kantonen, 33 % Ausländer; darunter 70 Damen. — Von den im Sommer-Semester 1889 an hiesiger Hochschule studierenden Ausländern waren 30²/₃ % Deutsche und 33 % Russen. (Schuljahr 1877/78 45 % Deutsche und 6 % Russen.

Im Jahr 1888 betrugen die Ausgaben des Staates für das ganze Unterrichtswesen Fr. 2,323,545.

Im Schuljahr 1889/90 gab der Staat an Stipendien aus: Für Hochschulbesuch Fr. 12,410, für Besuch des Polytechnikums Fr. 1320, der Kantonsschule Fr. 1320, der Thierarzneischule Fr. 400, der höheren Schulen Winterthurs Fr. 730, insgesammt Fr. 16,180. Stipendien waren 54 wozu noch 38 Freiplätze kamen.

Die Sanitätsdirektion nahm im Jahr 1888 22 diplomirten Aerzten das Handgelübde ab, ertheilte außer diesen noch Patente an 9 Zahnärzte 8 Zahntechniker, 3 Thierärzte, 7 Apotheker und 16 Hebammen.

Der Gesammtbestand der zürcher. Truppen (Auszug) betrug Ende 1888: 551 Offiziere, 1557 Unteroffiziere, 13,027 Gemeine; zusammen 15,135 Mann. — Die Landwehr zählte: 279 Offiziere, 1310 Unteroffiziere, 7597 Gemeine; zusammen 9186 Mann. Total: 830 Offiziere, 2867, Unteroffiziere und 20,624 Mann. — Der Landsturm zählte nach der Zu-

sammenstellung vom 1. Januar 1889 32,322 Mann. — Die Taxationssumme der Militärsteuer betrug Fr. 456,187.

Im Rekrutirungskreise Zürich stellten sich vom 11. bis 24. Oktober im Ganzen 1213 Mann, wovon 968 Rekruten und 245 Eingetheilte. Von den Rekruten wurden 521 (53,8 %) tauglich befunden, 95 (9,8 %) auf ein Jahr und 26 (2,7 %) auf zwei Jahre zurückgestellt, 326 (33,7 %) untauglich erklärt. — Von den 245 Eingetheilten wurden 72 (29,8 %) diensttauglich erklärt, 34 (13,8 %) auf ein bis zwei Jahre dispensirt und 139 (56,7 %) bleibend untauglich erklärt.

Im Kanton Zürich stellten sich bei der Herbst-Aushebung 1888 3086 Rekruten, davon wurden 1683 (54,5 %) tauglich befunden, 227 (7,3 %) auf ein Jahr, 120 (3,9 %) auf zwei Jahre zurückgestellt und 1056 (34,2 %) als bleibend untauglich erklärt.

Im Kanton Zürich bestanden — Februar 1889 — 340 Gasthöfe, 2242 Speisewirthschaften und 4 Pinten. Davon fallen auf Zürich und Ausgemeinden 46 Gasthöfe und 596 Wirthschaften.

Für das Jahr 1889 wurden im Kanton 2636 Wirthschaftspatente ertheilt. Der Bruttoertrag der Wirthschaftsabgabe betrug Fr. 419,595, wovon etwa Fr. 300,000 dem Staate zufielen.

Im Jahr 1888 waren im Kanton Zürich 607 Etablissements dem Fabrikgesetz unterstellt, d. h. 31 mehr als im Jahr 1887.

Die kantonale Brandversicherungsanstalt hat im Jahr 1888 nur etwa Fr. 290,000 Schäden vergütet, während sie Fr. 752,000 Assekuranzsteuer bezog; der Reservefond betrug Sommer 1889 etwa 2 Millionen.

Die Gebäudeassekuranz pro 1888 zeigt eine Gesammtversicherungssumme von Fr. 751,779,000, an Jahreseinnahmen Fr. 769,038. 91, an Ausgaben Fr. 384,075. 39; somit Fr. 384,963. 52 Einnahmeüberschuß.

Ende 1888 waren im Kanton Zürich 70,171 Gebäude für Fr. 751,779,000 versichert; der Gesammtversicherungsbestand der Mobilien beträgt Fr. 624,071,970. Gebäude und Mobilien zusammen hatten also einen Versicherungswerth von über 1½ Milliarden.

An Erbschaftssteuern sind im Kanton Zürich pro 1888 eingegangen: Fr. 224,040. 90; Steuernachzahlungen ergaben Fr. 117,656. 25.

Die Wirthschaftsabgabe trug Fr. 317,500 ein, die Stempelabgabe Fr. 33,639, der Viehscheinstempel Fr. 11,502, die Börsensteuer Fr. 29,260, die Hundesteuer Fr. 97,059 (für 8302 Hunde).

Wirthschaften kamen durchschnittlich 1 auf 123 Einwohner (Gesammtzahl 2736).

Die Alkoholverwaltung berechnete den Antheil des Kantons Zürich aus dem Monopolerträgniß für 1888/89 auf Fr. 175,250.

Im Jahr 1888 betrug die Gesammtzahl der Armenunterstützten im Kanton 10,572; die Gesammtsumme der Armenausgabe Fr. 1,274,120.

Die große Mehrheit der Armenpflegen sprach sich in ihren Berichten über die von der Direktion des Armenwesens angeregte Frage einer Revision des Armengesetzes gegen eine Aenderung im Prinzip der Armenpflege aus, also für Beibehaltung des jetzigen Bürgerprinzipes.

Seit Ende 1876 bis 30. Juni 1888 hat der Kanton Zürich für Flußkorrektionen Fr. 8,821,776 ausgegeben, wovon die Gemeinden und das kantonale Forstamt Fr. 112,654 leisteten.

Nach der „Landwirthschaftl. Statistik“ von 1887 waren im Kanton 31,256,2 Hektaren Ackerland angebaut. Das Wiesland umfaßt 67,811,8, das Riedland 7383,9, der Weinbau 5561,1 Hektaren. Der Gesammtgeldwerth der landwirthschaftlichen Produktion im Kanton betrug Fr. 55,694,170, wovon auf den Wiesenbau allein Fr. 32,060,080 entfallen. 294 Käsereien standen im Betrieb, welche 469,261 Doppelzentner Milch verarbeiteten und 66,811 Doppelzentner verkauften; ferner wurden 124,478 Doppelzentner Milch von 126 Sammelstellen aus nach Zürich, Winterthur &c. eingeliefert.

Der Waldbestand im Kanton Zürich betrug im Herbst 1889 38,462 ha. und zwar 1947 ha. Staatswaldungen, 13,736 ha. Gemeinde-, 5979 ha. Korporations- und 16,799 ha. Privatwaldungen.

Seit der Reblausinvasion im Kanton sind in 31 Gemeinden 25,600 infizirte Stöcke angetroffen und 154,842 Stöcke, die einen Flächenraum von 108,100 m² umfaßten, zerstört worden. Die Gesammtausgaben für den Kampf gegen die Reblaus belaufen sich für den Kanton Zürich schon auf Fr. 253,497. Ende 1888 betrug der kantonale Rebfond Fr. 92,095.

In die Seen und Flüsse des Kantons wurden im vorigen Jahr 1,411,500 künstlich gezüchtete Fische verschiedener Art eingesetzt.

Nach dem Amtsblatt vom 1. Januar ergibt sich bezüglich der Volkszählung: 74,474 Haushaltungen, 337,205 Wohnbevölkerung, ortsanwesende Bevölkerung 339,014 Personen (162,278 männlich, 176,736 weiblich). Bürger der Zählgemeinde sind 145,053, einer andern Gemeinde des Kantons 105,844, eines andern Kantons 53,510, Ausländer 34,607. Protestantisch sind 294,236, Katholisch 40,402, Israelitisch 1416, anderer oder keiner Konfession 2960 Personen. Deutsch ist Muttersprache bei 333,346, Französisch bei 2024, Italienisch bei 2112, Romanisch bei 225; andere Sprachen reden 1307 Personen.

In den letzten acht Jahren ist die protestantische Bevölkerung des Kantons von 283,134 auf 294,236 Seelen gestiegen (Zuwachs 11,102 oder 3,9 %), die katholische von 30,298 auf 40,402 (Zuwachs 10,104 oder 33,8 %).

Bei der Volkszählung vom 1. Dezember v. J. wurden im Kanton Zürich 3178 Geistes- und Gemüthskranke und Geistesschwache gezählt (1491 Männer, 1687 Frauen). 1010 waren in Staatsanstalten versorgt; auf je 100 Einwohner kommt also bei uns nahezu ein Geisteskranker.

Aus dem Bericht des Kirchenrathes pro 1888 geht hervor, daß im Kanton Zürich auf 1000 reformirte Einwohner durchschnittlich 20,9 Taufen, 17 Konfirmationen, 5,8 kirchliche Einsegnungen und 16,8 kirchliche Beerdigungen kamen.

Die Uebersicht der kirchlichen Handlungen im Jahr 1888 zeigt, daß im Kanton Zürich der weitaus größte Theil der Bevölkerung sich neben dem Zivilstandsgesetz auch den kirchlichen Handlungen unterzieht.

Auf 8498 Geburten kamen 7408 Taufen oder 87 % (5 % mehr als 1887); bei 2839 Ziviltrauungen waren 2019 kirchliche Kopulationen oder 71 % (1 % mehr als 1887); auf 6294 Sterbefälle kamen 5251 kirchliche Beerdigungen, d. h. 86 % (2 % mehr als 1887).

Die Jahresrechnung der Zürcher Kantonalbank pro 1888 zeigt nach Abzug der Zinsen für das Gründungskapital, der Verluste 2c. einen Aktivsaldo von Fr. 310,287. 44 (1887: Fr. 171,662. 51).

Gemeinnützige und künstlerische Bestrebungen.

Aus dem Jahresbericht des Gewerbemuseums Zürich pro 1888/89: Am Unterricht nahmen Theil im Sommersemester 58, im Wintersemester 71 Schüler; Freiplätze erhielten im Sommer 11, im Winterhalbjahr 6 Schüler. — 163 Skizzen und Entwürfe und 78 Detailzeichnungen wurden aus Auftrag angefertigt. — Das Lesezimmer wurde von 2775 Besuchern benutzt.

Die Rechnung vom 1. Januar bis 31. Dezember 1888 zeigte Fr. 53,783. 23 Einnahmen und Fr. 55,752. 15 Ausgaben; somit ergab sich auf 1. Januar 1889 ein Defizit von Fr. 4928. 67 (Mehrausgaben pro 1887 und 1888). Vermögen des Baufonds am 31. Dezember 1888: Fr. 86,448. 70.

Die Rechnung der Zentralkommission der Gewerbemuseen Zürich und Winterthur pro 1888 zeigt Fr. 22,217. 10 Einnahmen und Fr. 22,213. 28 Ausgaben.

Die Zahl der zürcherischen Fortbildungs-, Gewerbe-, Handwerker- und Zivilschulen ist im Jahr 1888/89 um 17 zurückgegangen. 30 gingen ein, 13 wurden neu eröffnet; doch blieb die Schülerzahl ziemlich gleich. Die 118 Schulen zählten zu Beginn des Schuljahres 3554 Schüler, am Schluß noch 3048.

An die gewerblichen Institute des Kantons hat pro 1889 der Bund Fr. 45,595 Beiträge bewilligt, wovon verabreicht wurden: an das Technikum in Winterthur Fr. 35,585 (bisheriger Beitrag Fr. 12,000), an die schweizerische permanente Schulausstellnng in Zürich Fr. 700, die Gewerbeschule Zürich und Umgebung Fr. 5700, die Gewerbeschule Riesbach Fr 1200 und die in Unterstraß Fr. 350.

Nach dem Jahresbericht der Museumsgesellschaft pro 1888 betrug die Mitgliederzahl am Jahresschluß 643; die Bibliothek vermehrte sich um 700 Bände; 88 schweizerische und 60 ausländische Zeitungen nebst 437 Zeitschriften waren aufgelegt. Die Gesammteinnahmen betrugen Fr. 44,419, die Gesammtausgaben Fr. 39,850.

Aus dem 12. Jahresbericht der Musikschule Zürich pro 1887/88: Die Künstlerschule zählte im Sommerkurs 20, im Winter 26 Zöglinge; die Schülerzahl der Dilettantenschule stieg auf 227. 18 Lehrkräfte wirkten in 13 verschiedenen Fächern. Fr. 4850 erhielt die Schule an Beiträgen; das Stiftungsvermögen stieg auf Fr. 183,362. 70. Zwei Stipendien im Betrage von Fr. 1500, drei resp. zwei halbe Freiplätze an der Künstlerschule, sieben resp. fünf ganze an der Dilettantenschule wurden ertheilt.

Aus dem Bericht der Musikschule in Zürich pro 1888/89: Die Künstlerschule zählte im Sommer 23, im Winter 26 Zöglinge; die Dilettantenschule im Sommer 204, im Winter 226 Schüler; am Unterricht nahmen Theil 38 resp. 35 Seminaristinnen; Lehrer resp. Lehrerinnen waren 19.

Aus dem Jahresbericht des „Männerchor Zürich": Fr. 13,700 Konzerteinnahmen wurden zu wohlthätigen Zwecken verwendet, Fr. 8524 allein für Mailand. Die Vereinsrechnung balanzirt mit der Summe von Fr. 13,828. 29 Kompositionen wurden eingeübt, darunter mehrere große Werke; acht große Konzerte wurden veranstaltet. Die Mitgliederzahl stieg von 620 auf 797 innert Jahresfrist.

Verkehrsanstalten.

Aus dem Jahresbericht der Bank pro 1888: Bei einem Gesammtverkehr von ca. Fr. 302 Millionen in einfacher Aufrechnung wurde ein Reingewinn von Fr. 248,537. 82 erzielt, d. h. 4,14 % des Aktienkapitals von Fr. 6 Millionen. Bei einer Notenemission von Fr. 12 Millionen war die durchschnittliche Notenzirkulation Fr. 11,345,000. An Steuern bezahlte die Bank Fr. 78,936, wovon Fr. 60,000 Notensteuer dem Kanton und Fr. 12,000 Kontrolgebühr dem Bnnd. Die 6000 Aktien der Bank

besitzen 757 Personen, von denen 543 mit 4444 Aktien dem Kanton angehören.

Die Leihkasse der Stadt Zürich hat im Jahr 1888 bei einem Kassenumsatz von Fr. 52⅓ Millionen einen Gewinn von Fr. 52,439 erzielt; außer einem Aktienkapital von Fr. 800,000 besitzt die Kasse einen Reservefond von Fr. 200,000.

Im Jahr 1888 hat die Uetlibergbahn 1528 Personenzüge ausgeführt; die Bergfahrt benützten 30,496, die Thalfahrt 29,141 Personen. Betriebseinnahmen Fr. 90,937. 95 und Betriebsausgaben Fr. 58,453. 34; Reinertrag Fr. 5198. 74.

Die Zürcher Straßenbahn beförderte im Jahr 1888 2,222,320 Personen, im Durchschnitt täglich 6072 (1887: 5560). Die Einnahmen betrugen per Tag Fr. 805. 20. Die Reineinnahme belief sich auf Fr. 51,391. Im Betrieb standen 102 Pferde; das Personal war 82 Mann stark.

Die Zürcher Straßenbahn beförderte im Jahr 1889 (excl. Monat Dezember) 2,395,540 Personen, am meisten im Monat August, nämlich 267,137 Personen; sie nahm dafür ein Fr. 316,168. 80, am meisten im Monat Juli, nämlich Fr. 35,160. 95; die Einnahmen stellten sich also per Tag auf ca. Fr. 867.

Wohlthätige Bestrebungen.

Aus dem 20. Bericht des evangelischen Lehrerseminars Unterstraß (1. Mai 1888 bis 30 April 1889): Einnahmen Fr. 44,073. 56, Ausgaben Fr. 48,035. 05, also eine Mehrausgabe von Fr. 3961. 49. Dezember 1889 betrug die Schülerzahl 67, wovon vier externe; weitaus die Mehrzahl stellte der Kanton Zürich, nämlich 38.

Aus dem Jahresbericht der zürcherischen Blinden- und Taubstummenanstalt pro 1888/89: Zöglinge waren 58: 12 Blinde und 46 Taubstumme; 15 außerhalb der Anstalt wohnende, erwachsene Blinde (7 männliche und 8 weibliche) wurden mit Arbeit versehen; sie verdienten so Fr. 2059. 25. Die Regierung erhöhte den Staatsbeitrag von Fr. 4000 auf Fr. 6000. Einnahmen Fr. 134,459. 24 und Ausgaben Fr. 34,513. 63. Vermögensbestand am 31. Oktober 1889: Fr. 99,945. 61.

Aus dem Jahresbericht des „Armenvereins der evangelischen Gesellschaft" für Zürich und Umgebung pro 1888/89: 662 Hülfsgesuche von 552 Schweizern und 110 Ausländern wurden eingereicht; davon kamen nur 58 aus der Stadt, aus Außersihl aber allein 277. 536 waren schon Unterstützte; 69 Angemeldete wurden abgewiesen. Die Ausgaben betrugen Fr. 10,491, die Einnahmen dagegen nur Fr. 9535.

Nach dem Bericht der vorjährigen Ferienkolonien wurden in dieselben 276 Kinder (109 Knaben und 176 Mädchen) aufgenommen, von 29 Erwachsenen begleitet und beaufsichtigt. Die Gesammtkosten betrugen Fr. 11,021, wogegen an Vergütungen nur Fr. 2225 eingingen; auf sechs Stationen, sämmtlich in Appenzell A.-Rh., waren die Kinder vertheilt.

Aus dem Jahresbericht des Hülfsvereins Außersihl pro 1887/88: Unter der stabilen Bevölkerung ist die Armuth nicht gewachsen; die ambulante Bevölkerung nimmt den Verein am stärksten in Anspruch. 483 Schweizer und 120 Ausländer wurden unterstützt; die Gesammtzahl der Gaben beträgt etwa Fr. 1400. Die Ausgaben sind Fr. 7397. 24, die Einnahmen Fr. 7108. 04. Eine Gemeindekrankenpflegestation, die Ferienmilchkur, eine Kinderstiftung zur Unterstützung Schwachsinniger nahmen ebenfalls die Kräfte des Vereins in Anspruch.

Aus der 90. Rechenschaft der Hülfsgesellschaft in Zürich pro 1888/89: Mitglieder 56. Die 84. Rechnung der Sparkassa pro 1888 zeigt einen Reservefond von Fr. 1,030,610 und Guthaben von 18,651 Sparheften im Gesammtbetrag von Fr. 8,334,263. An Legaten &c. gingen Fr. 11,614 ein; für Suppenanstalt, Nachtherberge, Holzaustheilung wurden netto Fr. 7104 verwendet.

Der allgemeinen Krankenkasse gehörten am 31. Oktober 1889 1387 Personen an, davon 506 Einzelne und 259 Familien. Theilnehmerhefte waren 765, davon 50 von Dienstboten. Die durchschnittliche Leistung eines Mitgliedes betrug Fr. 4. 83, während auf den Kopf Fr. 5. 82 Kosten kamen. Die Rechnung zeigte einen Rückschlag von Fr. 293.

Der protestantisch-kirchliche Hülfsverein im Kanton Zürich hat pro 1888 an Jahreseinnahmen zu verzeichnen Fr. 20,787. 80, an Ausgaben Fr. 19,170. Baar, Siebnen, Erstfeld und Brunnen wurden namentlich bedacht.

Der „Zürcher Hülfsverein für Geisteskranke“ unterstützte vergangenes Jahr 77 entlassene Kranke mit Fr. 2060 und zahlte an das Kostgeld von neun Kranken Fr. 893. Der Verein zählte nur 273 Mitglieder, eine geringe Zahl gegenüber den 3178 Geistes- und Gemüthskranken unseres Kantons (mit Einschluß der Geistesschwachen).

Jahresbericht des zürcherischen Kantonalverbandes für Naturalverpflegung armer Durchreisenden pro 1888: 47,981 Gutscheine für Nachtquartier und Mittagessen wurden ausgegeben, wozu noch 5581 Gutscheine des freiwilligen Armenvereins und der Hülfsgesellschaft Zürich kamen. Die Kosten der vom kantonalen Verband ausgestellten Scheine betrugen Fr. 31,930. Bureau- und Verwaltungskosten inbegriffen betrug die Gesammtausgabe Fr. 36,294, außer noch etwa Fr. 10,000 Ausgaben der

Einzelstationen des Bezirks Horgen (rund 900 Gutscheine) und der Stadt Zürich. Die sieben Verbandsbezirke besitzen 42 Herbergen und Stationen.

Bericht des Kinderspitals in Hottingen pro 1888: 282 Patienten wurden im Verlauf des Jahres gepflegt; entlassen wurden 212, gestorben sind 34. Von den 241 im Jahr 1888 Neuaufgenommenen gehörten 142 dem Kanton, 54 der übrigen Schweiz und 45 dem Auslande an; poliklinisch wurden 460 Kranke behandelt; Verpflegungstage waren 13,027; die Ausgaben betrugen Fr. 32,081, also Fr. 2. 46 auf den Tag; die Einnahmen beliefen sich auf Fr. 46,080, wovon auf die Regierung Fr. 9379 entfallen; Fr. 20,521 gingen ein durch Legate, Jahresbeiträge ꝛc.

Die Zürcher Pestalozzistiftung für Knaben in Schlieren hat laut 21. Bericht ihre 40 Zöglinge im Jahr 1888/89 gut durchgebracht. Einnahmen Fr. 27,052, Ausgaben Fr. 23,818, Vorschlag Fr. 3234.

Der Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen hat im Jahr 1888 383 Wöchnerinnen der Stadt und Umgebung mit Fr. 4442 in Baar und mit Linge im Werth von Fr. 1140 unterstützt.

Aus dem Jahresbericht der Kommission für Versorgung verwahrloster Kinder im Bezirk Zürich: Am Schluß des Berichtjahres waren 82 Pfleglinge patronirt, 62 Knaben und 20 Mädchen und zwar 52 Angehörige des Kantons Zürich, 19 anderer Kantone und 11 Ausländer; 11 Pfleglinge wurden entlassen, neu aufgenommen wurden 10 Kinder. Die Rechnung zeigt Fr. 48,705. 63 Einnahmen (worunter Fr. 9,452. 40 Vergabungen) und Fr. 16,329. 54 Ausgaben.

Aus dem Jahresbericht der evangelischen Gesellschaft in Zürich pro 1888/89: Sonntagslesesaal: Durchschnittsbesuch 177 Knaben. Die Rechnung zeigt einen Rückschlag von Fr. 240. 40.

Bibelverbreitung: 3723 Exemplare heiliger Schriften konnten verkauft werden, 150 Expl. wurden außerdem noch geschenksweise überlassen. Der Rechnungsvorschlag beträgt Fr. 1959. 04. Die Erstellung einer neuen Ausgabe des Psalter von 1500 Expl. fällt in das Berichtjahr.

Schriftenverbreitung: Absatz für Franken 62,900 (voriges Jahr Fr. 63,600).

Vereinshäuser: Herberge zur Heimat: 18,851 Durchreisende wurden beherbergt, 1217 weniger als im Vorjahr; Durchschnittszahl per Nacht 51,6. 700 Arbeitsuchenden konnten Stellen vermittelt werden. — Gasthaus zum Widder: 38 Betten standen zur Verfügung in 33 Zimmern; Die Frequenz war gut, so daß Platzmangel eintrat. Die Kaffeestube war stark besucht und erzielte eine durchschnittliche Tageseinnahme von Fr. 74. 12,5.

Nach dem Bericht der vorjährigen Ferienkolonien wurden in dieselben 276 Kinder (109 Knaben und 176 Mädchen) aufgenommen, von 29 Erwachsenen begleitet und beaufsichtigt. Die Gesammtkosten betrugen Fr. 11,021, wogegen an Vergütungen nur Fr. 2225 eingingen; auf sechs Stationen, sämmtlich in Appenzell A.-Rh., waren die Kinder vertheilt.

Aus dem Jahresbericht des Hülfsvereins Außersihl pro 1887/88: Unter der stabilen Bevölkerung ist die Armuth nicht gewachsen; die ambulante Bevölkerung nimmt den Verein am stärksten in Anspruch. 483 Schweizer und 120 Ausländer wurden unterstützt; die Gesammtzahl der Gaben beträgt etwa Fr. 1400. Die Ausgaben sind Fr. 7397. 24, die Einnahmen Fr. 7108. 04. Eine Gemeindekrankenpflegestation, die Ferienmilchkur, eine Kinderstiftung zur Unterstützung Schwachsinniger nahmen ebenfalls die Kräfte des Vereins in Anspruch.

Aus der 90. Rechenschaft der Hülfsgesellschaft in Zürich pro 1888/89: Mitglieder 56. Die 84. Rechnung der Sparkassa pro 1888 zeigt einen Reservefond von Fr. 1,030,610 und Guthaben von 18,651 Sparheften im Gesammtbetrag von Fr. 8,334,263. An Legaten ꝛc. gingen Fr. 11,614 ein; für Suppenanstalt, Nachtherberge, Holzaustheilung wurden netto Fr. 7104 verwendet.

Der allgemeinen Krankenkasse gehörten am 31. Oktober 1889 1387 Personen an, davon 506 Einzelne und 259 Familien. Theilnehmerhefte waren 765, davon 50 von Dienstboten. Die durchschnittliche Leistung eines Mitgliedes betrug Fr. 4. 83, während auf den Kopf Fr. 5. 82 Kosten kamen. Die Rechnung zeigte einen Rückschlag von Fr. 293.

Der protestantisch-kirchliche Hülfsverein im Kanton Zürich hat pro 1888 an Jahreseinnahmen zu verzeichnen Fr. 20,787. 80, an Ausgaben Fr. 19,170. Baar, Siebnen, Erstfeld und Brunnen wurden namentlich bedacht.

Der „Zürcher Hülfsverein für Geisteskranke" unterstützte vergangenes Jahr 77 entlassene Kranke mit Fr. 2060 und zahlte an das Kostgeld von neun Kranken Fr. 893. Der Verein zählte nur 273 Mitglieder, eine geringe Zahl gegenüber den 3178 Geistes- und Gemüthskranken unseres Kantons (mit Einschluß der Geistesschwachen).

Jahresbericht des zürcherischen Kantonalverbandes für Naturalverpflegung armer Durchreisenden pro 1888: 47,981 Gutscheine für Nachtquartier und Mittagessen wurden ausgegeben, wozu noch 5581 Gutscheine des freiwilligen Armenvereins und der Hülfsgesellschaft Zürich kamen. Die Kosten der vom kantonalen Verband ausgestellten Scheine betrugen Fr. 31,930. Bureau- und Verwaltungskosten inbegriffen betrug die Gesammtausgabe Fr. 36,294, außer noch etwa Fr. 10,000 Ausgaben der

Einzelstationen des Bezirks Horgen (rund 900 Gutscheine) und der Stadt Zürich. Die sieben Verbandsbezirke besitzen 42 Herbergen und Stationen.

Bericht des Kinderspitals in Hottingen pro 1888: 282 Patienten wurden im Verlauf des Jahres gepflegt; entlassen wurden 212, gestorben sind 34. Von den 241 im Jahr 1888 Neuaufgenommenen gehörten 142 dem Kanton, 54 der übrigen Schweiz und 45 dem Auslande an; poliklinisch wurden 460 Kranke behandelt; Verpflegungstage waren 13,027; die Ausgaben betrugen Fr. 32,081, also Fr. 2. 46 auf den Tag; die Einnahmen beliefen sich auf Fr. 46,080, wovon auf die Regierung Fr. 9379 entfallen; Fr. 20,521 gingen ein durch Legate, Jahresbeiträge 2c.

Die Zürcher Pestalozzistiftung für Knaben in Schlieren hat laut 21. Bericht ihre 40 Zöglinge im Jahr 1888/89 gut durchgebracht. Einnahmen Fr. 27,052, Ausgaben Fr. 23,818, Vorschlag Fr. 3234.

Der Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen hat im Jahr 1888 383 Wöchnerinnen der Stadt und Umgebung mit Fr. 4442 in Baar und mit Linge im Werth von Fr. 1140 unterstützt.

Aus dem Jahresbericht der Kommission für Versorgung verwahrloster Kinder im Bezirk Zürich: Am Schluß des Berichtjahres waren 82 Pfleglinge patronirt, 62 Knaben und 20 Mädchen und zwar 52 Angehörige des Kantons Zürich, 19 anderer Kantone und 11 Ausländer; 11 Pfleglinge wurden entlassen, neu aufgenommen wurden 10 Kinder. Die Rechnung zeigt Fr. 48,705. 63 Einnahmen (worunter Fr. 9,452. 40 Vergabungen) und Fr. 16,329. 54 Ausgaben.

Aus dem Jahresbericht der evangelischen Gesellschaft in Zürich pro 1888/89: Sonntagslesesaal: Durchschnittsbesuch 177 Knaben. Die Rechnung zeigt einen Rückschlag von Fr. 240. 40.

Bibelverbreitung: 3723 Exemplare heiliger Schriften konnten verkauft werden, 150 Expl. wurden außerdem noch geschenksweise überlassen. Der Rechnungsvorschlag beträgt Fr. 1959. 04. Die Erstellung einer neuen Ausgabe des Psalter von 1500 Expl. fällt in das Berichtjahr.

Schriftenverbreitung: Absatz für Franken 62,900 (voriges Jahr Fr. 63,600).

Vereinshäuser: Herberge zur Heimat: 18,851 Durchreisende wurden beherbergt, 1217 weniger als im Vorjahr; Durchschnittszahl per Nacht 51,6. 700 Arbeitsuchenden konnten Stellen vermittelt werden. — Gasthaus zum Widder: 38 Betten standen zur Verfügung in 33 Zimmern; Die Frequenz war gut, so daß Platzmangel eintrat. Die Kaffeestube war stark besucht und erzielte eine durchschnittliche Tageseinnahme von Fr. 74. 12,5.

Kranken- und Diakonissen-Anstalt: In die Vorprobe wurden zehn Töchter aufgenommen; in die Probe acht; sechs Schwestern wurden eingesegnet. Die Zahl der eingesegneten Schwestern stieg somit auf 84. Die Gesammtzahl der Diakonissen hat sich von 103 auf 109 erhöht. Wegen Mangel an Schwestern belief sich die Zahl der Privatpflegen nur auf 35. Schwestern wurden verwendet als Gemeindepflegerinnen in zehn Gemeinden, als Krankenpflegerinnen in 4 Krankenhäusern, 8 Krankenasylen und 2 Pfrundanstalten; ferner waren Schwestern thätig in Kinderbewahranstalt und Arbeiterinnenheim St. Gallen, im hiesigen Marthahaus und in der Reconvalescenten-Station in Kilchberg. Außerdem wurden per Tag etwa 150 Pfleglinge in eigenen Anstalten gepflegt, im Krankenasyl Neumünster, Altersasyl Wäldli, im Schwesternhaus Obermeilen und Hotz'schen Miethhaus. Der ärztliche Bericht zeigt 385 Kranke, wovon 206 geheilt entlassen wurden, 58 starben. Die Gesammtrechnung (31. August 1889) weist auf: Aktiva Fr. 1,084,848. 46; Passiva Fr. 290,000; reines Vermögen Fr. 794,848. 46. Die Einnahmen betrugen Fr. 228,683. 99; die Ausgaben Fr. 141,959. 20.

Armenverein: 662 Hülfsgesuche gingen ein. 593 wurde entsprochen; 552 waren Schweizer, 110 Ausländer (allein 89 Deutsche).

Gratislesezirkel: Wöchentlich wurden in mehr als 2000 Häusern Blätter vertheilt; Lesezirkel waren 624, gegen 627 im Vorjahr; 26 verschiedene Blätter wurden im Abonnement abgegeben.

Die Stadt- und Landmission hat Fr. 16,081. 15 Einnahmen und Fr. 17,248. 35 Ausgaben zu verzeichnen.

Die Einnahmen des Evangelisationswerkes in Außersihl betrugen Fr. 10,574. 70, die Ausgaben aber Fr. 11,150. 20.

Die Rechnung des Pfarrfond St. Anna zeigt Fr. 9,326. 28 Einnahmen und Fr. 8,155. 75 Ausgaben, somit ein Saldo von Fr. 130,218. 69.

Rechnung der Hauptkassa: Summa der Einnahmen Fr. 25,108. 25, der Ausgaben Fr. 16,931. 21. Aktiva Fr. 58,177. 04, Passiva Fr. 50,000.

Konzerte.

Januar 8. Vierte Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Zeiz und Herr E. Vögeli.

15. Benefizkonzert des Herrn Kapellmeisters Fr. Hegar unter Mitwirkung von Herrn Robert Kaufmann aus Frankfurt a./M., der Herren R. Freund und R. Boller aus Zürich, sowie des gemischten Chors Zürich.

20. Aufführung des Oratoriums „Tod Jesu" von Graun durch den Verein für klassische Kirchenmusik unter Mitwirkung von Frl. Küchle aus St. Gallen, Herrn Burgmeier aus Aarau, sowie des Tonhalleorchesters.

22. Viertes Abonnementskonzert der Allgem. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Cl. Kleeberg aus Paris.

29. Benefizkonzert des Herrn Konzertmeister O. Kahl unter Mitwirkung von Frl. A. Forster, Herrn J. Hegar und des vollständigen Orchesters.

Februar 3. Konzert des Männerchors Zürich im Großmünster unter Mitwirkung von Frl. F. Reinisch aus Basel, des Herrn P. Hindermann, Organist, und des Herrn A. Holzmann: „Das Liebesmahl der Apostel" von Wagner.

5. Fünfte Kammermusikaufführung unter Mitwirkung von Herrn Ad. Holzmann.

19. Fünftes Abonnementskonzert unter Mitwirkung von Frl. Alice Barbi aus Bologna und Herrn R. Pester, Harfenist am Aktientheater.

26. Sechste Kammermusikaufführung unter Mitwirkung von Frl. A. Großer.

März 2. Konzert von Ernst Schelling.

5. Sechstes Abonnementskonzert unter Mitwirkung von Herrn Prof. H. Heermann aus Frankfurt a./M. und einer Anzahl Damen des gemischten Chors Zürich.

19. Konzert von Eugen d'Albert.

April 2. Konzert des Komponisten Alwin Höffer von Tannenberg unter Mitwirkung der Opernsängerinnen Pagin und Frank und des Opern- und Konzertsängers D. Marlow-

April 19. Charfreitagskonzert des gemischten Chores Zürich unter Mitwirkung von Frau Prof. Wirz-Knispel, Frl. Reinisch aus Basel, der Herren M. Lips und Harald Blom aus Bern und des Organisten J. Luz: „Ich hatte viel Bekümmerniß," Kantate von J. S. Bach und Messe in Es-Dur von Fr. Schubert.

Juni 2. Konzert des Sängervereins Harmonie Zürich zu Gunsten der Erholungsstätte für Genesende unter Mitwirkung von Frau Dr. Sprenger, der Herren Konzertmeister Kahl und Musiklehrer Eccarius und des Hornquartettes des Tonhalleorchesters.

Oktober 29. Erste Kammermusikaufführung unter Mitwirkung von Frau Klara Stern.

November 5. Erstes Abonnementskonzert unter Mitwirkung von Frl. Cl. Kleeberg aus Paris und Herrn R. von Zur-Mühlen aus Berlin.

19. Aufführung von Szenen aus Göthes Faust, comp. von Schumann, durch den gemischten Chor Zürich unter Mitwirkung von Frau Wirz-Knispel, der Herren K. Scheidemantel aus Dresden, G. Anthes aus Freiburg i. B., J. Burgmeier aus Aarau und Frl. A. Lorch, Harfenistin.

26. Zweite Kammermusikaufführung unter Mitwirkung von Frl. E. Süßtrunk.

Dezember 3. Zweites Abonnementskonzert unter Mitwirkung von Herrn Prof. Dr. J. Joachim.

8. Konzert des Männerchors Zürich unter Mitwirkung von Frau Prof. Wirz, der Herren Hromada aus Stuttgart, R. Spörri aus Winterthur, H. Häusermann und Frl. Lorch. Frithjof von Tegnér, komp. von Bruch.

10. Dritte Kammermusikaufführung unter Mitwirkung von Frl. E. Aeschlimann.

17. Drittes Abonnementskonzert unter Mitwirkung von Frau L. Hollm aus Frankfurt a. M. und Herrn R. Freund.

Oeffentliche Vorträge.

I. Sonntagsvorträge in der Großmünsterkapelle,
veranstaltet von der Kommission für Sonntagsheiligung.

Dezember 1. Pfarrer L. Pestalozzi: Ein Gang durch das Evangelium Johannes.
8. Herr Pfarrer Rüegg von Zumikon: Thomas Chalmers, ein Staatsmann des Reiches Gottes.
15. Herr Prof. von Schultheß Rechberg: Das alte Ephesus.

II. Im St. Peter,
veranstaltet vom allgemeinen Missionsverein.

Januar 13. Herr Pfarrer Wißmann: Ein Völklein von Märtyrern.
27. Herr Pfarrer Wißmann: Die glorreiche Rückkehr der Waldenser (1689) unter Henry Arnaud, Pfarrer u. Oberst.

Februar 24. Derselbe: Aus der Kirche der Wüste.

November 3. Herr Pfarrer Furrer: Zinzendorf, der Gründer der Herrenhutergemeinde.
10. Herr Pfarrer Wißmann: Die Vertreibung der evangelischen Salzburger.
17. Herr Pfarrer Furrer: Wesley, der Begründer der Methodistengemeinschaft.
24. Herr Pfarrer Wißmann: Nordamerika, die Wiege der christlichen Glaubensfreiheit (Die Pilgerväter: W. Penn).

Dezember 1. Herr Pfarrer Furrer: Hans Egede, Apostel von Grönland.
8. Herr Pfarrer Wißmann: G. Washington, der erste Präsident der nordamerikanischen Freistaaten.

III. Akademische Rathhausvorträge,
veranstaltet vom allgemeinen Dozentenverein beider Hochschulen in Zürich.

Januar 10. Cyclus von Herrn Dr. Stoll: Offene Fragen aus dem Gebiet der Völkerkunde: 1. Das Volk der Basken.
17. Herr Dr. Stoll: 2. Die Schriftsysteme der Ureinwohner Amerikas.
24. Herr Dr. Stoll: 3. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache.

Februar 7. Herr Prof. Forel: Bewußtsein und Nerventhätigkeit.
14. Herr Prof. Steiner: Glaube und Wissenschaft im Islam.
21. Herr Prof. Bächtold: Dramatische Aufführungen in der Schweiz, besonders in Zürich im 16. Jahrhundert.

November 7. Herr Prof. Goldschmidt: 100 Jahre chemischer Forschung.
14. Herr Prof. Vogt: Das Völkerrecht der Revolution. 1. Theil.
21. Derselbe. Das Völkerrecht der Revolution. 2. Theil.
28. Herr Prof. Ulrich: Camille Desmoulins.

Dezember 5. Herr C. Brun: Jacques Louis David und die französische Revolution.
12. Herr Prof. Morf: Voltaire's Weltanschauung.

IV. Oeffentliche Vorträge für weibliche Zuhörerschaft,

von Prof. Dr. Oechsli im Singsaal der Großmünsterschule.

1. Metternich und Guizot. Der Sonderbund in der Schweiz 1847.
2. Die Februarrevolution 1848.
3. Die Revolution in Deutschland, Oesterreich und Italien 1848.
4. Der Sieg der Reaktion 1848—49.
5. Napoleon I. und Nikolaus I. 1851—56.
6. Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi. 1859—60.
7. Bismarck und die Fortschrittspartei. Schleswig-Holstein 1864.
8. Der Krieg von 1866.
9. Der Sonderbund in Nordamerika 1861—65. Napolon III. und Mexiko 1861—67.
10. Der deutsch-französische Krieg bis Sedan (2. Sept. 1870).
11. Gambetta. Das deutsche Kaiserreich (18. Jan. 1871).
12. Der Kampf um den Balkan 1876—78.

Uebersicht

der vom Oktober 1889 bis Oktober 1890 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Geschichte, Kulturgeschichte.

Attenhofer, Ed. Die Kirchgemeinde Neumünster, ihr Ursprung und ihre Entwicklung, mit Benutzung der Chronik der Gemeinnützigen Gesellschaft. Hottingen 1890.

Bendiner, M. Wie anno 1426 zu Winterthur Gerechtigkeit geübt ward. [Mittheilungen aus dem german. National-Museum II.]

Benrath, H. E. Die Vertreibung der Evangelischen aus Locarno (1555) nach dem Berichte des Augenzeugen Thaddäus Duno. Barmen 1889. [Evang. Bruderliebe VII, 2.]

Boillot. La campagne de 1799 en Suisse. Livr. 1—7. Neuchâtel 1890.

Daczynska, Sophie. Zürichs Bevölkerung im 17. Jahrhundert. [Zeitschrift für schweiz. Statistik 1889, 3.]

Egli, Gottl. Der Brand von Uster nach den Kriminalakten aus dem Staatsarchiv. Uster 1889.

Furrer, Kd. Die Zürcher Heiligen Felix und Regula. [Theolog. Zeitschrift aus der Schweiz 1889.]

Häberlin-Schaltegger, J. Das ehemal. Augustiner-Chorherrenstift auf dem Zürichberge. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 272/273 Beil.]

Jaccard, E. L'église française de Zurich. Zurich 1889.

Kälin, J. B. Die gemeinsame Allmeind der Leute von Wollerau und der Dorfleute von Richterswil. [Mittheilungen des hist. Vereins des Kts. Schwyz, Heft 7. Einsiedeln.]

Mayer, J. G. Das Stift Rheinau und die Reformation (Schluß). [Kathol. Schweizerblätter 1889, 4.]

Messikommer, Jak. Kulturhistorisches aus der Gemeinde Wetzikon. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 3.]

Meyer v. Knonau, G. Welchem seiner mittelalterlichen Bürgermeister könnte Zürich ein Denkmal setzen. (Rathhaus-Vortrag.) [N. Z.-Z. 1890, Nr. 50.]

Muralt, E. v. Hans Waldmanns Ende. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1890, 4/5.]

Oechsli, W. Bausteine zur Schweizergeschichte. (Darin: Der Streit um das Toggenburger Erbe. Zur Zwinglifeier.) Zürich 1890.

(**Schultheß, F.**) Aus drei Jahrhunderten. (Zur Geschichte der Saffran-Zunft in Zürich.) 1889.

Seeberg, R. Zur Charakteristik der reform. Grundgedanken Zwinglis. [Mittheilungen und Nachrichten für die evang. Kirche in Rußland V.]

Stähelin, R. Der Einfluß Zwinglis auf Schule und Unterricht. [Einladungsschrift des 300jähr. Bestandes des Gymnas. Basel. 1890.]

Turnwesen. — Die Entwicklung des Turnwesens in Zürich. Von R. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 264/266 Beil.]

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausg. v. einer Kommission der antiquar. Gesellschaft in Zürich, bearb. v. J. Escher und P. Schweizer. Bd. I, 2. Zürich 1890.

Usteri, J. M. Zu Zwinglis Elenchus. [Zeitschrift f. Kirchengeschichte, herausg. v. Brieger, XI.]

Vögelin, S. Das alte Zürich. Bd. II, Lief. 7—13 (Schluß). Zürich 1889/90.

Weinrechnung der Stadt Winterthur von anno 1469 bis und mit 1794, einem alten Verzeichniß enthoben. Stein a. Rh. Störchlins Buchdruckerei, o. J. [Auszug daraus u. d. Titel: „Aus vergilbten Blättern" in „Landbote" der St. W., Beil. zu Nr. 16, 22, 28 und 34.]

Zunftrechnung, eine, auf Gallitag 1783 der Zunft zum Schaf. Zürich 1890.

Politik, Volkswirthschaft.

Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich, herausg. von der kaufmänn. Gesellschaft Zürich, 1888 u. 1889. 1889/90.

Jahrbuch, zürcher, für Gemeinnützigkeit, 1889. Zürich.

Schanz, G. Die Steuern der Schweiz in ihrer Entwicklung seit Beginn des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. Stuttg. 1890.

Kunstgeschichte, Alterthümer.

Angst, H. Zur Geschichte der Winterthurer Kunsttöpferei. [Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde 1890, 1.]

— — Die Fälschungen schweiz. Alterthümer (u. a. des Zürcher Porcellans). [Ebenda.]

— — Vor der Schlacht. Ein Beitrag zur Landesmuseums-Frage. [S.-A. aus der N. Z.-Z. 1889.]

Borel, F. W. Les verrières du moyen-âge de Stammheim. [Archives héraldiques suisses III.]

Bühlmann. — Die Bühlmann'sche Sammlung von Werken schweiz. Künstler. Von H(einrich) A(ngst). [N. Z.-Z. 1890, Nr. 219.]

Heierli, J. Spuren einer röm. Ansiedlung in Aesch, Kt. Zürich. [Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde 1890. 1/2.]

— — Vorrömische Gräber im Kanton Zürich (Forts.). [Ebenda 1.]

— — Gräberfunde in Mettmenstetten. [Ebenda 3.]

Lochmann'sche Saal, der, in Zürich. Von H(einrich) A(ngst). [N. Z.-Z. 1890, Nr. 234.]

Medaille, eine, auf G. Keller. [Bulletin de la société suisse de numismatique 1889.]

Meisterwerke schweiz. Glasmalerei, herausg. v. histor.-antiquar. Verein in Winterthur, Lief. 8—10 (Schluß). Berlin 1889/90.

Messikommer, H. Das Stricken der Netze zu Robenhausen. [Antiqua VII.]

— J. Pfahlbauten im Greifensee. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 106 Beil.]

Schwandegg. — Schloß Schwandegg. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 98.]

— — Die Sammlungen von Schloß Schwandegg. Von H(einrich) A(ngst). [N. Z.-Z. 1890, Nr. 271 Beil.]

Vincent. — Katalog der (schweiz.) Glasgemälde- und Kunstsammlung Vincent iu Konstanz. Konstanz 1890.

Zeller-Werdmüller, H. Burg Hegi. [Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde 1890, 3.]

Topographie.

Adreßbuch der Stadt Zürich und der Ausgemeinden für 1890.

Quaibauten, die, in Zürich 1881—88. 1889.

Tonhalle- und Theaterfrage, zur. Ein Beitr. z. Lös. ders. an Hd. des Projektes v. Chiodera u. Tschudy. Mit einer Einleit. von A(d.) S(teiner). 1889.

Vogelschaukarte der Schweiz. Bl. 6: Zürich und Umgebung. Zürich 1890.

Litteratur und Litteraturgeschichte.

Berger, S. Les Bibles provençales et vaudoises. (Darin: le Nouveau Testament de Zurich.) [Romania XVIII, Nr. 71.]

Breitinger, H. Studien und Wandertage. Frauenfeld 1890.

Farner, Ulr. D'Dorfhex vo Tribeldinge. Es Volksstück mit G'sang. Glarus 1890.

Geilfus, G. Ulrich Hegners Schrift: „Saly's Revolutionstage." [N. Z.-Z. 1890, Nr. 16—20.]

Lieder. — Drei Lieder aus der Reformationszeit. Von Thdr. Odinga. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 173 Beil.]

Meyer, Konr. Ferd. Der Schuß von der Kanzel. [Neue stenograph. Bibliothek des allgemeinen schweiz. Stenographenvereins, Bd. II. Wetzikon 1889.]

Niggli, A. Die Ackermann'schen Komödianten in der Schweiz (1757 bis 1760). [N. Z.-Z. 1890, Nr. 37—43.]

Schauspiele, Schweizerische, des 16. Jahrh., bearb. durch d. dtsch. Seminar d. zürich. Hochschule unt. Leit. v. J. Bächtold, herausg. v. d. Stift. v. Schnyder von Wartensee. Bd. I. Zür. (Frfld.) 1890.

Inhalt: I. Der reiche Mann und der arme Lazarus, bearb v. Th. Odinga. II. Joh. Kolroß, fünferlei Betrachtnisse [u. s. w.], bearb. v. Th. Odinga. III. Heinrich Bullingers Lucretia u. Brutus, bearb. v. J. Bächtold. IV. Georg Binders Acolaslus, bearb. v. J. Boßhart. Anhang: Das Osterspiel von Muri, bearb. v. J. Bächtold.

Schwizer-Dütsch, herausg. von O. Sutermeister. Heft 46, 47, 49, 50: Aus dem Kanton Zürich 10—13.

Spyri, Johanna. Courts récits pour les enfants. Bâle 1889.

Steiner, L. Lustspiele in Zürcher Mundart. Heft 4: E praktisches Landchind. 1889.

— — Edelwyß, ein Lustspiel. [Schwizer-Dütsch, Heft 46/47.]

Tobler-Meyer, Wilh. Deutsche Familiennamen, mit besond. Rücksicht auf Zürich und die Ostschweiz. Abschn. V. [N. Z.-Z. 1889, Nr. 306/309; 313/320; 324/327.]

Vetter, Thdr. Aus dem Schatzkästlein der Zürcher Stadtbibliothek. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 116.]

Volksbücher, deutsche. Aus einer Zürcher Handschrift des 15. Jahrh. mit Einleitung, Anmerkungen und Glossen, herausg. v. A. Bachmann und S. Singer. Tübingen 1890. [Bibliothek des litterar. Vereins, Bd. 185.]

Weber, H. Schauspiele für Jugendfeste. Zürich 1890.

— — J nime nümme n a! Lustspiel im Zürcher-Dialekt. Zürich 1890.

Zangemeister, K. Zur Geschichte der großen Heidelberger, sogen. Manesse'schen Liederhandschrift. [Westdeutsche Zeitschrift VII.]

Biographie, Nekrologe.

Biographie, allgem. deutsche: Rüstow, Frdr. Wilhelm (B. Poten); Rüttimann, J. J. (Schneider); Sax, Eberhard von [Bruder Eberhard v. S.] (Roethe); Schellenberg, Joh. Rudolf (Carl Brun).

Portrait-Gallerie, schweizerische. Heft 15—24. Darin: Herm. Walter Bion, Joh. Wild, Joh. Keller, Elias Landolt, Emil Rothpletz, Carl Attenhofer, Rudolf Koller, Heinr. Honegger, Arnold Böcklin, Konr. Cramer-Frey, Arn. Cloetta, Joh. Schoch, Heinr. Grob, Karl Wilh. Nägeli, J. G. Steffan. Zürich 1889/90.

Bächtold, J. Zur Biographie Joh. Stumpfs. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1890, 4/5.]

David, J. J. Conr. Ferd. Meyer. [Die Nation, 1890, Nr. 32.]

Fenner, H. Heinrich Leuthold. Basel 1890.

Fröbel, Julius. Ein Lebenslauf. Bd. I. Stuttgart 1890.

Geßner, Kd. Lebensbild von Casp. Escher-von Muralt zum Felsenhof in Zürich. (Zürich 1890.)

Harnack, Otto. Goethe und Heinrich Meyer. [Preuß. Jahrbücher Bd. 64, 5.]

Haug, Ed. Von schweiz. Gelehrten und Dichtern. [Bl. für litterar. Unterhaltg. 1890, Nr. 33.]

Jentsch, Karl. Zur Biographie Pestalozzi's. [Die Gegenwart, Bd. 36, Nr. 44.]

Keller, G. Die erzieherischen Ideen in Gottfried Kellers Dichtungen von St. J. [Schweiz. Lehrerzeitung 1890, Nr. 29—33.]

Briefe von Gottfried Keller an Berthold Auerbach. [Allgem. Ztg., München 1890, Nr. 174 Beil.; Auszug daraus in N. Z.-Z., Nr. 213/214.]

Leu. — Aus Rathsherr Leu's Briefen. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 24/25 Beil.]

Lexer, v. Zur Geschichte des deutschen Wörterbuches. Mittheilgn. a d. Briefw. zw. d. Brüd. Grimm u. Sal. Hirzel. [Zeitschr. f. dtschs. Alterth., Bd. 34, 2/3.]

Naville, E. Pestalozzi, Stapfer et Maine de Biran. [Bibliothèque universelle 1890, 4.]

Schultheß, Rita. Aus Heinrich Leutholds Jugendzeit. [Deutsches Dichterheim, Jahrg. X, 13 ff.]

Schleicher, Jw. Ad. Ueber Meister Joh. Hadlaubs Leben und Gedichte. Leipzig 1889.

Seuffert, Bernh. Wielands Berufung nach Weimar. (Nachtrag: Die Züricher Abschiedsrede.) [Vjschr. f. Litteraturgesch. Bd. II, 4.]

Stern, Alfr. Pestalozzi u. die Zeit der Reformen in Preußen. [Die Nation, 1889, Nr. 8.]

Suter, E. Zur Erinnerung an Präsident Hch. Studer. S.-A. Zürich 1890.

Weizsäcker, Paul. Bemerkungen und Nachträge zu Heinrich Meyers kleinen Schriften. [Vjschr. f. Litteraturgesch. Bd. II, 4.]

Wilhelm, Ad. Heinrich Leuthold und das kritische Phrasenthum. [Die Gegenwart Bd. 37, Nr. 8.]

Dürler, Frdr. v. (Von H.) [N. Z.-Z. Nr. 95.]

Horner, Joh. Casp. Von R. Wolf. [Vjschr. d. naturforsch. Ges. Zür., Jahrg. 35, p. 111, Not. 427.]

Keller, Ferd., Dr. [Vjschr. d. naturforsch. Zür., Jahrg. 34, 1889, p. 415/416, Not. 410.]

Meyer, Conr. Ferd. Von Ad. Frey. [Deutsche Dichtung. Herausg. v. K. E. Franzos. 1889, 10.]

Nägeli, Hs. Geo. — Ein ungedr. Brief Frdr. Rückerts an H. G. N. (Von E. M.) [N. Z.-Z. 1890, Nr. 24.]

Stocker, Joh. Gust. [Vjschr. d. naturforsch. Ges. Zür., Jahrg. 34, p. 419/426, Not. 413.]

Tischbein. — Wilhelm Tischbein in Zürich. Von X. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 12 Beil.

Wild, Joh. — Zum Rücktritt von Prof. Wild. [N. Z.-Z. 1889, Nr. 293.]

---

† Bibermann, J. A. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 15.]

† Bühlmann, Rudolf, Landschaftsmaler. [Freitags-Ztg. 1890, Nr. 4 (von Pestalozzi-Wiser)]; [N. Z.-Z. 1890, Nr. 25]; Von H. [Zür. Post 1890, Nr. 20.]

† Bürkli-Schinz, Frdr. (Von A.) [N. Z.-Z. 1889, Nr. 330]; (Von Frdr. Bürkli, älter.) [Zür. Freitags-Ztg. 1889, Nr. 48.]

† Cloëtta, Arnold Leonh., Prof. Dr. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 44 u. 46]; [Ev. Wochenblatt 1890, Nr. 9 (Pfarrer Brenner)]; (W.) [N. Z.-Z. 1890, Nr. 50 Beil.]; [Allg. Schweiz. Ztg. 1890, Nr. 38]; [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 7.]

† Deck, Joh., Pfarrer in Pfungen. [Ev. Wochenblatt 1890, Nr. 14 (Pfarrer Fäsi in Seuzach.)]

† Escher-Bürkli, Albertine. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 23.]

† Frey, Joh. Heinrich, Prof. Dr. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 24.]

† Frey, Rudolf, Kantonalbank-Direktor. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 81]; [Zür. Freitags-Ztg., Nr. 13.]

† Grebel-v. Orelli, Gottfried v. Gottfried v. Grebel-v. Orelli. Worte zur Erinnerung von L. Pestalozzi, Pfarrer am Großmünster. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 132 von G. V.]; [Freitags-Ztg. 1890, Nr. 18 (Pestalozzi-Junghans)].

† Keiser, Ludwig, Prof., Bildhauer. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 3.]

† Keller, Gottfried. Gottfried Keller. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 30.] — Frey, Adolf. Gottfried Keller. [N. Z.-Z. 1890,

Nr. 197.] — Bächtold, Jak. Gottfried Keller. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 198/199.] — Weitbrecht, Carl. Meister Gottfrieds Tod. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 204.] — Die Bestattungsfeierlichkeit für Gottfried Keller. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 200.] — Stiefel, J., und H. Pestalozzi. Weihereden bei der Bestattungsfeier von Gottfried Keller. Herausg. v. stenograph. Bureau in Zürich. 1890. — Das Testament Gottfried Kellers. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 203.] — Frey-Beger, Lina. Gottfried Keller. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 220/246.] — Harden, Max. Gottfried Keller. [Die Nation. 1890. Nr. 42.] — Junghans, Sophie. Eine Erinnerung an Gottfried Keller. [Ueber Land und Meer, Bd. 64, Jahrg. 32, Nr. 44.] — Lemmermeyer, Fritz. Gottfried Keller. [Unsere Zeit. 1890. Nr. 10.] — Mähly, Jak. Gottfried Keller. [Die Gegenwart, Bd. 38, Nr. 35.] — Schubert, Ernst. Gottfried Keller. [Daheim, Jahrg. 26, Nr. 47.] — Silesius. Gottfried Keller. [Magazin f. d. Litter. d. In- und Ausl., Jahrg. 59, Nr. 33/35.] — Stern, Ad. Gottfried Keller. Nekrolog. [Allgem. Ztg., 204 Beil.] — Keller und die Recensenten. [Der Kunstwart, Jahrg. III, 23]; [Helvetia XIII, 11 u. 12]; [Der Kunstwart, Jahrg. III, 21]; [Deutsche Rundschau, Jahrg. 16, 12.]

† Menzel, Pfarrer in Schönenberg. [Ev. Wochenblatt 1890, Nr. 5 (Dekan Aeberli)].

† Orelli, Karl Ant. Ldw. v. — Von U(lrich) M(eister). [N. Z.-Z. 1890, Nr. 41]; [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 5.]

† Ottensoser, Robert. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 124, von St.]

† Rieter, Heinrich, Ständerath, Oberst. [N. Z.-Z. 1889, Nr. 354]; [Landbote 1889, Nr. 302.]

† Schneebeli, Heinrich, Prof. Dr. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 140.]

† Schoch, Joh. Heinrich, Dekan. Von D(iethelm) H(irzel). [Zür. Freitags-Ztg 1890, Nr. 20]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1890, Nr. 116 Beil., von F.]; [Vjschr. d. naturforsch. Ges. Zür., Jahrg. 35, p. 112, Not. 429, von R. Wolf.]

† Schoch, Joh., von Fischenthal. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 114]; [Landbote 1890, Nr. 86.]

† Stuber, Heinrich. — Suter, E., Dr. Heinrich Stuber. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 187/189 Beil.]; [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 13.]

† Suremann, Heinrich. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 4.]

† Usteri, Joh. Mart., Prof. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 156 und 164]; [Ev. Wochenblatt 1880, Nr. 25—26 (Pfarrer Zundel)]; [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 24]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1890, Nr. 137. Von —y—.]; [Kirchenfreund 1890, Nr. 13 (Prof. K. v. Orelli)].

† Wehrli, Joh. Heinrich, Oberst. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 146]; Von —i. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 21]

† Wyß-Escher, Emma v. [Ev. Wochenblatt 1890, Nr. 18 (Dekan Fay).]

† Wetli, Andreas, alt Gerichtspräsident in Männedorf. 1804—1890. Von Á. W. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 199.]

† Wintsch, Gottlieb. — Worte zur Erinnerung, gesprochen von Pfarrer L. Pestalozzi und Obergerichtspräsident Dr. Sträuli. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 117]; [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 17 (Oberrichter Dr. Stockar).]

† Ziegler, Alfred. [Zür. Freitags-Ztg. 1890, Nr. 25.]

Neujahrsblätter auf 1890.

Antiquarische Gesellschaft. Prof. J. Rudolf Rahn: Die schweizerischen Glasgemälde in der Vincent'schen Sammlung in Constanz.

Feuerwerker-Gesellschaft. Oberstlieut. Adolf Bürkli: Biographie von Nikolaus Emmanuel Friedrich von Goumoens, Oberst im Niederländischen Generalstab (1790—1832).

Hülfsgesellschaft. Pasteur Mittendorf, Genf: Die wohlthätigen Anstalten Genfs. II, 2. (V.)

Künstlergesellschaft. F. O. Pestalozzi: Aus dem Briefwechsel des Berner Kunstfreundes Sigmund von Wagner mit David Heß. II.

Musikgesellschaft. Pfarrer H. Weber: Die Geschichte der Oper in Deutschland.

Naturforschende Gesellschaft. Prof. Eduard Schär: Das Zuckerrohr, seine Heimat, Kultur und Geschichte.

Stadtbibliothek. Prof. Jak. Bächtold: Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.

Waisenhaus. Rektor Hans Wirz: Lebensskizze des Prof. Dr. Theodor Hug (1830—1889). Briefe von Joh. Kaspar Orelli (1787—1849) aus seinem zwanzigsten Lebensjahre.

Winterthur. Hülfsgesellschaft. H. Morf: Zwei ostschweizerische Lehrerbildungsanstalten aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Winterthur. Stadtbibliothek. Karl Biedermann: Zur Familiengeschichte der Steiner im XVII. Jahrhundert.

Druck von Ulrich & Co. im Berichthaus.



